1982 - 8 Mark
konkret
SPORT
Fußball, Boxen, Marathon,
Damensattel, Schi-Schi,
Ping-Pong, Jogging, Golf,
Breitner, Leichen, Reporter,
Kostüme, Manndeckung,
Schiedsrichter, Doping...

# in Sport konkret 1982

**Vorspiel** von Hermann L. Gremliza

**Ich laufe gegen mich selbst** von Peggy Parnass, Günter Wallraff
Bei Carter hat das Laufen nichts genützt, und der Kollege über ihm sieht auch etwas mitgenommen aus, aber dennoch ist Marathon ein Gesundbrunnen. Jedenfalls für den Schriftsteller Günter Wallraff. Peggy Parnass lief einmal mit.

**Sport, Kunst und Wachstum** von Werner Schneyder
Die Degeneration von Sport zum Schaugeschäft und die Pervertierung von Kunst zu Feudalkultur sind gleichermaßen: Zerstörung durch Wachstum.

**Compustio Finale: Niki Lauda** von Frieder Kern
1.8.76: Beim Großen Preis von Deutschland auf dem Nürburgring fing der Ferrari von Niki Lauda nach eine Kollision Feuer, Lauda wurde lebensgefährlich verletzt. 28.9.82: Lauda ist tot. Er erstickte in seinem brennenden Ferrari. Ein Science Fiction.

**»Schalke ist, wenn wir zusammen sind«** von Rolf Lindner
Die letzten Wilden im Fußballgeschäft, vormals Sport genannt, sind die Fans, deren harter Kern an die klassischen Rituale proletarischer Straßengangs erinnert. Die Kurve im heimatlichen Fußballstadion ist Ersatz für alles; Wohnviertel, Arbeitsplatz, Familie

**Wie sind doch das Kapital** von Paul Breitner
Paul Breitner ist der Superprofi unter den Profis in der Bundesliga. Ob als Leser der "Peking-Rundschau" oder als Rebell gegen den DFB-Klüngel oder als Werbeträger für die KFZ-Industrie - der Mann mit dem eisernen Leistungswillen und den anfälligen Muskeln spielt jede Rolle mit Perfektion

**Mir gefällt es, ihm gefällt es** von Luc Jochimsen
Die Männer spielten Fußball, Wochenende für Wochenende, und die Frauen schauten zu. So war es immer beim S.F. Boy aus Bottrop. Bis die Frauen es eines Tages leid waren, Schmierseife nur für Männertrikots zu benutzen

**Dabeisein ist Alles** von Michael Schilling

**Mit Flachmann, Schlagring, Schlachtgesang** von Lutz Mahlerwein
Die Lust am Untergang: der selbstzerstörerische Haß der Spießer auf der Tribüne gebiert Gewalt.

**Stute und Netzer** von Gabriele Kreis
Aufstieg und Fall einer Frau, die auszog, sportliche Chauvis das Fürchten zu lehren. Oder umgekehrt?

**Nebenberuflich** von Günter Herburger
MASSEN IN FUSSBALLSTADIONS MACHEN IHM ANGST, DESHALB WAR ER NIE DORT; EISHOCKEY BLEIBT IHM UNVERSTÄNDLICH, WEIL DAS WINZIGE SCHEIBCHEN NICHT ZU SEHEN IST; AUTO- ODER MOTORRADRENNEN FINDET ER ÖDE; TENNIS ALS VERINNERLICHUNG VON AUFSTEIGERMENTALITÄT EBENFALLS, GOLF IST GOTTSEIDANK AUSSCHLIESSLICH ENGLISCH, SKIFAHREN MAG ER, WIE JEDER WEISS, DER SEINE BÜCHER LIEST, BERGSTEIGEN IST FÜR IHN WIE DER EIGENE GROSSVATER UND LUIS TRENKER ZUGLEICH (DIE SICH KANNTEN) SURFER VERACHTET ER ALS BESITZER VON GELÄNDEFAHRZEUGEN, SEINEM SOHN RIET ER, BADEMEISTER ZU WERDEN, PING-PONG HAT ER FRÜHER MIT SEINEN LEKTOREN GESPIELT, MIT SEINER KINDERLIEBE

RINGTENNIS, ZIMMERBALL IST EIN SPIEL FÜR SCHWIEGERMUTTER, OMAS ODER MAGERSÜCHTIGE TANTEN, RADFAHREN EIN TRAUM, DAUERLAUF IST EINE FERIENPASSION VON: GÜNTER HERBURGER

**Schi Schi GmbH** von Winfried Thomsen
Wo die Pistenraupen blühen und Enzian in Flaschen wächst, wo im Wildbach die Bierdosen rauschen und der Kahlschlag der Berge Lawinengefahr garantiert, da wolln wie glücklich sein und beten, daß wie dieses Jahr ohne Gipsbein heimkehren. Alternatives Skifahren gibt es nicht.

**Fußball als letztes Gesamtkunstwerk** von Horst Bredekamp
Fußball ist nicht mehr Spiel, sondern Arbeit, nicht mehr Sport, sondern Krieg, nicht mehr Ekstase, sondern Kommerz und fasziniert dennoch Millionen: Als Theater der Welt

**Die Abwehr von Bp & Co** von Jürgen Saupe
Der schlichte Warentausch Profi gegen Bargeld gehört der guten alten Zeit des Steuerbetrugs an. Heute sind Fußballer ein "imaginäres Wirtschaftsgut", das Unternehmer profitabel abschreiben können.

**Auf dem Spielfeld lagen 40 Millionen Leichen** von Hans-Jürgen Usko
Mit leuchtenden Augen marschierte die Deutsche Turnerschaft 1933 ins III. Reich. Gefolgt von der gesamten bürgerlichen Sportbewegung. Die Arbeitersport-Organisationen wurden zerschlagen. Der Sport war gleichgeschaltet. Ein ganzes Volk betrieb unterm Hakenkreuz Wehrertüchtigung.

**Stierhoden, Luftpumpe, Anabolika** von Manfred Blödorn
Leistungssportler verlassen sich nicht nur auf ihre Muskeln. Sie helfen vor jedem Wettkampf kräftig nach mit allem, was die Pharmaindustrie und die Phantasie ihrer Trainer und Ärzte hergibt.

**Jogg Around The Clock** von Kristian Klippel

**Rauschenbach, Huberty & Co** von Norbert Klugmann
"Sie standen an den Hängen und Pisten" ist ein überlieferter Klassiker von Heinz Maegerlein. Die Moderne der Sportmoderatoren ist noch schlimmer.

**Kaltz trifft auch nur den Ball** von Claudia Prinz
Wie laden Sie herzlich ein zu unserer Samstags-Nachmittags-Konferenzschaltung zwischen Frankfurter Waldstadion, Böckelberg und München, zu Schädelharry, Spezialschützern fürs Schienbein, Raubold, Schädelbasisbruch, gelber Karte, Platzverweis, Zwölfer-Stollen - zu Mord und Musik.

**Periodisches Bockspringen** von Joachim Bloch
Von den Kollegen Humanisten beneidet und geächtet, von ihren Schülern selten geliebt: Sportlehrer '82 zwischen Kameradschaft und Biomechanik, Positivismus und Olympischen Spielen, nassen Säcken und liberalem "mangelhaft"

**Vom Damensattel zum Spagat** von Ingrid Klein
Frauensport: Der lange Marsch gegen Prüderie und Familienideologie

**"Here Comes The Story Of The Hurricane..."** von Fatima Igramhan
Er war einer der größten Herausforderer und sitzt seit sechzehn Jahren wegen unbewiesenen Mordes im Zuchthaus: Der schwarze Boxer Rubin "Hurricane" Carter

**Beleidigung für Augen und Gefühle** von Robert Plieth
Der Bourgeois war verstört. Mit seinem Bild der "Ringer" holte Courbet 1853 das Proletariat in der Pariser Salon. Diese Regelverletzung bedachte die Kunstkritik einhellig mit dem Prädikat: "Meister der Schule des Häßlichen in seiner vulgären

und niedrigen Gestalt."

**Foul und Vorsatz** von Ewald Lienen
Das Medienereignis sind die Einzeltäter. Warum das Fußballgeschäft brutaler wird, ist kein Thema.

**Olympisches** von Volker Kühn

**Der DFB - Ein Einziger Strafraum** von Wolfhard Klein
Ein Blick zurück ist ein Blick nach vorn: Ein Volk, ein Reich, ein Fußballbund

**Mein Fan** von Ludwig Fels

**I Bin Net Dei Jugo** von Harald Irnberger
Amateur-Sport: Alois Rohrmoser, Skifabrikant, Marke Atomic, stellt die Bretter und einen Angestellten-Vertrag. Ein Portrait des Rennläufers Robert Zoller

**"Heimat aus Gottes Hand"** von Christel Dormagen
ist vielleicht tatsächlich der letzte Film von Louis Trenker (89). Christel Dormagen traf den Mythos der Berge und ließ sich erzählen über Alpinismus, Goethe, Religiosität, Messner, Hitler...

**Mein Idol** von Hermann Peter Piwitt
"Sage mir, wer dein Idol ist, und ich sage dir, wer du bist. Ob das auch für heimliche, offene, ernsthafte, feuchte, vergangene, jugendliche, zukünftige und für Schwärmereien an und für sich gilt, können wir getrost den Hobby- und Profi-Psychologen überlassen...

**Mein Idol** von Franz Josef Degenhardt
"Sage mir, wer dein Idol ist, und ich sage dir, wer du bist. Ob das auch für heimliche, offene, ernsthafte, feuchte, vergangene, jugendliche, zukünftige und für Schwärmereien an und für sich gilt, können wir getrost den Hobby- und Profi-Psychologen überlassen...

**Mein Idol** von Hans-Ulrich Klose
"Sage mir, wer dein Idol ist, und ich sage dir, wer du bist. Ob das auch für heimliche, offene, ernsthafte, feuchte, vergangene, jugendliche, zukünftige und für Schwärmereien an und für sich gilt, können wir getrost den Hobby- und Profi-Psychologen überlassen...

**Mein Idol** von Hermann L. Gremliza
"Sage mir, wer dein Idol ist, und ich sage dir, wer du bist. Ob das auch für heimliche, offene, ernsthafte, feuchte, vergangene, jugendliche, zukünftige und für Schwärmereien an und für sich gilt, können wir getrost den Hobby- und Profi-Psychologen überlassen...

**Mein Idol** von Horst Herrmann
"Sage mir, wer dein Idol ist, und ich sage dir, wer du bist. Ob das auch für heimliche, offene, ernsthafte, feuchte, vergangene, jugendliche, zukünftige und für Schwärmereien an und für sich gilt, können wir getrost den Hobby- und Profi-Psychologen überlassen...

**Mein Idol** von Horst Königstein
"Sage mir, wer dein Idol ist, und ich sage dir, wer du bist. Ob das auch für heimliche, offene, ernsthafte, feuchte, vergangene, jugendliche, zukünftige und für Schwärmereien an und für sich gilt, können wir getrost den Hobby- und Profi-Psychologen überlassen...

**Mein Idol** von Annette Humpe

"Sage mir, wer dein Idol ist, und ich sage dir, wer du bist. Ob das auch für heimliche, offene, ernsthafte, feuchte, vergangene, jugendliche, zukünftige und für Schwärmereien an und für sich gilt, können wir getrost den Hobby- und Profi-Psychologen überlassen...

**Mein Idol** von Luc Jochimsen

"Sage mir, wer dein Idol ist, und ich sage dir, wer du bist. Ob das auch für heimliche, offene, ernsthafte, feuchte, vergangene, jugendliche, zukünftige und für Schwärmereien an und für sich gilt, können wir getrost den Hobby- und Profi-Psychologen überlassen...

**Mein Idol** von Günter Wallraff, Günter Mielke

"Sage mir, wer dein Idol ist, und ich sage dir, wer du bist. Ob das auch für heimliche, offene, ernsthafte, feuchte, vergangene, jugendliche, zukünftige und für Schwärmereien an und für sich gilt, können wir getrost den Hobby- und Profi-Psychologen überlassen...

Konkret-Sport 1982, S. 4

**Hermann L. Gremliza**

# Vorspiel

Dann gehts zu den Schlachtfeldstätten,
*um im Geiste mitzutreten,*
*mitzuschießen, mitzustechen,*
*sich für wochentags zu rächen;*
*um im Chor Worte zu röhren,*
*die beim Gottesdienst nur stören.*
*Schinkenspeckgesichter lachen*
*treuherzig, weil Knochen krachen...*

Das war die Haltung der Sechziger-Intellektuellen, der bildungsbürgerliche Dégoût der »neuen Linken« gegenüber der Massenunterhaltung Sport. Ob Franz Josef Degenhardt dieses Lied (»Deutscher Sonntag«) heute noch einmal so schriebe? Ich glaube nicht. Die Zeit, da der Gesellschaftskritiker heimlich auf die Sportschau lauerte und öffentlich die Fußball-Idioten belächelte, ist vorbei.

Gewiß, Sport war immer auch Herrschaftsinstrument, panem et circenses, Brot und Spiele für die Proleten, im Collosseum oder im Olympia-Stadion der Reichshauptstadt Berlin. Und wenn im Krisenjahr 1982 die arbeitslosen Jugendlichen, die »auf Schalke« gehn, den arbeitslosen Jugendlichen, die mit der blau-weißen »Hertha« ziehn, die Fresse polieren, anstatt die Herren auf der Ehrentribüne zu vermöbeln, funktioniert der Sport noch immer so gut wie im alten Rom.

Oder besser: denn die Caesaren ließen sich die Ablenkung der Massen durch Spiele noch etwas kosten, ihre modernen Nachfahren plündern ihre Opfer auch noch aus, wenn sie sie unterhalten, degradieren sie zum Markt für dreifach längsgestreiften Tineff aller Art, made in Taiwan, oder elektronischen Schnickschnack, made in Japan. There's no business like sport business.

Trotz alledem: so fest eine gigantische Industrie den Sport auch umklammert, ganz konnte und kann sie seine Sprengkraft nicht bändigen. Wie Caesar seinen Daumen, der über Tod oder Leben entschied, dorthin richten mußte, wo der Pöbel ihn sehen wollte, so fegt noch heute der Zorn der Massen den Weltklassetrainer von der Bank und die Spekulationen des Multi-Sponsors vom Tisch. Dem fünfzigtausendfachen »Derwall, du Arschloch« im Dortmunder Westfalenstadion sind auch die professionellen Mäßiger (= Moderatoren) der Unterhaltungsbedarfsversorgungsanstalten öffentlichen oder privaten Rechts nicht gewachsen. Ihr Tadel ("unerhört«, »geschmacklos«) wirkt, vor solcher Naturgewalt, bloß komisch.

Herrschaftsinstrument ist auch das Idol. Sorgsam von einem ganzen Pulk von Trainern, Managern, Vorständen, Medizinmännern, Psychologen, Politikern und anderen staatserhaltenden Pyknikern dressiert, die Rolle des »Vorbilds für die Jugend« zu spielen, leistungswillig, einsatzfreudig, aufstiegsbewußt, dabei so bescheiden und stets freundlich: der Schwiegersohn, den sich die Frau Direktor für die Tochter ihres Gärtners wünscht. Franzl Beckenbauer, der noch unter der Dusche die Hände an die Hosennaht legt, ist der Idealtyp; deshalb hat die deutsche BP ihn »im Rahmen unseres gesellschaftspolitischen Engagements« angestellt (und dem HSV z.frdl. Verw. überl.). Der Kaiser wird als »Werbekosten« steuerlich abgeschrieben. Mit Recht.

Aber im Idol lauert auch Gefahr. Entdeckt nicht die krummwirblige Masse im Anblick des Modell-Athleten immer auch etwas von dem, was der menschliche Körper sein könnte? Kann sie seine eleganten Bewegungen verfolgen, ohne je daran zu denken, warum sie so verkrüppelt vor der Glotze hockt? Wird sie ihre motorischen Störungen nicht doch einmal als den physischen Ausdruck jener Entfremdung des Menschen von seinen menschlichen Fähigkeiten erahnen, die Resultat der arbeitsteiligen Klassengesellschaft ist? Geschah das nicht mit Millionen Farbiger in den USA und aller Welt, wenn Muhammed Ali zu seinem »Shuffle« ansetzte?

Beabsichtigt ist die Veranstaltung von Sport als eine profitträchtige Methode, den »kleinen Leuten«, also uns, ihr letztes Eigenes, ihre Lust, ihren Haß und ihre Wut, zu enteignen. Doch um an die heranzukommen, muß man sie erst einmal freisetzen. Und solange sie frei sind, in diesem kleinen anarchischen Moment zwischen Provokation und Anpassung, sind sie mächtig. Wenn die Reporter die Hände über dem Kopf zusammenschlagen, wenn die Masse aus den vorgestanzten

Sprechchören über die Wassergräben ins Stadion bricht, wenn der Präsident nach Polizeischutz ruft - dann erleben wir die Schönheit des Sports.

Beim Jogging kommt sowas natürlich nicht vor.

Konkret-Sport 1982, S. 6

**Peggy Parnass, Günter Wallraff**

# Ich laufe gegen mich selbst

**Bei Carter hat das Laufen nichts genützt, und der Kollege über ihm sieht auch etwas mitgenommen aus, aber dennoch ist Marathon ein Gesundbrunnen. Jedenfalls für den Schriftsteller Günter Wallraff. Peggy Parnass lief einmal mit.**

***PEGGY.*** Günter, du warst immer mein Bruder im Leid: Ausgezehrt, heruntergekommen, kaputt, am Rande des Zusammenbruchs oder gerade dabei oder danach. Jetzt sehe ich dich seit einiger Zeit als das blühende Leben. Hast du all deine Süchte aufgegeben?

***GÜNTER.*** Eins ist richtig: Seit ich dieser Leidenschaft nachgehe, oder nachlaufe, geht es n* viel besser. Ich fühlte mich schon richtig alt und merkte, wie die Kräfte nachließen. Bei meiner Art von Arbeit sind entsprechende Reserven ja auch schneller verbraucht. Mir ging es jedenfalls sehr schlecht, und so langsam laufe ich dem davon. Hinzu kommt, daß tiefe depressive Phasen, die mich früher Wochen, manchmal Monate lähmten, inzwischen ganz weg sind. Nicht, daß ich nicht mehr an vielem leide, aber es ist nicht mehr so, daß es mich total runterzieht und ich nicht mehr zum Arbeiten komme.

***PEGGY.*** Du hast früher versucht, deine Depressionen wegzudrücken mit Alkohol, Zigaretten und Tabletten...

***GÜNTER.*** Tabletten habe ich nicht genommen, aber Alkohol phasenweise immer wieder mal zu viel, wobei ich auch heute kein Antialkoholiker bin. Ich geh nur besser damit um. Ich trinke keine scharfen Sachen mehr. Ich spüre es nämlich am nächsten Tag, wenn ich laufe, und dann macht das keinen Spaß. Du trinkst übrigens genußvoller, zum Beispiel trockenen Wein, der durchaus seine Wirkung hat, oder Bier, wenn du völlig ausgedürstet bist nach einem dreistündigen Lauf, bei dem du zwischen zwei bis drei Kilogramm abgenommen hast.

***PEGGY.*** Wie bist du auf die Idee gekommen zu laufen? Bist du plötzlich die Straße entlanggelaufen und hast gemerkt, es tut dir gut? Vielleicht der Bahn oder einem Mädchen nach, oder wie kam das?

***GÜNTER.*** Das war ein Zufall. Ich traf vor drei Jahren jemand, der mir eine Lebensversicherung verkaufen wollte. Der lief bereits sein Leben lang und schlug mir vor, einmal mitzulaufen. Tja, und dann bin ich drangeblieben. Es fiel mir sehr schwer am Anfang. Ich hatte Schwachstellen, wie zum Beispiel Knie und taube Partien an den Beinen, aber alles ging so nach und nach wieder weg, es bildeten sich neue Muskeln, und es ging immer leichter und lockerer. Die Zustände danach - mal von den ersten Wochen abgesehen - waren richtige Heilzustände.

Sauerstoff war ab sofort meine Droge und die Strecken wurden immer länger. Ich konnte zunehmend konzentriert arbeiten, bis zwei/drei Uhr nachts, was ich früher nur mir Kannen von Kaffee, wenn überhaupt, gebracht habe. Ich seh das Laufen nicht als Selbstzweck, das wäre fachidiotisch. Es gibt schon genug Wortidioten, obwohl ich die bei Marathonläufern weniger finde. Auch aggressive Menschen gibt es da nur selten. Ich weiß nicht, woran das liegt, das müßte man mal untersuchen. In der Psychiatrie zum Beispiel wird Laufen therapeutisch eingesetzt, denn Depressionen sind Stoffwechselstörungen. Das Laufen löst Spannungen und bringt über das Bewußtsein der Körperlichkeit neues Selbstbewußtsein. Außerdem hat es etwas Kommunikatives, ein sensibles Miteinanderumgehen. Egal aus welcher Richtung. Jedenfalls kenne ich keinen Faschisten, der läuft.

PEGGY: Ich hab's vorhin auch gemerkt. Zuerst war ich stocksauer, daß du mich in den Wald schleppen wolltest. Wir hatten sowieso so wenig Zeit, es goß den ganzen Tag, ich war überarbeitet, übermüdet und wollte schnell das Gespräch mit dir führen. Stattdessen sind wir durch Pfützen gelaufen und gesprungen, und ich fühle mich trotzdem sauwohl. Dachte, ich könnte nur auf Demos gehen, oder gar nicht. Nur: ist nicht das Laufen, so wie du es betreibst, mehrere Stunden am Tag, eine Droge? Als du einmal unfreiwillig ausgesetzt hast, ging es dir noch Wochen später schlecht.

***GÜNTER:*** Das ist eine rein körperliche Sache. Wenn ich mir ein Bein brechen würde und eine Zeitlang gar nicht mehr laufen könnte, müßte ich wahrscheinlich kreislaufanregende Mittel nehmen, um überhaupt klarzukommen.

***PEGGY:*** Als ich mich gerade toll fühlte und erst 30 oder 60 Meter gelaufen war, hast du meinen Puls gemessen, am Hals, und gesagt, daß er so schnell schlägt wie bei einem Olympiakämpfer kurz vorm Ziel.

***GÜNTER:*** Marathonläufer laufen mit 120 Pulsschlag die ganze Strecke durch. Du hast 150 gehabt nach 30 Metern. Beim Marathonläufer geht das, je mehr er trainiert, runter auf 60, 50, 40 und noch darunter, das heißt, die haben ganz andere Reserven. Wenn die einem normalen Arzt begegneten ' würde der einen Notarzt rufen, weil ein solcher Pulsschlag ohne diesen organischen Zusammenhang krankhaft ist. Aber was heißt schon krankhaft? Wenn mein Pulsschlag runtergeht, bin ich auch ruhiger, ' konzentrierter, weniger hektisch, kurz, mir geht es gut.

Du' sprachst von Suchterscheinungen. Dies ist eine der wenigen gesunden Süchte, Ich brauche meine Arbeit, auch diese Form der Arbeit, die Form dieser Reibungsflächen. Auch das sind Suchtformen: du brauchst immer stärkere Dosen, um den gleichen Befriedigungsgrad zu erreichen. Und das Laufen kompensiert es vielleicht ein wenig. Allerdings mußt du auch

hier längere Strecken im gleichen Tempo zurücklegen, um die gleiche Wirkung zu erreichen. Aber es bleibt eine Sucht, die körperlich nicht schadet. Sauerstoff richtet keine Schäden an.

***PEGGY.*** Ich seh' hier in der Innenstadt immer mehr Leute mit breiten Ärschen und kurzen Höschen, die um die Alster joggen. Und ganz ganz tief die Autoabgase einatmen. Die glauben bestimmt auch, daß sie was Gesundes machen.

***GÜNTER.*** Die Joggingwelle ist eine Modeindustrie, bei der schon der Name zeigt, daß A was Aufgesetztes ist. Wir haben das früher immer Laufen genannt, und so nenne ich das heute noch. Das kann jeder, du brauchst kein Talent dafür und auch keine besondere Kleidung. Natürlich halte ich es für absurd, in Autozonen zu laufen weil du das drei- bis achtfache an Sauerstoff beim Laufen aufnimmst und damit auch ein Vielfaches an Schadstoffen.

***PEGGY:*** Jemand hat verbreitet, daß du an der nächsten Olympiade teilnehmen willst?

***GÜNTER:*** Das ist Spinnerei. Ich bin ganz froh, daß mir durchs Alter Grenzen gesetzt sind. Vielleicht hätte ich sonst diesen Ehrgeiz. Es gibt zwar Ausnahme-Athleten, Günter Mielke zum Beispiel, ein 39jähriger Sonderschullehrer, der dieses Jahr die beste Marathonzeit hat. Aber mir kommt es beim Wettkampf - hin und wieder nehm ich daran teil - nie darauf an vorne zu liegen, sondern darauf, den Lauf durchzustehen. Ich laufe gegen mich selbst, nicht gegen Konkurrenten. Das sind alles Freunde, die will ich nicht besiegen, auch nicht in meiner Altersklasse.

***PEGGY.*** Läufst du denn immer mit anderen, oder meistens allein?

***GÜNTER:*** Ich laufe meistens alleine. Denn ich bin auf keine Zeit festzulegen. Das ist wie bei meiner Arbeit: Oft erst sehr spät abends, manchmal sogar erst nachts kann ich den Arbeitsrhythmus unterbrechen.

***PEGGY:*** Dann geh ich in eine Kneipe und du gehst in den Wald.

***GÜNTER:*** In einer Vorstadtsiedlung schließt sich ein Stadtwald an, den ich in einem großen Radius mehrmals umlaufen kann. Bei Vollmond ist es sehr schön, da kannst du auch unbeleuchtete Strecken laufen. Dann fällt alles von mir ab. Mir fallen dabei Sachen ein, die ich sonst im täglichen Stress verdränge und die hier quasi vagabundierend wieder auftauchen. Das ist wie im Traum. Nur, Träume vergißt du meistens, aber nach dem Laufen kannst du deine Gedanken aufschreiben. Und noch etwas: Landschaft existierte für mich kaum noch, das hatte fast was Beängstigendes. Als ich anfing zu laufen, dachte ich ständig, daß ich eins über den Kopf kriege. Diese Angst ist heute verschwunden. Ich fühle mich in den einsamsten Gegenden, auch nachts, vollkommen geborgen, aufgehoben, sicher.

***PEGGY.*** Ich weiß, daß du viel Angst gehabt hast, viel begründete Angst. Man hat dich reichlich bedroht. Was machen diese privaten Ängste?

***GÜNTER:*** Du kannst natürlich nicht alles durch das Laufen loswerden. Du kannst es mildern. Du kannst damit besser umgehen. Es ist nicht mehr so übermächtig. Richtige Angst habe ich noch manchmal vor Hunden. Aber bisher hab ich Glück gehabt, obwohl schon mal einer hinter mir her war. Du darfst dann auf keinen Fall deine Route ändern, darfst keine Angst zeigen, sondern mußt ganz beharrlich, wie die selbstverständlichste Sache der Welt deine Fährte einbehalten und Augenkontakt aufnehmen. Bloß keine Formen von Panik oder großen Bogen oder gar zurücklaufen. Das wird alles als Zeichen von Schwäche aufgefaßt.

**PEGGY.** Du hast gesagt, du wärst bald reif für den Rollstuhl gewesen, und jetzt bist du äußerst rüstig. Und daß es Siebzigjährige gibt, die durch Laufen zwar nicht 120 Jahre werden, aber ein viel fröhlicheres Alter haben.

**GÜNTER:** Ich hab so eine Verschleißsache im Rücken, die eher progressiv verlaufen ist und die durch das Laufen jetzt rückläufig ist. Auf den Röntgenbildern kannst du sehen, daß die Knorpelmasse sich neu bildet und gleichzeitig die Muskeln diese Schwachstelle jetzt besser umschließen. Außerdem trägt die Entgiftung und Entschlackung zur besseren Durchblutung bei. Ich hab früher Wochen gelegen, wenn ich diese zyklischen Rückenschmerzen hatte, heute ist es schon nach drei, vier Tagen vorbei. Ich hatte schaft an Operation gedacht, was ein ziemliches Risiko gewesen wäre. Daran denke ich heute überhaupt nicht mehr.

**PEGGY.** Du läufst wie ein junges Reh. Das sieht dermaßen elegant und ansteckend aus. Und wenn du von Alter sprichst, finde ich es komisch. Du siehst jünger aus und bewegst dich jünger als vor 15 Jahren.**GÜNTER:** Vor 15 Jahren fühlte ich mich auch viel älter. Ich hab nicht mehr die Angst vorm Älterwerden und davor, daß ich anderen zur Last fallen oder meine Arbeit nicht mehr fortführen könnte. Da sehe ich jetzt über längere Phasen viel mehr Land.

**PEGGY.** Läuft deine Freundin mit?

**GÜNTER.** Sie ist sehr unsportlich. Wir machen manchmal so Wettkampf-Spielchen, dann lauf ich rückwärts, so daß wir ungefähr die gleichen Voraussetzungen haben.

**PEGGY.** Wie reagiert sie auf deine neue Sucht?

**GÜNTER:** Sie unterstützt es, auch weil ich dadurch vor allem in Zeiten mit großem Stress gelöster und umgänglicher geworden bin.

**PEGGY.** Potenter?

**GÜNTER:** Das will ich nicht sagen, vielleicht über einen langen Zeitraum, aber nicht so unmittelbar.

PEGGY: Das war auch nie dein Hauptproblem.

**GÜNTER:** Das waren mehr Pubertätsprobleme. Meine Kinder merken übrigens auch, daß ich nach dem Laufen aufgeräumter bin. Ruth, die 14-jährige, sagt, daß sie jetzt einen ganz anderen Draht zu mir hat.

**PEGGY.** Ich merke auch, wie gut gelaunt wir beide jetzt sind nach unserem Waldlauf, und wie gestreßt und irritiert und grantig wir vorher waren. Zumindest ich .

**GÜNTER:** Die Gefahr ist, daß es sich verselbständigt. Es ist wie bei jeder Sucht. Mein Traum ist - wahrscheinlich leiste ich mir den nie - ein halbes Jahr durch ganz Norwegen zu laufen. Bis zum Nordkap...

**PEGGY.** ... mit den Ozeandampfern um die Wette...

**GÜNTER:** ... laufen in einer Landschaft, die du neu erlebst, mit einer Gruppe, ein paar auf Fahrrädern, einige laufen ...

**PEGGY.** Apropos: Du bist zum Friedenssternmarsch von Köln nach Bonn gelaufen. Und neben dir radelte Biermann.

**GÜNTER.** Hark Bohm ebenfalls.

**PEGGY.** Das Gespräch zwischen euch dreien hätte ich gern im Film festgehalten.

**GÜNTER:** Das war ein sehr ungleiches Gespräch, weil die beiden mit den Fahrrädern doch etwas schneller waren, so daß es mehr ein Dozieren war. Wolf hat uns ganze Seminare in Marxismus und Kritik des Stalinismus gehalten. Bis nach Bonn und wieder zurück nach Köln. Das waren so um die fünfzig Kilometer.

**PEGGY:** Tanzt du gerne?

**GÜNTER.** Ich seh' gern zu.

**PEGGY.** Das ist für mich der einzige Sport.

**GÜNTER:** Aber wann bist du dabei im Freien?

**PEGGY.** In Schweden, wo ich aufgewachsen bin, haben wir im Wald getanzt. Da gab es die Tanzplattform aus Holz, und es wurden die Nächte durchgetanzt. Sehr schön war das. Das würde ich gern wieder machen.

**GÜNTER.** Bei uns in den Diskos, das macht dich doch fertig. Seit ich laufe, gehe ich nicht mehr in Kneipen, wo du dich fast vergiftest. Dagegen bin ich inzwischen allergisch geworden, mein Körper wehrt sich.

**PEGGY.** Rauchst du noch?

**GÜNTER:** Ich hab ein paar Rückfälle gehabt im ersten halben Jahr. Seit 2 1/2 Jahren nicht eine Zigarette. Ich hab auch kein Verlangen mehr, im Gegenteil, ich fühle mich unwohl, wenn so geraucht wird, daß du kaum noch die Rauchschwaden durchdringen kannst. Ich geh nicht mehr in solche Kneipen, auch nicht nach Veranstaltungen. In linken Kneipen ist es ja leider ganz besonders schlimm. Es ist für mich Körperverletzung, was da stattfindet.

**PEGGY.** Ich hab noch nie geraucht. Habe nie den Mut, andere zu bitten, es sein zu lassen.

**GÜNTER.** Ich kann das jetzt.

Marathon hat übrigens nicht nur was mit Gesundheit zu tun. Ich kenne Leute, die wogen über zwei Zentner. Die haben nicht durch Hungern abgenommen. Das nützt eh nichts. Eßgewohnheiten kannst du schlecht über den Kopf umstellen. Diese falschen Diäten bei Frauen zum Beispiel finde ich schrecklich. Die nerven so nach außen, weil sie dauernd in höchster Anspannung sind, grrrr.

**PEGGY.** Ich eß auch so gerne. Das ist meine neue Sucht.

**GÜNTER.** Essen finde ich fantastisch. Dazu noch mit Freunden zusammen, eine herrliche Sache. Jedenfalls wäre es meiner Meinung nach das Verkehrteste, eine Hungerkur zu machen, weil damit ein Stückchen Persönlichkeit verlorengeht. Aber über das Laufen kannst du dieser Leidenschaft viel stärker nachgehen. Und fühlst dich wohl dabei und nimmst trotzdem ganz automatisch ab.

**PEGGY:** Und was ist mit jemand wie mir, die von Haus aus sehr dünn ist?

**GÜNTER:** Du bist vom Typ her ein richtiger Läufertyp. Eher noch als ich.

Günter Kiessler zum Beispiel kam mal mit zwei Zentnern für zwei Jahre ins Gefängnis und fing dort an zu laufen. Unter erschwerten Bedingungen. Er lief auf der Stelle, auf der Matraze. Der unter ihm lag, wurde wahnsinnig durch das Stampfen, dem hat er seine Tabakration gegeben. Später durfte er im Hof laufen, 150 Meter hin und zurück. Er lief auf diese Weise bis zu dreißig Kilometer am Tag in seinen zwei bis drei Freistunden. Als er rauskam, war er einer der besten Marathonläufer und wiegt heute 40 Kilogramm.

Konkret-Sport 1982, S. 10

**Werner Schneyder**

# Sport, Kunst und Wachstum

**Die Degeneration von Sport zum Schaugeschäft und die Pervertierung von Kunst zu Feudalkultur sind gleichermaßen: Zerstörung durch Wachstum.**

Komödianten, Musiker, Schreiber und Schausteller jeder Art werden immer wieder gefragt, was sie denn an Sport so fasziniere, warum sie die entscheidenden Termine der Weltkunst so bedenkenlos einem Europa-Cup-Match im Fernsehen unterordnen.

Die meisten Antworten haben mit lebenslänglichen Projektionen von Jugendträumen zu tun, mit dem appeal dieser Gegenwelt.

Ich habe (für mich) eine andere Antwort: Sport ist der Kosmos der Dramaturgie. Nichts, was es an Gesetzlichkeiten zwischen Tragödie und Farce, zwischen Exposition, Steigerung, Höhepunkt, Verzögerung, Finale, zwischen Pointe und Epik gibt, ist im Sport nicht ablesbar, abschaubar, ist an Sport nicht erlernbar. Sport ist Welttheater - in seinem Erscheinungsbild als Schausport. Ein unkritisches Welttheater, aber ein sich ganz direkt mitteilendes. Für kritische Erkenntnisse also wesentlich brauchbarer als sich kritisch gebärdendes Welttheater der Bühnen, das sich nicht mitteilt. (Dementsprechend läßt der Sport, den man gegebenenfalls selbst betreibt, einen viel über sich selbst erfahren.)

Die Degeneration von Sport zum unreinen Schaugeschäft hat ihre (mir interessante) Parallele in der Pervertierung von Kunst zu Feudal- und Hochkultur. Sport und Kunst sind, wie sie sich heute darstellen, nur mehr höchstsubventioniert denkbar. Existieren nur mehr dank der Bereitwilligkeit einer geduldigen oder verladenen Öffentlichkeit, sich plündern zu lassen. Kunst und Sport sind gleichermaßen Schaubild der ökonomischen und soziologischen Katastrophe. Nur, auf dem Kunstsektor gilt das Negative als nicht so exakt nachweisbar. Denn da stehen ja sofort Heere von Schmocks auf, die mit ästhetisierendem Nebel rund um Kunst- und Kulturtheorien die kritischen Ansätze ersticken.

Im Sport geht das nicht so leicht. Denn Sinn, Wesen, Chance des Sports sind definierbar und so gut wie unbestritten. Alle Agenten, die Mißbrauch, Überdotation und Entmenschlichung des Sportes so verteidigen wie die Feudalkunsthändler die Feudalkunst sind - wenigstens theoretisch - sofort überführbar.

Versuchen wir einmal, zwischen Hochkultur und Sozialkultur einerseits und Berufs(Leistungs)sport und Freizeit(Ausgleichs)sport andererseits hin- und herzudenken. Unter Berufssport versteht das Publikum das Betreiben eines Sportes, durch das der Sportler - leistungsorientiert - Geld verdient. Die Höhen dieser Verdienstsummen sind umstritten, werden so heftig angegriffen wie verteidigt. Aber dieser Schaukampf um die Bezahlung der Sportler ist nur dazu da, um von grundsätzlicher Betrachtung der Ökonomie des Berufssports abzulenken. Am Berufssport verdienen - unmittelbar und in der Folge - in erster Linie die Sportartikel- und Sportveranstaltungsindustrien. Und zwar in einem Maße, das die Gagen für die Sportler irrelevant macht. (Im Gegensatz zu den Betriebskosten). Diese Industrien stehen hinter dem Sportbetrieb, sie sind eigentlich schon der Sport. Sie vertreiben Berufssport, und sie stellen Berufssportler ein. Sie sorgen dafür, daß jede herausragende Leistung in ihr Gagensystem einbezogen wird. Sie enteignen mit dem Berufssport die Gesellschaft.

In der Feudalkultur wird dasselbe Spiel gespielt. Die überhöhten Gagen der Stars sind im Gespräch. Nicht im Gespräch ist, wie lächerlich diese Kosten für die Akteure des Betriebs sind, mißt man sie an den Veranstaltungs- und Verwaltungskosten dieser Großkunstliga. So bleibt unerkannt, daß es längst nur mehr das Interesse der Verwerter des Betriebes ist, der Phonoindustrien und der audiovisuellen Dealer, das mit einem gigantischen Aufwand an Publicrelations, Journalistenbestechung und Augenauswischerei einen Betrieb aufrechterhält, der im Kulturbegriff des Volkes keinerlei Basis mehr hat. Die Enteignung funktioniert auch hier.

Für das System des Betruges an der hochkulturfernen Gesellschaft bemüht die Hochkultur gelegentlich den Begriff »Umwegrentabilität«. Der hätte auch für den Sport seine Gültigkeit. Das Prinzip ist dieses: Der Staat legt auf jeden Sitz des Opernhauses einer führenden Festspielstadt einen horrenden Betrag und erwartet vom angereisten Benützer dieses Sitzplatzes, daß der das indirekt auf dem Sitz vorgefundene Geld in den umliegenden Restaurants und Hotels wieder ausgibt. Alle, die nicht anreisen können oder wollen, sind also um ihr Kultursteuergeld geprellt.

Im Wintersport, zum Beispiel, funktioniert das ähnlich. Die Einwohner eines Bergdorfes, die Steuern zahlen und so auch ihren Beitrag zum Nationalsport leisten, erhalten vom Nationalsport eine Schiweltmeisterschaft zurück. Darauf explodieren in diesem Bergdorf die Übernachtungszahlen, es muß gebaut werden, die Schischule hat plötzlich Rang und Namen, die Sportartikelbranche vervielfacht ihren Umsatz, der praktische Arzt ist mit dem Gipsen überlastet, kurz: das Bergdorf hat für sein Steuergeld Infrastruktur zurückbekommen, das Steuergeld wurde auf Umwegen mehr als rentabel. Was aber haben die Bewohner der Satellitenvorstadt im Industriegebiet davon, daß sie an dieser Schiweltmeisterschaft mitgezählt haben? Mehr Grün für ihre ballspielenden Kinder? Bessere Gesetze zur Wahrung der auf dem Tennisplatz zu atmenden Luft? Ein Wasser in der Flußau, dessen Zusammensetzung es möglich macht, den Pilzkulturen des städtischen Hallenbades zu entrinnen?

Dem Berufssport, dem Schaugeschäft Leistungssport, steht der Freizeitsport gegenüber. Dieser Freizeitsport ist aber keiner mehr. Man ihn ihn seiner Selbstverständlichkeit beraubt. Man hat ihn zum Ausgleichs-Sport gemacht. Man hat ihn verpflichtet, einen Ausgleich zu schaffen. Einen Ausgleich für die zerstörerischen Mechanismen unseres sozialen Lebens. Man hat ihn verordnet, zur Verpflichtung gemacht. Seine Popularisierung durch die Gesundheitspolitik ist Ausdruck elenden Gewissens. Die Popularisierung durch die Industrie ist logisch, da gilt es die Chancen eines riesigen Marktes wahrzunehmen und viele müßige oder sinnlos erneuerte Geräte zu verkaufen. Auch der Freizeitsportler steht in einem Zwangssystem. Er, der Gesundheitssportler, wird zum Konsumenten einer Ware, deren Teil der Leistungssportler ist.

Dem hysterischen Forcieren des Freizeitsportes entspricht jene Kulturpolitik, die sich gegen die Aufsichtsratvorsitzenden der Feudalkultur als wehrlos oder zu feige erweist, die aber noch sensibel genug ist, auch ein schlechtes Gewissen zu haben und auch für »Ausgleich« sorgen zu wollen. So entstehen diese lächerlichen »Kunst ins Volk«-Programme, so rechtfertigt sich dieser chronistische Kunstförderungsirrsinn, so ertönt der nur mehr komische Ruf nach künstlerischer Selbstverwirklichung von Menschen, deren Selbstverwirklichung durch keine noch so arbeitslose Zeit in Richtung »Kunst« zu manipulieren ist. Allerorten soll - auch wenn sie nicht so heißt - die Ausgleichskunst entstehen oder betrieben werden. Und so wird wiederum ein Subventionssystem geschaffen, in dem sich alle Fehlwidmungen, Defekte und Unterschlagungen des feudalen Kulturlebens im Kleinen wiederfinden.

Sport und Kunst sind mir die plastischsten Beispiele für die Mechanismen der Wachstumsgesellschaft, für Zerstörung durch Wachstum. Es gibt da noch sehr viele Ansätze. So spricht man in der Wachstumsdebatte von dem Menschen angepaßten Technologien und von dem Menschen unangepaßten, letztlich unmenschlichen Technologien. Viele Beispiele des Sports sind für diesen Definitionsstreit brauchbar, auch Beispiele der Kunst, wenngleich - wie gesagt - nicht so mühelos.

Es gibt ein Sportgerät namens Bob. Dieser sehr teure Bob ist in der Natur unbrauchbar. Man muß für ihn in Bau und Erhaltung extrem teure Bobbahnen bauen. Man stelle die Zahl der Menschen, die diesen Sport ausüben (wollen) in Relation zu seinen Voraussetzungen. Das ist ein willkürliches Beispiel für eine Reihe völlig denaturierter Sportarten ohne jede gesellschaftliche Basis (außer der Bezahlung).

Man staune über die künstlichen Wildwasserstrecken der Kanuten, die für Millionen gebaut werden, weil das wilde Wildwasser nicht so genormt wild ist wie das nicht wilde Wildwasser. Die Zerstörung des Sports ist ein ökonomisches wie auch ein ästhetisches Problem.

Man benütze das Turnen und Schwimmen der spritzenmanipulierten Kindfrauen für die Beurteilung des Menschenbildes der Leistungsgesellschaft. Man untersuche das :wiederum auch in der Kunst nachweisbare - Mißverhältnis von Mensch und Gerät (Materialaufwand) am Beispiel der Formal I-Boliden. Der Beispiele wäre kein Ende. Die Entwicklungen sind klar absehbar.

Ich empfehle jeder Kunstkritik und jeder Gesellschaftskritik, sich mit Sport zu befassen - auch mit dessen Schönheiten und Glücksmomenten. Da lernt man eine Menge begreifen.

Konkret-Sport 1982, S. 12

**Frieder Kern**

# Compustio Finale: Niki Lauda

**1.8.76: Beim Großen Preis von Deutschland auf dem Nürburgring fing der Ferrari von Niki Lauda nach eine Kollision Feuer, Lauda wurde lebensgefährlich verletzt. 28.9.82: Lauda ist tot. Er erstickte in seinem brennenden Ferrari. Ein Science Fiction.**

»Lauda ist tot.« Dies meldete die Nachrichtenagentur unter ap 152sp um 14.52 Uhr; sieben Minuten später folgte ap 152/2sp, die Fortsetzung: »ER STARB AUF DEM RING AM 28. SEPTEMBER 1982, EINEM FREUNDLICHEN SOMMERTAG, UM 14.47 UHR. DIE STRECKE WAR TROCKEN, DIE SICHT OPTIMAL. DER RENNARZT NANNTE ALS TODESURSACHE: COMPUSTIO MIT FINALEM AUSGANG DURCH AKUTES VESIKULÄRES LUNGENEMPHYSEM.«

Daß es ihn ausgerechnet auf dem 22,8 Kilometer langen Kurs in der Eifel erwischen mußte. Er konnte diese Rennstrecke nie leiden - und als ob er das Unheil erahnte, hatte er mehrmals angedroht, nie wieder auf dem Ring zu starten. Er ist trotzdem gefahren - in den Tod.

Jetzt fragen sich alle, wie so etwas passieren konnte. Die Strecke war trocken, die Sicht optimal. Es gab keine Behinderung durch andere Fahrzeuge.

Warum ist Lauda im Streckenabschnitt Bergwerk von der Fahrbahn abgekommen? War es ein Fahrfehler? Bei einem Routinier wie Lauda sei dies auszuschließen, jedenfalls in diesem Streckenabschnitt, behaupten die Experten. Ein technischer Defekt? Bei Ferrari? »Unmöglich«, antwortet Wolf Lommele, Rennfahrer.

Die Fangzäune haben den rasenden Ferrari aufgehalten, sich aber dabei so überdehnt, daß sie den Wagen zurück auf die Fahrbahn schleuderten. Der Amerikaner Brett Lunger konnte nicht ausweichen. Ihn trifft keine Schuld. Die Wagen krachten ineinander, einmal auf dem Ring und danach 37mal in Zeitlupe im Fernsehen. Tagesschau, Tagesthemen, Heute am Mittag, Heute am Abend. Sportschau, Sportjournal, Sportmagazin. Vor dem Sandmännchen und nach der Tagesschau. Wann immer man den Fernseher andrehte, es krachten die Wagen ineinander. Aber auch ARD und ZDF wußten nicht, warum Lauda von der Strecke abgekommen war.

Alle haben es gesehen, einmal, zweimal und nochmal. Der Ferrari brannte wie Zunder. Merzario, der italienische Kollege, zog Lauda aus der flammenden Kiste. Er wird dafür geehrt werden: »Ihr Einsatz war vorbildlich, beispielgebend, auch und gerade für die Jugend. Wir freuen uns, Sie mit der Tapferkeitsmedaille am Band ... « undsoweiter. Bei der Feierstunde für Merzario, sie soll im Anschluß an eines der nächsten Rennen zelebriert werden, wird man nicht umhin können zu erwähnen, daß Merzario am toten Lauda zog. Er war zu diesem Zeitpunkt bereits erstickt.

Die alten Männer wissen sich stets zu helfen. Die haben Erfahrung, sind fix. Alte Männer gibt es überall, auch beim Automobilclub von Deutschland (AvD), dem Veranstalter. »Der Rennwagen von Lauda ist nicht mit den optimalen Sicherheitsvorkehrungen ausgerüstet gewesen. Das Lebensrettungssystem, vom Sportgesetz verbindlich vorgeschrieben, hat nicht funktioniert«, erklären sie flugs.

Die Italiener, allen voran Ferrari, erforschen den gegenteiligen Sachverhalt. Sie weisen den Vorwurf weit von sich - ja sie geben ihn galant zurück an die Veranstalter und verweisen auf den toten Lauda, der nicht nur einmal bemängelt hat, daß die Sicherheitsvorkehrungen am Ring nicht auf Höhe der Zeit seien.

Damit ist der Fall gelöst. Jeder hat recht, keiner schuld, und Lauda ist tot. Deckel zu.

Deckel auf, Deckel zu: Start zum Großen Leichenschmaus. Dem Beobachter der Formel- 1 -Szene wird nicht entgangen sein, daß es sich bei dem Todestag Laudas, dem 28. September, um ein besonderes Datum handelt. Drei Jahre genau auf den Tag zurück, am 28. September 1979, war Lauda mit Glanz und Gloria und Schimpf und Schande aus dem Rennzirkus ausgestiegen.

Dabei erntete er brausenden Beifall und gellende Pfiffe, je nach Standort. Selbst Andre Glucksmann wurde bemüht: »Die Freiheit zu unterbrechen«. Er nennt sie eine herumlungernde Fähigkeit, eine Unordnung, aus der Kapital zu schlagen den Ausbeutungs-Experten noch nicht gelungen sei.

Das paßte ganz gut. Den einen. Wer es genau wissen will, kann es im Buch »Die Meisterdenker« nachlesen, das der Rowohlt-Verlag für 24 Mark bereithält - und es am Lauda-Leichenschmaus nachprüfen, der jetzt serviert wird. Wohl bekomm's:

Der Apéritif:

Ein Arbeitnehmer schmeißt die Klamotten hin, sagt seinem Chef, er habe keine Lust mehr, fährt in die Kneipe, verständigt seine Frau. Seine Frau flippt aus, sein Chef ist von den Socken, seine Kollegen machen sich Gedanken. Nur die Nachbarn wußten immer schon, daß es so enden würde.

Der Arbeitnehmer sucht sich neue Arbeit, der Chef einen neuen Arbeiter. Die Kollegen sind sauer. Die Nachbarn wissen es noch immer besser.

Der Arbeitnehmer hieß Niki Lauda und ist nicht in die Kneipe, sondern ins Hotel gefahren. Er war Österreicher, damals 30 Jahre. Seine Frau hieß Marlene, sein Sohn Lukas.

Acht Jahre lang war er Formel-eins-Rennfahrer. Für Enzo Ferrari und sich hat er zwei Weltmeisterschaften gewonnen und dabei glänzend verdient. Fürs folgende Jahr waren ihm von Brabham, seiner Firma, zwei Millionen Dollar Lohn und ein neues Auto versprochen. Er packte seine Klamotten am Freitag, dem 28. September 1979 , zwischen zwei Trainingsläufen zum Großen Preis von Kanada in Montreal. Auf Arbeitssuche ist er nicht gegangen, der Arbeitnehmer-Unternehmer Niki Lauda. Ihm gehörte bereits seit einem Jahr eine Fluggesellschaft, die Lauda Air.

Die Hauptspeise:

1. Gang

Niki Lauda: »In Montreal sagte ich: 'Entlüftet die Kupplung.', obwohl mir völlig wurscht war, ob da noch Luft drin war. « Seinem Chef, Bernie Ecclestone von Brabham, eröffnete er wenig später: »Ich hör' auf, ich habe keine Lust mehr. Mir fehlt jeder Ehrgeiz, jede Motivation.«

2. Gang

In Hof bei Salzburg geriet Frau Marlene völlig aus dem Häuschen: »Ich habe total durchgedreht. Kaum, daß ich das Telefon aufgelegt hatte, hab' ich alle Wirtshäuser bei uns in Hof angerufen und hab' gesagt: 'Wer immer zur Tür reinkommt, jeder ist mein Gast. Kann trinken was er will - Schnaps, Champagner, Sturm. Die Stammtische können die ganze Nacht durchbechern.'«

3. Gang

In Montreal erläuterte Niki Lauda vor Reportern: »Es hat mich einfach nicht mehr gefreut. Und dann hab' ich mich gefragt, warum ich wie ein Trottel mit den anderen im Kreis fahr'.«

4. Gang

In einer Agenturmeldung wurde behauptet: Niki Lauda fahre demnächst ein 1000-Kilometer-Rennen.

5. Gang

In einem Interview stellte Niki Lauda richtig: »Irgendeiner muß immer etwas erfinden, weil es nicht logisch ist, daß der Lauda einfach so aufhört.«

6. Gang

In der ARD-Sportschau erinnerte Ernst Huberty daran, daß Niki Lauda mit Im-Kreis-Rumfahren Multimillionär geworden ist.

7. Gang

In der ARD Sportschau sagte Niki Lauda: »Wenn einem in den Kopf schießt, man will nicht mehr, warum sich dann noch weiterschleppen, um eben ein Jahr zu beenden, oder eben ein bisserl mehr Punkte machen, ein bisserl mehr Geld verdienen.

8. Gang

In Montreal sagte Weltmeister Jody Scheckter aus Südafrika: »Unser Sport ist nichts für Jungs, sondern für Männer, und wenn Männer nicht mehr antreten wollen, um ihr Leben zu riskieren, wenn sie keinen Sinn mehr darin sehen, dann ist das eine gute Entscheidung. «

9. Gang

Einmal bemerkte Niki Lauda: »Wenn ich heute gewinnen will, muß ich doch genauso idiotisch fahren wie Villeneuve oder Arnoux.« In seiner Autobiographie steht: »Die Freude gewinne ich aus der Faszination der Perfektion, nicht aus Geilheit des Autofahrens.«

10. Gang

In Hof bei Salzburg erzählte Frau Marlene: »Niki hat mich angerufen und sagte ganz spontan: 'Wir müssen sparen mit dem Seifenpulver. Du brauchst meinen Overall nie mehr zu waschen'.«

11. Gang

In seiner Autobiografie schrieb Niki Lauda: »Ich könnte mir gut vorstellen, daß es irgendwann eine plötzliche Entscheidung gibt, über Nacht - zack, zack. «

12. Gang

In den Zeitungen stand, in Montreal habe sich etwas Unerhörtes, Sensationelles ereignet; ein Abgang mit einem Satz, der die Vollgasartisten noch wochenlang wie Theaterdonner verfolgen wird.

13. Gang

In Montreal sagte Niki Lauda: »Ich bin normal in mein Auto eingestiegen, normal weggefahren und habe mir gedacht: 'Was machst du da eigentlich? Wieso fährst du eigentlich im Kreis wie die anderen Fahrer um dich herum? Da empfand ich die Sinnlosigkeit und bin einfach ausgestiegen.'«

14. Gang

In Springers »Welt« resumierte der Psychologe Fritz Stemme: »Es hat schon andere Stars gegeben, die sich durch Heirat und Geburt eines Kindes umkrempeln ließen. Vor allem ist das dann immer der Fall, wenn selbst Zweifel am Erfolg zu nagen beginnen. Niki Lauda hat inzwischen eingesehen, daß er kein Weltmeister mehr wird.«

15. Gang

In der ARD Sportschau sagte Niki Lauda: »Das Interessante ist, daß keiner es glaubt, wenn eine ganz normale, eine menschliche Entscheidung getroffen wird.«

16. Gang

In Montreal brüllte Brabham-Chef Ecclestone den argentinischen Rennfahrer Zunio an: »Los, dort sind die Lauda-Sachen. Zieh' alles an und steig in sein Auto. «

***

Die Nachspeise hat lange auf sich warten lassen. Sie wurde erst Monate nach Laudas endgültigem Ausstieg, seinem Unfall am Ring, aufgetischt: Die Formel-l-Renner stehen in der riesigen Flugzeughalle. Es ist die Nacht zum Großen Preis. Man hört einen Ferrari flüstern:

Ferrari: »Du glaubst, es war Selbstmord?«

Brabham: »Ich glaube nicht, ich weiß es! «

Lotus: »Hast du Beweise?«

Brabham: »Der Lauda-Air ist die Luft ausgegangen.

Keine Flocken, Pleite. Das Unternehmen war ruiniert, Lauda am Ende! «

Aber wer hört schon auf Rennautos, und wenn's schon einer tut, glaubt er es nicht, auch wenn's die Wahrheit ist.

Konkret-Sport 1982, S. 16

**Rolf Lindner**

# »Schalke ist, wenn wir zusammen sind«

**Die letzten Wilden im Fußballgeschäft, vormals Sport genannt, sind die Fans, deren harter Kern an die klassischen Rituale proletarischer Straßengangs erinnert. Die Kurve im heimatlichen Fußballstadion ist Ersatz für alles; Wohnviertel, Arbeitsplatz, Familie**

Nachdem die Fußballspieler salonfähig geworden sind, und sei's nur wegen ihres respekterheischenden Portefeuille, sind die Fußball*fans* an der Reihe, der Journaille als stellvertretende Hilfsschüler der Nation zu dienen. Vorbei die seligen Zeiten, in denen man sich immer wieder einmal köstlich wie Bolle darüber amüsierte, daß der ehemalige Nationalspieler Szymaniak bei Vertragsverhandlungen statt 1/3 »mindestens 1/4 mehr« verlangt haben soll (die Intelligenz ist sich eben für keinen Scherz zu schade).

Nunmehr hat der Fußballsport, einst mit Proletengeruch behaftet, seine letzten Wilden in jenem harten* Kern der Fußballfans gefunden, die für einen feuilletonistischen Rundumschlag in Saure-Gurke-Zeiten immer gut sind. Das Psycho- und Soziogramm der real nicht existierenden, weil bloß »sogenannten Fans« reicht von »hirnlos« und »krank im Kopf« bis »asoziales Gesindel« und »kriminelles Pack«.

Zwar wird das Phänomen damit nicht begriffen, aber was soll's; die Fußballfans zu fragen, ob sie wüßten, wie der Bundespräsident heißt (so geschehen in »Panorama«), dafür reicht der Intelligenzquotient des Berichterstatters allemal. Nur, so meine ich, sagt eine solche Frage mehr über das Gesellschaftsbild des Fragestellers aus als deren Beantwortung über den Intelligenzgrad des Befragten.

Es sollte auch für Journalisten nicht zuviel verlangt sein, einmal über den Zusammenhang zwischen massenmedialer Berichterstattung und Zuschauerverhalten nachzudenken.

Dabei denke ich nicht einmal an den spektakulären Fall, wo vor Jahren Fußballfans Waffen in die Hand gedrückt worden sein sollen, um sie mal so richtig »zünftig« abzulichten; ein Verfahren, das sicherlich nicht unerheblich zum Image des harten Fußballfans, wie er zu sein hat, beigetragen hat. Gemeint ist vielmehr der ganz profane Medienalltag, in dem die Bevölkerungsmehrheit nur dann eine über bloße Staffage hinausgehende Rolle spielt, wenn einzelne von ihr entweder was Fürchterliches getan haben oder ihnen etwas Schreckliches widerfahren ist. In einem solchen Medienalltag kann als Grundregel gelten, daß die Anwesenheit von Berichterstattern Nachrichten schafft, und zwar solche, die sie vorgeblich suchen.

In einer Welt von »oben« und »unten«, von hochdotierten »Stars« und arbeitslosen »Fans«, von denen, die in die Zeitung kommen, und jenen, die sie lesen, kann kaum verwundern, daß es Menschen gibt, die die selbstzerstörerischsten und gemeingefährlichsten Wege suchen, um auch »berühmt« zu werden: »Jetzt kommen wir in die Zeitung und gehen in die Geschichte ein«, jubelten die Hertha-Frösche, nachdem sie auf der Fahrt zum Auswärtsspiel bei Alemannia Aachen ein Zugabteil in Brand gesteckt hatten.

Doch das ist nur das bislang traurigste Kapitel und nicht einmal die Hälfte der Geschichte. Was sich im Verhalten der Fans auf so verquere und zum Teil gefährliche Weise artikuliert, ist eine Anteilnahme, die in dem zum Show-Business heruntergekommenen Profifußball keinen rechten Platz mehr findet und trotzdem untrennbar mit ihm verbunden ist. Der Fußball-»Rowdy« ist, sowohl als Phänomen wie als Begriff, neueren Datums, ist Resultat der Veränderungen im Fußballsport, die das Bild des traditionellen Anhängers unzeitgemäß machten.

Der »Rowdy« ist der bloße Antipode des Zuschauers neuen Typs, der für sein »gutes« Geld »gute« Unterhaltung verlangt und ansonsten fortbleibt. Auf diesem Hintergrund erscheinen die harten Fans, und

das hören die Vereinsverantwortlichen nicht gerne, als die »wirklichen« Anhänger insofern, als sie jederzeit rückhaltlos hinter »ihrem« Verein stehen. Selbstverständlich ist das »verrückt« angesichts von Fußballstars, die ihre Vereinstreue, die sie publikumswirksam im Munde führen, »in letzter Instanz« von der Kontenbewegung abhängig machen. Aber hinter dem Vereinsfanatismus steckt mehr, als der oberflächliche Blick auf die Star-Fan-Beziehung offenbart, steckt mehr als die sowieso gebrochene Identifikation mit den Spielern.

In dem Ausspruch eines jugendlichen Schalke-Fans -»Schalke ist, wenn wir zusammen sind« - steckt mehr Wahrheit als in manchen soziologischen Abhandlungen. Er verweist präzise auf das, wofür das Stadion allererst steht: Es ist ein Ersatz-Terrain, auf dem die Solidarität nach innen immer auch einen äußeren Feind sucht. Der harte Kein der Fußballfans erinnert mit seiner Gruppenstruktur, seinen Aktionen und Ritualen an die klassische proletarische Straßengang, die in früheren Zeiten allenfalls in den Blick der fürsorglichen Macht, der Sozialfürsorger und der Polizei geriet. Ihr ausgeprägter Territorialismus ist im Zuge der Zerstörung traditioneller Wohnviertel und der Entwicklung des Verkehrswesens gewissermaßen mobil geworden.

Der »Turf«, den es gegen eingebildete und wirkliche Eindringlinge zu verteidigen gilt, ist nun nicht mehr die Straße oder der Block im Arbeiterwohnviertel, sondern die Kurve im heimatlichen und jenes Eckchen im gegnerischen Stadion, das man sich mit der Zeit »erobert« hat. Die Rituale im Stadion offenbaren das kulturelle Erbe, das Generationen von proletarischen Cliquen gekennzeichnet hat: der Schlachtgesang der Fußballfans (»Hier regiert der BVB«) erinnert präzise an die Proklamierung eines territorialen Anspruchs, wie er in unzähligen Graffiti der Jugendgangs nach dem Grundmuster »Hier regiert XYZ« Geschichte geworden ist.

Daher ist nicht eigentlich das peu, was in den Stadien passiert (einschließlich der traditionellen gegenseitigen Bekämpfung von unterpriviligierten Gruppen, die dem Prinzip des »teile und herrsche« entgegenkommt). Neu ist vielmehr, daß es *in den Stadien* passiert und damit in einer Öffentlichkeit, die man gemeinhin »die bürgerliche« nennt.

Was heute in den Stadien vorgeht, läßt sich zu einem Gutteil nur dann begreifen, wenn man darin einen hilflosen und verqueren Versuch sieht, sich auf symbolische Weise einen öffentlichen Raum anzueignen. Einen öffentlichen Raum immerhin, der bürgerlichen Beobachtern vor noch nicht allzu langer Zeit allein deshalb bedrohlich erschien, weil er Massenansammlungen von Arbeitern barg.

Konkret-Sport 1982, S. 20

**Paul Breitner**

# Wie sind doch das Kapital

**Paul Breitner ist der Superprofi unter den Profis in der Bundesliga. Ob als Leser der "Peking-Rundschau" oder als Rebell gegen den DFB-Klüngel oder als Werbeträger für die KFZ-Industrie - der Mann mit dem eisernen Leistungswillen und den anfälligen Muskeln spielt jede Rolle mit Perfektion**

***KONKRET:*** Herr Breitner, spielen Sie eigentlich noch gern Fußball?

***BREITNER:*** Grundsätzlich: ja. Spielen ja. Aber das Trainingsprogramm oder der Trainingsablauf gerade jetzt, bei dieser Witterung, das täglich zweimalige Training, das, was zum Spielen dazugehört, was die Voraussetzung ist, das ist oft nicht mehr mit sehr viel Vergnügen verbunden. Das muß ich ganz ehrlich sagen.

***KONKRET.*** Was treibt Sie dann noch dazu, Fußball zu spielen?

***BREITNER.*** Seit ich Fußball spiele, arbeite ich sehr gern sehr hart. Ich hab sehr früh begonnen, meine Leistungsgrenze immer weiter nach oben zu setzen. Ich hab versucht, den Punkt, wo andere Leute sagen, es geht nicht mehr, zu überspringen, zu überwinden. Ich hab seit jeher einen absoluten Anspruch an meinen Leistungswillen gestellt - ich kann mal Mist machen, andere können Mist bauen, nur, ich verlang von mir das jeweilige Optimale, was körperlich, konditionell, physisch möglich ist. Und wenn ich in einer Phase bin wie in den letzten Wochen, wo ich ständig mit Verletzungen zu tun hatte, die es mir nicht ermöglichten, daß ich meine normale Form finde, wo dann sowieso alles Mist ist und wo man sich hineinsinniert und daran denkt, daß es nach elf Jahren sowieso irgendwann einmal zu Ende sein wird, dann sag' ich mir: »Ich steh jetzt vor einem Höhepunkt oder vor einem guten Abschluß im nächsten Jahr. Und wenn ich dann ein bissl anfang zu denken, was ich tun muß, um nächstes Jahr fit zu sein, dann sag ich mir: »Gut, o.K. Junge, du machst weiter. Du mußt dich jetzt zusammenreißen.«

Ich hab jahrelang Probleme gehabt, im Winter und zu Beginn des Frühjahrs meine Form zu finden, weil ich beim ersten Schneefall begonnen hab zu motzen. Mir hat überhaupt nichts mehr gepaßt. Ich hasse den Winter, den Schnee. Und das hat mich so weit gebracht, daß ich von Jahr zu Jahr in dieser Phase eine schlechtere Leistung gebracht hab. Ich hab gesagt, mich kotzt eh alles an. Jeder Spieler hat mich angewidert. Ich hab gesagt, wenn's nur schon wieder Frühling, wenn's nur schon wieder warm war. Mit dem Ergebnis, daß es von Jahr zu Jahr schlechter wurde. Im letzten Jahr hab ich mir gesagt: jetzt schaust du, ob du dich noch einmal selbst besiegen kannst. Diese vier oder fünf Monate, die überwindest du dich jetzt. Du kämpfst gegen deinen inneren Schweinehund an. Und ich hab das letztes Jahr geschafft, und ich werd das jetzt sicherlich wieder schaffen.

***KONKRET.*** Innerer Schweinehund, Verantwortung - das klingt alles sehr nach Askese und gar nicht nach Lust. Deshalb nochmal die Frage nach dem Spaß am Fußball: Wenn Sie auf einer Spazierfahrt an einem Kartoffelacker vorbeikommen, wo zwei Altherren-Mannschaften spielen, halten Sie da nochmal an?

***BREITNER:*** Nein, sicherlich nicht. Aber ich spiele einige Male im Jahr mit einem Verein, den eine Freundesgruppe um mich herum vor einigen Jahren gegründet hat - da macht das Spielen echt Spaß. Nun zu der Sache mit der Askese, mit Verantwortung und so: Ich habe vor drei Jahren in diesem Verein eine Rolle übernommen, die viel Verantwortung bedeutet. Wir haben jetzt einen Manager, mit dem ich jahrelang selbst gespielt hab. Wir haben den Spielbetrieb um die Mannschaft herum fast perfekt auf die Bedürfnisse der Spieler abgestimmt. Wir haben einen neuen Präsidenten und einen neuen Trainer bekommen, alles vor etwa drei Jahren. In dieser Phase hab ich die Möglichkeit gehabt, gewisse Erfahrungen einzubringen, die ich bei Real Madrid gemacht hab: Was es heißt, eine Mannschaft zu führen, was es heißt, eine Mannschaft zu betreuen, und was es heißt, auf alle Bedürfnisse einzugehen, die eine Mannschaft während des Spielbetriebs und auch außerhalb des Spielbetriebs hat.

***KONKRET:*** Bitte ein Beispiel.

***BREITNER.*** Für mich das wichtigste Beispiel ist die ärztliche Betreuung. Beim FC Bayern war es vor einigen Jahren noch so, daß am Samstag der Mannschaftsarzt neben dem Trainer auf der Bank saß und daß die neuen Spieler, die verpflichtet werden sollten, von diesem Arzt untersucht wurden - scheinbar untersucht wurden, denn ich hab selbst diese Untersuchungen mitgemacht. Da wurde so ein Fragebogen ausgefüllt, da wurde ein paarmal auf die Knie geklopft, der mußte sich bücken, damit sich die krumme oder nicht krumme Wirbelsäule zeigt, damit war der Fall erledigt. Dann wurde relativ schnell und auch relativ viel gespritzt, um Verletzungen zu verdrängen, nicht um sie zu heilen. Damals, als ich vom FC Bayern zu Real Madrid ging, war in der Bundesliga überhaupt nichts von dem Bewußtsein zu spüren, daß wir das Kapital der Vereine sind, daß wir wie hochgezüchtete Traber oder Galopper eben sehr vorsichtig und auch sehr bewußt von der medizinischen Seite betreut werden müssen. Als ich 1974 wegging, haben wir nicht einmal eine Unterwasserwanne gehabt, wir haben überhaupt nichts gehabt, kein Gerät, gar nichts. Ich hab in Madrid gesehen, daß man es auch anders machen kann. Daß man es sicherlich auch übertreiben kann, wenn plötzlich fünf, sechs Ärzte rund um die Uhr für die

Mannschaft, für die Familien, für die Kinder zuständig sind. Wir haben da drei Masseure gehabt. Das war das positive Extrem. Und wir haben nun versucht, einen Mittelweg zu finden, das heißt, wir haben versucht, einen optimalen Physio-Therapeuten, sprich Masseur, zu bekommen, der mehr kann, als nur die Muskeln zu lockern, sondern, der auch ein bißchen was weiß von Verletzungen, zumindest von kleinen Verletzungen, Zerrungen, Muskelfaseranrissen. Wir haben versucht, einen Vereinsarzt für uns zu gewinnen, der wirklich rund um die Uhr für die Mannschaft da ist, den man auch mitten in der Nacht anrufen kann. Wir haben es in Verbindung mit diesen Leuten geschafft, daß wir in unserer Geschäftsstelle, das heißt, bei den Umkleidekabinen, bei den Duschen, dort, wo wir uns umziehen und auf das Training vorbereiten, eine medizinische Abteilung haben, die wirklich den Anforderungen der Bundesliga gerecht wird.

***KONKRET.*** Daß Sie so großen Wert auf medizinische Betreuung legen, liegt das nicht auch daran, daß Sie selbst - vor allem in jüngster Zeit - sehr anfällig für Verletzungen sind?

***BREITNER:*** Probleme mit irgendwelchen Muskeln hab ich seit meinem 16. Lebensjahr. Ich bin damals in München in der Uni-Klinik untersucht worden. Man hat festgestellt, daß ich mit der Wirbelsäule, mit den Lendenwirbeln, mit dem Ischias ziemliche Probleme hab. Damals haben mir die untersuchenden Ärzte bereits gesagt, daß ich, wenn ich aktiv Sport treibe, immer Probleme haben werde mit meiner Muskulatur.

***KONKRET:*** Aber in letzter Zeit muß noch etwas Besonderes dazugekommen sein. Wir haben Sie in Hamburg beim Spiel gegen den HSV gesehen. Da schienen Sie, was wir von Ihnen gar nicht kannten, jedem Zweikampf bewußt aus dem Weg zu gehen.

***BREITNER.*** Ich muß Ihnen recht geben, was dieses Spiel anbelangt. Ich kann Ihnen nicht recht geben, was meine generelle Bereitschaft angeht, in Zweikämpfe reinzugehen. Mein Spiel in Hamburg war eine Folge einer Verletzung, die wir - auch ich - wochenlang für gar nicht so tragisch gehalten haben. Mir ist Mitte Juli auf der rechten Seite eine Sehne gerissen. Es gibt drei Sehnen, die die Oberschenkel- mit der Unterschenkelmuskulatur verbinden. Und alle drei sind an und für sich notwendig, damit der Bewegungsablauf einigermaßen über die Bühne geht. Und davon ist mir eine eingerissen. Ich hab mir diese Verletzung durch eine Bewegung geholt, die es bis jetzt noch nicht gegeben hat. Ich hab nämlich versucht, mit der Hacke einen 15-Meter-Paß zu schlagen. Hier kam der Ball, ich bin steil gelaufen und wollte im höchsten Tempo den so mit der Hacke dahinten rüberspielen. Und dann hats den gemacht: Knack. Das war so ein richtiges Schnalzen. Da ist also irgendwas mit der Sehne passiert, das habe ich sofort gemerkt. Ich habe dann ungefähr zehn Tage hier vom Oberschenkel bis da runter einen einheitlichen Muskel gehabt - so viel Wasser und Blut war darin. Und es hat sich dann hinterher herausgestellt, daß diese Sehne eingerissen war. Ich hab dann wochenlang ausgesetzt und hab hin und wieder mal gespielt, trainiert ein bißl. Die Sehne selbst ist dann um den 10. September herum gerissen. Folge davon wiederum war, daß ich wochenlang brauchte, um einzusehen, daß ich gewisse Bewegungen nicht mehr machen kann. Daß ich gewisse Drehungen nicht mehr machen kann**.** Viele Leute haben in der letzten Zeit geschrieben: Warum geht das nicht, oder warum ist er da ein bißl langsamer, oder warum kann er das nicht? Ich hab mir immer gesagt, es geht im Grunde niemand was an. Aber jetzt, wo ich weiß, daß ich es in den Griff kriege, daß ich wieder alles machen kann, nur eben anders, da kann ich auch drüber reden.

***KONKRET:*** Das erklärt manches. Aber kann man denn mit dieser gerissenen Sehne einfach weitermachen, oder muß die erst geflickt werden?

***BREITNER:*** Nein, die kann nicht mehr geflickt werden. Da ist jetzt ein Loch drin. Der Stumpf dieser Sehne, der sitzt hier im Muskel drin. Bis hier ist also das Ganze unterbrochen. Und dieser Sehnenstumpf, der muß jetzt allmählich mit der Muskulatur verwachsen. Der geht irgendwie in den Muskel über. Es wäre reparabel gewesen, wenn wir es gleich gemerkt hätten. Dann hätte man es nähen müssen. Der Professor Hess, der immer bei der Nationalmannschaft dabei ist, der sagte, er hätte das operiert, auch nach 14 Tagen oder drei Wochen noch. Das hätte dann mindestens drei oder vier Monate gedauert. Und wenn ich das gewußt hätte, wenn er mir gesagt hätte, o.K., wir können das nähen, aber das dauert drei bis vier Monate, dann hätte ich gesagt, nein, wir nähen das nicht.

Mittlerweile ist das so weit, daß es vor allem geistig auch drin ist, daß ich weiß, du mußt jetzt in dieser Situation bißl was anders machen. Seit ich das gemerkt hab, seit ich mir das zugegeben hab, hab ich begonnen, manche Sachen zu probieren, und jetzt geht es wieder vorwärts. Jetzt ist das voll drin.

***KONKRET:*** Kann das nicht zu einer Folgeschädigung führen? Sie sagten eben, wenn Sie gewußt hätten, daß sie drei, vier Monate aus dem Beruf rausgemußt hätten, hätten Sie die Operation nicht gemacht. Warum**?**

***BREITNER:*** Wenn man vier Monate vom Geschäft weg ist, braucht man mindestens noch einmal die gleiche Zeit, um wieder einigermaßen in Form zu sein. Dann was die Fitness anbelangt, ist eins klar, die Saison wär um. Man kann eine Saison, was die Leistung anbelangt, ein bißchen programmieren. Wenn ich drei Monate verletzt bin, dann brauche ich drei weitere Monate, um wieder einigermaßen leistungsfähig zu sein. Nach drei Monaten Pause braucht man etwa vier Wochen, um körperlich einigermaßen in Schuß zu sein. Wenn man dann beginnt, dann ist es eine Erfahrungstatsache, daß man

innerhalb von acht Tagen eine neue Muskelverletzung bekommt, weil der Muskel ermüdet ist, schlaff ist, sich zurückgebildet hat. Das ist das sogenannte »Verletzungspech«, das im Grunde sehr einleuchtend und sehr logisch ist.

***KONKRET:*** Sie machen also aus Angst vor dem »Verletzungspech« nach einer Verletzung Heber keine Pause?

***BREITNER:*** Ich hab in der vergangenen Saison in der gleichen Zeit eine leichte Verletzung gehabt. Etwa Anfang August habe ich einen Einriß der Sehne am Schambein mitgekriegt. Das zog sich dann hin, logischerweise kam dann eine der Verzerrungen dazu, weil man ja anders läuft, man belastet ja anders, ich würd sagen: man verkantet. Dann war ich wieder einigermaßen gesund, dann hab ich mir Anfang September hier eine Schulterzerrung zugezogen in Stuttgart: Das Gelenk ist aus der Pfanne raus und ist dann wieder hinein, das hat wieder drei, vier Wochen gekostet. Dann war ich gesund, dann hab ich Rippenfellentzündung gekriegt, die hat mich wieder vier Wochen umgehauen, dann war ich wieder gesund. Dann hab ich Kiefernhöhlenvereiterung gehabt. Das ging immer so im Drei-, Vier-Wochentakt. In dieser Zeit hab ich fast immer damit gespielt, ich hab mit der Leiste gespielt, ich habe 14 Tage ausgesetzt mit der Rippenfellentzündung ich hätte normalerweise sechs Wochen aussetzen. müssen, und bin eben so lala über die Vorrunde gekommen. Und wenn erstmal der Januar da ist, dann wird es bei mir immer besser, dann ist es nicht mehr so tragisch.

Warum mach ich das? Weil ich eben weiß: Wenn ich mich vier Wochen hinhocke und warte, bis die Verletzung auskuriert ist, muß ich anschließend wieder ganz von vorne anfangen. Wenn wir am Samstag spielen, und ich kriege einen auf den Knöchel, so daß ich Montag, Dienstag nicht trainieren kann und erst Mittwoch wieder anfange, dann merk ich am Mittwoch, daß ich zwei Tage nichts gemacht habe. Und wenn wir im Juni in Urlaub gehen, dann ist mein Organismus, der ganze Kreislauf auf dem Nullpunkt. Nach drei Wochen Urlaub ist es so, wie wenn ich überhaupt noch nie was gemacht hätte. Ich muß mich wieder schinden, ich muß drei, vier Wochen auf Kondition bolzen, um wieder einigermaßen fit zu sein. Und das mitten in der Saison zu machen, dazu bin ich nicht bereit, das reicht einmal im Jahr.

***KONKRET:*** Das ist eine noch größere Schinderei als mit einer leichten Verletzung weiterzuspielen?

***BREITNER.*** Ja. Und vor allem wird die Schinderei dadurch noch größer, daß man das alleine machen muß. Wenn man das in der Gruppe macht, wenn man sieht, die anderen 15 oder 18 sind genauso kaputt, dann ist es eh wurscht. Aber wenn man das alleine macht, dann sagt man sich: alles, bloß das nicht.

***KONKRET:*** Wir wollen jetzt mal von der medizinisch-technisch-psychotherapeutischen Aktiengesellschaft, die der Fußball ist, zum Publikum kommen. Ich weiß nicht, ob man sich als Fußballer auch mit der Geschichte des Fußballs beschäftigt. In Deutschland war das Fußballspiel zunächst einmal eine Veranstaltung für feine Leute. Der FC Schalke 04 war schon westdeutscher Meister, da hat ihn der DFB noch nicht in seine Reihen aufgenommen, weil er nicht fein genug war. Er hatte noch kein richtiges Statut und keinen richtigen Vorstand**.** Noch heute gibt es diese Unterschiede: In Hamburg gibt es den Feine-Leute-Verein, das ist der HSV, und den Proleten-Club, das ist der FC St. Pauli. In Frankfurt gibt's die feine Eintracht und für das Proletariat die Offenbacher Kickers und den FSV. In Stuttgart bei den Kickers saßen früher auch einige reiche Juden im Vereinsvorstand, und wenn man zu den Kickers geht, sagen alle Stuttgarter noch heute: »Wir gehen auf die Hebräerwies«. Und man hat den Proletenclub VFB. In München gibt es auch sowas, Bayern ist da der feinere Club, 1860 München der andere. Spielt sowas heute noch 'ne Rolle? Kriegt der Spieler heute davon noch was mit?

***BREITNER:*** Ich hab, als ich nach München kam, ziemlich viel davon mitbekommen, daß der FC Bayern der Verein der gehobenen Kreise war. Ich habe eine Zeit mitgekriegt, so von 71 bis 74, in der der Fußball absolut gesellschaftsfähig war, in denen ich immer gesagt hab, die Leute tun bei uns im Stadion so und setzen sich so auf die Tribüne, wie sie früher in die Oper gegangen sind. Oder wie man auf dem Land draußen in die Kirche geht: um seinen neuen Pelzmantel, sein neues Sakko oder seinen neuen Anzug zu zeigen. So war das bei uns. Bis Mitte der 50er Jahre konnte man beim FC Bayern nur Mitglied werden, wenn man mindestens Mittlere Reife hatte. Zum anderen hatten wir damals eine Vereinsführung, die auch sehr gern in der Gesellschaft eine Rolle spielte. Als dann die etwas schwächeren Jahre des FC Bayern kamen, hat sich das wieder gelegt. Mittlerweile kann man kaum mehr unterscheiden zwischen dem Niveau der Bayern-Fans und dem der 1860er Fans. Ein Unterschied ist noch da. Bei uns sind generell die teuren Plätze besser besetzt und bei den 1860ern die Stehkurve. Und mittlerweile befinden sich die Leute, die mehr vom Fußball verstehen, in den Stehrängen, und die, die weniger verstehen, auf den teuren Plätzen. Warum man aber doch kaum mehr unterscheiden kann zwischen den 1860er- und den Bayern-Fans oder den Dortmunder Fans und den Hamburger Fans: es hat sich seit zwei, drei Jahren bei uns eine Entwicklung durchgesetzt, nämlich, daß kleine Gruppen das ganze Stadium in den Griff kriegen. Kleine Gruppen, für die alle Drecksäcke und Ärsche, die Schiedsrichter sowieso Säue und die Gegner sowieso Schweine sind, beherrschen im Moment das Geschehen im Stadion. Bis vor einigen Jahren gab es noch gewisse Unterschiede. Dieses Publikum hatte man in Hamburg nicht, in Frankfurt nicht und in München nicht. Mittlerweile hat man es überall.

***KONKRET.*** Sind das nicht aber auch die treuesten Fans? Die auch kommen, wenn's hagelt und schneit?

***BREITNER:*** Das weiß ich nicht. Es sind sicherlich diejenigen, die am Anfang eines Spieles am lautesten hinter der Mannschaft stehen. Aber das sind auch die ersten, die nach zehn Minuten zu pfeifen beginnen, die plärren: Aufhören! Mit

dieser echten Treue ist es gar nicht soweit her, und ich glaube, daß in diesen Gruppen die wenigsten wissen, was sie überhaupt machen.

Ich hab mal überspitzt gesagt, nur sei es lieber, wenn die Leute sich an mir abreagieren und hinterher rausgehen und sagen, Mensch, jetzt haben wir es dem Breitner aber gegeben, als wenn die zu Hause ihre Frau schlagen. Das war nach einem Spiel, da hatten sie, schon als ich ins Stadion kam, geschrien: Breitner, du schwule Sau, Breitner, du Arschloch! Man hört alles. Die Leute, die sagen, man hört nichts, die lügen. Man hört alles, zumindest in dieser Phonstärke, die einzelnen Schreie natürlich nicht. Ich hab das jahrelang miterlebt, wie das gegen den Beckenbauer gegangen ist, und wie das gegen den Gerd Müller gegangen ist. Damals haben sie nur gebuht und gepfiffen. Mittlerweile sind sie ein bißl deutlicher geworden. In jedem Stadion gibt's ja die berühmte Kurve, wo sich das Ganze konzentriert. Wenn ich irgendwie Zeit habe, vor dem Spiel, geh ich hin und wink den Leuten, grüße die Leute, provoziere sie, damit die noch mehr aus sich rauskommen. Dann gibt es eben nochmal zehn Minuten Saures. Wenn wir dann Mist spielen, dann geht es hinterher sowieso weiter, und wenn wir gut spielen, dann sind sie eh leise.

Mich läßt das kalt. Aber wir haben in unserer Mannschaft auch Leute, die es nicht verarbeiten können, die das bedrückt und die deshalb nicht mehr ihre volle Leistung bringen können. Deshalb versuch ich, die Aggression auf mich zu ziehen, denn mir macht's nichts aus.

***KONKRET.*** Sie haben vorhin den Vergleich mit der Oper gebraucht: Fußball als Oper fürs Volk. Sie haben gerade den Teil Ihrer Rolle beschrieben: Hinstellen vor die Fan-Kurve und die provozieren. Ist auch das Spielverhalten durch solche Rollen geprägt? Nimmt man da auch Rollen an, um diesem Publikum eine komplette Oper zu bieten, mit Helden und Bösewichten?

***BREITNER:*** Man überträgt uns Rollen. Der Bomber, der Kaiser - das sind einfach Sachen, die sich die Leute im Lauf der Zeit selbst bilden. Als Ersatz.

***KONKRET:*** Aber den Rollen muß man dann gerecht werden. Breitner muß den Bösen abgeben.

***BREITNER:*** Das kommt darauf an. Wenn er will, dann ja. Vor allem dann, wenn er die Rollenverteilung durchblickt. Der Sepp Maier ist zum Beispiel nicht unbedingt der lustigste Mensch, aber seine Rolle war es eben, der Gaudi-Macher zu sein. Der Sepp hat das irgendwann einmal durchschaut und sich gesagt, die Rolle spiel ich, und vor allem spiel ich die zu meinem Besten. Also hat der Sepp das gelernt, und immer, wenn er gedacht hat, jetzt ist das lustig, zack, war er lustig. Berti Vogts war immer der Kämpfer, der hat sich nie überlegt, daß das ja ein Markenzeichen sein könnte. Plötzlich hat er irgendwann einmal mitgekriegt, ich bin der Kämpfer, der sich ackert, der malocht. Und auch der Berti hat erkannt, Mensch, das ist ja mein Markenzeichen. So bekommt jeder Spitzenspieler irgendwann einmal seine feste Rolle. Bei mir ist das genauso, wobei ich immer den Kritischen, früher mal den Linken, abgeben muß, weil man sonst keinen hat, oder weil man zu faul ist, sich einen anderen zu suchen. Wenn ich merk, daß die Leute sowas brauchen, und ich kann es ihnen geben, dann sollen sie es haben.

***KONKRET:*** Also, dann wollen wir auch diese Frage stellen, die in jedem Gespräch vorkommen muß: Breitner als Linker, als Leser der Peking-Rundschau, und dann Breitner als Ex-Linker, als »Welt am Sonntag«-Kolumnist, und immer Breitner als Enfant terrible, als aggressiver, kämpferischer Held, als die Hagen-Figur. Was ist denn nun wahr?

***BREITNER.*** Ich kam in einer Phase nach München, in der in ganz Deutschland jeder, der jung war und sich zu irgendetwas Politischem geäußert hat, ein Linker war, ein Maoist, Kommunist, Leninist und sonstnochwas. Ich hab damals in einem Interview auf die Frage, was ich denn lese, gesagt, daß ich mich nicht für Jerry Cotton und Western interessiere. Und als die fragten: Was haben Sie denn dabei, hab ich geantwortet: irgendwelche Bücher über Psychologie und wahrscheinlich auch den Lenin oder so. Aha, auf Wiederschaun, am nächsten Tag war ich der Rote, der Linke. Es hat sich mittlerweile vielleicht manches geändert, aber nicht das: daß ein junger Mensch, der kritisch ist, der sich kritisch äußert, daß der sofort links, das heißt: suspekt ist.

Als ich mit 19, 20 nach München kam, in ein stockkonservatives Land in einen noch stockkonservativeren Verein, hab ich gesagt, ich mach euren ganzen Firlefanz mit der high society nicht mit, ich mach dies nicht mit, und ich mach das nicht mit. Aber nicht, weil ich jemanden provozieren wollte, sondern weil es gegen mich, gegen den Menschen Paul Breitner ging.

Ich hab mir eins geschworen: Ob ich beim FC Bayern oder sonstwo bin, egal, was rauskommt, ich möchte jederzeit Dinge sagen können, die viele sich nicht zu sagen trauen, weil sie die Hosen voll haben, weil sie eben als Deutsche schön stur gerade denken, weil man mit 40 so denken muß wie man mit 20 gedacht hat, und weil man eben Angst hat, daß der Nachbar sagt, man habe seine Meinung geändert und sei »umgefallen«. Natürlich muß der suspekt sein und als aggressiver Typ gelten, der einen Gedanken ausspricht, den sich andere nicht auszusprechen trauen. Aber das ist ja nicht mein Problem, daß ich vor vielem keine Angst hab.

***KONKRET:*** Aber ist es nicht so, daß aus der Kombination dieses rebellischen jungen Mannes und des außerordentlich erfolgreichen Fußballers, den man braucht und den man auch dann nicht gehen lassen kann, wenn er eine freche Gosch hat, daß aus dieser Kombination über die Jahre ein Markenzeichen geworden ist? Andere Spieler könnten sich dergleichen, auch wenn sie sich zu dem Mut hinreißen ließen, einfach nicht leisten.

***BREITNER:*** Das glaub ich nicht. Nur, an der Rolle muß man stricken, man muß von Anfang an bereit sein, diese Rolle zu spielen.

***KONKRET:*** Aber wer diese Rolle spielen will, darf sich sonst keine Schwäche geben.

***BREITNER.*** Das ist nicht richtig, der muß sich sogar eine Schwäche geben. Wenn ich ein Jahr lang nur überragende Leistungen bringe, ja, dann bin ich allmählich langweilig. Sondern: ich muß den Leuten hin und wieder mal den kleinen Finger geben**,** daß sie sagen: So, jetzt hat er Scheiß gespielt und jetzt geht's abwärts. So wie jetzt in dieser Phase, wo ich nicht meinem Leistungsvermögen entsprechend gespielt hab. Ja, jetzt sind die Leute größer, jetzt kommen sie wieder raus, aber innerhalb kürzester Zeit kriegen sie wieder einen auf den Deckel, weil dann der Breitner wieder da ist, weil er dann wieder so spielt, wie er vorher gespielt hat.

**KONKRET:** Es gibt viele Fotos von Ihnen, auf denen Sie unter einem Mao-Poster stehen oder vor einem Che Guevara-Sticker. Hat da der Profi einfach an der Karriere und am Image geschnitzt?

**BREITNER:** Das ist eine Interpretation, die man nicht kommentarlos hinnehmen kann. Es gibt ein Image, das ich mir schnitze, um Vorteile zu haben. Und es gibt ein Image, das ich mir schnitze, weil ich grad so Lust und Laune hab. Und ich kann nicht behaupten, daß ich mir nun dieses Image aufgebaut hab, um daraus Kapital zu schlagen. Im Gegenteil. Ich hätt mich auch verhalten können wie zum Beispiel der Uli Hoeneß oder manch anderer, der mit mir in dieser Zeit Europameister und Weltmeister geworden ist. Ich hätt mich auch hinstellen können mit keep siniling. Ich bin zwar nicht der nette Junge von nebenan, ich bin bloß der Junge von nebenan. Aber aus der Position, die ich mir erarbeitet hab, konnte ich kein Kapital schlagen. Ich hab mir das Image aufgebaut, weil es mir Spaß gemacht hat. Jahrelang hat mir das unheimlich Spaß gemacht. Dann hat es mich genervt, Zuerst, als ich gemerkt hab, daß es die Leute ärgert, als ich gemerkt hab, da kannst du Leute reizen, verunsichern, hab ich gesagt: und jetzt in die vollen, jetzt noch eine und noch eine. Das ging dann soweit, daß ich mich am Ende in einer Sackgasse angelangt sah. In einer Situation, in der ich schon gar nichts mehr interpretieren konnte. Da war nur noch irgendein Ausspruch da, fertig, auf Wiederschaun. Ich weiß nicht, wo das hingegangen wäre, wenn ich 74 nicht nach Madrid gegangen wär.

***KONKRET.*** Die größte Provokation, die Sie sich geleistet haben: Beim Endspiel der Weltmeisterschaft 1974, als Hölzenbein im Strafraum gefoult wurde, haben Sie sich den Ball geschnappt und ihn reingehauen. Sie haben die gesamte Hierarchie in diesem WM-Team, inklusive Herrn Helmut Schön, zur Seite geschoben. Es gab 'ne Hackordnung innerhalb der Mannschaft. Da gab es den Kaiser, Franz Beckenbauer, Elfmeter schießen sollten entweder Gerd Müller oder Uli Hoeneß - und ohne jede Absprache greift sich einer - Sie waren zwar einer der Jüngsten in der Mannschaft - den Ball, nimmt allen die Verantwortung ab, sprengt jede Hierarchie...

**BREITNER:** Lassen Sie mich einhaken. Verantwortung abzunehmen hat nichts mit Sprengen einer Hierarchie zu tun. Nein, nein. Wissen's was, ich bin am Tag danach morgens um zehn, Schichtarbeiterprogramm, Österreichisches Fernsehen, hingegangen und hab gesagt: so, jetzt schaust du dir die Show an. Ich hab das gesehen. Die Szene, als ich hinter dem Bernd Hölzenbein herlauf, der geht in den Strafraum rein, Foul, Elfmeter, ich nehm mir den Ball, geh hin, leg ihn hin. Als ich das im Fernsehen gesehen hab: ich war weg. Ich hab geschwitzt, mir war schlecht, ich war fix und fertig. Das hat vielleicht eine halbe Minute gedauert. In dieser halben Minute, wie ich diese Szene gesehen hab, ist mir bewußt geworden, was ich gemacht hatte. Und vor allem für den Fall, daß das in die Hose gegangen wär. Was ich damit angestellt hätte. Nur, in der Situation, wo sich das abgespielt hat, hat das nichts mit dem Sprengen einer Hierarchie zu tun. Ich wußte, daß der Uli nicht wollte - er hatte im Halbfinale einen verschossen. Und der Gerd wollte von Haus aus nicht. Ich hab genau gewußt, wenn's jetzt nicht geht, in diesem Endspiel, dann bricht sowohl der Uli zusammen als auch der Gerd. Und nachdem es mir in dieser WM ziemlich gut ging, und ich so vom ganzen Selbstbewußtsein her voll da war, gab es für mich in dieser Situation nichts anderes, als so unbewußt zu reagieren, mit dieser Sicherheit, den Ball zu nehmen, reinzuhauen.

**KONKRET.** Die Verhaltenspsychologen kennen den Begriff »Alphatier«. Sie meinen damit Leute, die in einer bestimmten Situation ohne Rücksicht auf Konventionen ihren Machtanspruch anmelden und durchsetzen. War das die Situation damals im Olympiastadion, als Paul Breitner sich den Ball nahm? Alle haben gedacht, was ist denn jetzt los? Sie haben natürlich das Glück des Tüchtigen und des Mutigen gehabt. Sie haben damit den DFB-Leuten etwas signalisiert. Der DFB ist ja 'ne verkleisterte Hierarchie, die wählen ja schon ihren Vorsitzenden einstimmig. Und dann kommt einer, der gefährdet alles, und hat Erfolg. Das erschüttert so eine Struktur.

***BREITNER:*** Da muß man jetzt mal unterscheiden. Als ich zum erstenmal beim DFB oder auch beim FC Bayern den Mund aufgemacht hab, war ich kein Alphatier. Als ich zum erstenmal auf die Frage, was stört Sie bei dem ganzen Drumherum um ein Länderspiel gesagt habe: mich stört die Nationalhymne in meiner Konzentration - damals war ich kein

Alphatier, da war ich eine Wühlmaus. Aber ich wußte: selbst wenn ihr mich auf die Seite schiebt, ich komm immer wieder. Weil ich einfach kommen muß. Ich werde meine Leistung bringen, solange, bis ich nicht mehr auf die Seite geschoben werden kann, bis man mal nachfragt, wenn ich die Gosch aufmach, was sagt der jetzt eigentlich? Allein dieser Erfolg, der nach acht oder neun Jahren kam, der ist mir mit am meisten wert.

***KONKRET.*** Man hört Sie, man muß Sie hören.

***BREITNER.*** Man muß hören. Wenn ich Leistung bringe. Und wenn ich mir Schwächen erlaube. Das ist sogar notwendig für den ganzen Ablauf. Ich kann mich ja nur mit jemand auseinandersetzen, dem ich auch mal eine schwache Seite aufzeigen kann.

***KONKRET.*** Schwäche zeigen heißt aber nur, mal ein Formtief zu haben, und nicht, im privaten Bereich oder in der fußballerischen Arbeit Sachen zu tun, die man, wenn man ein anständiger, ordentlicher Fußballer sein will, niemals tun darf. Das heißt, sich vollaufen lassen, zum Training nicht antreten, solche Schwächen darf sich niemand geben. Das dürfen Sie auch nicht.

***BREITNER.*** Das seh ich anders. Wann und wo ich mich vollaufen lasse, das geht niemanden etwas an. Ich habe die Leute soweit gebracht, daß gar keiner überlegen würde, kommt der voll oder nicht. Weil ich nicht einen großen Trara mach, als Faschingsprinz oder so. Weil ich mir eine Gruppe geschaffen hab, um dieses Haus und um diese Familie herum, die ein Tabu ist für die Leute, mit denen ich beruflich zu tun hab. Wenn ich aus dem Wagen aussteige, dann kriegen sie einen Paul Breitner, der mit dem hier nichts zu tun hat.

***KONKRET.*** Im Männersport Fußball, mit unzähligen hautnahen Körperkontakten: welche Rolle spielen Zuneigung, Zärtlichkeit, Eifersucht auf dem Rasen? Sind viele Spannungen im Verein oder in der Nationalmannschaft nicht auch Resultate libidinöser Probleme?

***BREITNER.*** Ich gehe davon aus, daß jeder Spieler während der Woche genügend Zeit hat, seiner Libido nachzugehen.

***KONKRET.*** Aber die Küsse und Umarmungen, wenn einer ein Tor geschossen hat?

Oder ist das Thema zu heikel?

***BREITNER.*** Es ist gar nicht heikel. Ich würde die Situation eines Spielers, der ein Tor geschossen hat, als präorgastisch bezeichnen, und die Mitspieler, die ihn dann umarmen, würde ich als das bezeichnen, was wir in Bayern »Lurer« nennen.'

***KONKRET.*** Voyeure?

***BREITNER.*** Genau, Voyeure.

***KONKRET.*** Wird in der Bundesliga gedopt?

***BREITNER.*** Ja. In den meisten Fällen ist es so, daß die Spieler das selbst irgendwann einmal probieren.

***KONKRET.*** Und woher wissen Sie das?

***BREITNER:*** Das stellt man auf dem Spielfeld ganz leicht fest, denn solche Mannschaften sind für eine gute Gegnermannschaft am leichtesten auszurechnen, wenn man die ersten zehn Minuten übersteht. Wer sich eine Kapsel reinhaut, braucht, damit sie länger wirkt, ziemlich schnell ein Erfolgserlebnis, damit die Euphorie anhält. Wenn es einem gelingt, die ersten 15 Minuten zu überstehen, ohne daß der gedopte Gegner ein Tor schießt, dann hat man normalerweise gegen diese Mannschaft ein ziemlich einfaches Spiel.

Konkret-Sport 1982, S. 26

**Luc Jochimsen**

# Mir gefällt es, ihm gefällt es

**Die Männer spielten Fußball, Wochenende für Wochenende, und die Frauen schauten zu. So war es immer beim S.F. Boy aus Bottrop. Bis die Frauen es eines Tages leid waren, Schmierseife nur für Männertrikots zu benutzen**

Zuerst war da eine reine Männergeschichte. »Wir sind keine Beckenbauers« hieß die Geschichte über eine Straßen-Fußballmannschaft aus dem Ruhrpott: S.F. Boy, Bottrop.

Aus der Geschichte wurde ein Fernsehfilm. Portrait einer Mannschaft von Nachbarn, die schon als Nachbarskinder miteinander Fußball gespielt haben, auf der Straße vorm Haus - und nun als erwachsene Männer einfach weitermachten, aus Spaß an der Freud' und weil Zusammensein wichtig ist. Im Verlauf der Dreharbeiten und damit des Films entwickelte sich aus der Männergeschichte auch eine Frauengeschichte.

Zuerst war da die Straße.

Die Robert-Brenner-Straße im Stadtteil Boy von Bottrop ist nicht viel mehr als 500 Meter lang, aber sie ist eine geteilte Straße. Im oberen Teil stehen Zechenhäuser, vor 40 Jahren gebaut für die Facharbeiter. Im unteren Teil städtische Wohnblocks, vor 15 Jahren für kinderreiche Familien errichtet. Sagt einer aus der Mannschaft: »Das hier ist 'ne Straße, die wurde für kinderreiche Familien gebaut - und weil wir kinderreiche Familien waren, hat man uns - ein bißchen beiseite geschafft«. Mit anderen Worten: die Robert-Brenner-Straße ist das, was man Randlage nennt.

Hier lebt also die Elf. Die Männer sind Beiriebselektriker**,** Kohlenhändler, Schlosser, Dachdecker, Maurer, LKW-Fahrer, Schweißerlehrlinge, Bergleute. Sie sind alle Mitte zwanzig; verheiratet oder auch nicht, mit Frauen zusammenlebend, fast die Hälfte sind Väter. Die Frauen sind Hausfrauen, Arbeiterinnen, Verkäuferinnen, Halbtagskräfte.

Zuerst waren da diese Eindrücke von den Frauen:

Beim Spiel sind sie Zaungäste. Stehen am Rand des »Ackers« - eines seit Jahren verlassenen Platzes voller Steine - als Frauengruppe zusammen, die kleinen Kinder in der Nähe oder »mit dem Mann« oder Freund Arm in Arm in der Halbzeit.

Frage: »Sind sie bei jedem Spiel dabei?«

»Natürlich«, sagen die Frauen, »wir dürfen doch nicht fehlen.«

»Macht es denn Spaß?«

»Also, als ich in Umständen war, bin ich nicht gekommen, das Stehen macht einem da doch zu schaffen, aber jetzt mit der Kleinen bin ich immer hier.«

Und die Männer sagen: »In der Halbzeit sitzt man bei der Frau - ist klar.«

Oder: Wochentags im Garten eines Spielers. Seine Frau hängt die frischgewaschenen Trikots auf die Leine. Alle paar Wochen kommt diese Aufgabe auf sie zu. »Waschpulver und Waschen, wenn es nicht so sauber wird, dann hilft nur noch Schmierseife.« Also Zaungäste mit Waschverpflichtungen sind die Frauen der Spieler. Ganz ohne Probleme geht das übrigens nicht.

Einige Spieler haben zwischenzeitlich mal pausiert, »weil die Frau das nicht mehr mitgemacht hat. Jedes Wochenende weg zum Spiel. Unter der Woche Training. Dann die Treffen der Mannschaft am Feierabend ... « Manch ein Spieler sagt auch ganz offen: »Zuviel darf es nicht werden mit der Fußballspielerei, sonst gibt es Krach zu Hause.«

Aber die meisten Frauen sind voller Verständnis. Sagt eine: »Die Arbeit die mein Mann macht, ist sehr stupide - so wie er sie mir beschrieben hat. Und ich finde auch, wenn man den ganzen Tag nur diesen Kohlenstaub atmet, dann braucht man frische Luft, da braucht man einfach einen Ausgleichssport.

Sagt eine andere: »Also der Sport selber, davon habe ich keine Ahnung, der interessiert mich auch weiter nicht. Aber es ist eben doch schön, wenn man den Mann dort spielen sieht.«

Sagt eine dritte: »Ihm gefällt es, warum sollte ich dagegen sein. Ich habe mich direkt damit abgefunden - wir haben uns ja auch auf dem Fußballplatz kennengelernt. «

Erste Eindrücke, erste Aussagen.

Aber dann ändert sich das Bild. Eines Tages tauchten die Frauen nicht am Rande des Spielfeldes auf, als Zaungäste, sondern auf dem Platz, in Trikots. An diesem Sonntag wollten sie gegen die Männer spielen. Die Verlegenheit war groß. Lachen, Gelächter, Also-das-ist-doch-nicht-euer-Ernst-Gesichter. Aber den Frauen war es durchaus ernst. Wie sie zu dieser Idee gekommen waren, wann und wo sie trainiert hatten, diese Verabredung getroffen hatten, alles das war geheimgeblieben. Sie hatten nicht darüber geredet. Jetzt waren sie einfach da.

Und das Spiel kam zustande. Die Leute aus den Häusern hinter der Robert-Brenner-Straße kamen zum Zugucken. So etwas hatte man in dieser Gegend ja wirklich noch nie gesehen. Das Spiel war ein Spiel. Ob nach allen Regeln des Fußballs war schwer auszumachen - für mich so.~ wieso nicht - ich versteh' nichts davon. Aber darauf hatte gerade die *Straßenmannschaft ja* auch immer großen Wert gelegt, daß es *nicht* um die Regeln geht, um Top-Fußball, sondern ums Spiel, um die Gemeinsamkeit.

Und was das angeht, da war das Spiel große Klasse, gerade dann, wenn es im allgemeinen Gelächter gleichermaßen steckenblieb. Weil zu viele um die Wette rannten. Weil zu viele übereinanderpurzelten. Weil zu oft direkt neben das Tor geschossen wurde. Weil zu viele im Tor landeten, die dort gar nichts zu suchen haben.

Die Frauen gaben nach dem Spiel, bei dem es keine Sieger und keine Verlierer gab, eine Art offizielle Stellungnahme ab. Die hieß: »Wir wollten den Männern mal beweisen, daß wir Frauen auch etwas können. Das ist alles. Die meinen immer, wir wären das schwächere Geschlecht. «

Nicht, daß es seit diesem Sonntag zwei Straßenclubs S.F. Boy gibt, eine Männer- und eine Frauen-Elf. Und die »Beckenbauerinnen« sind auch nicht in die Riege der FrauenfußbaII-Clubs eingetreten. Trotzdem: ihr Mitspielen hat die ganze Geschichte von Sport und Männergemeinsamkeit in der Robert-Brenner-Straße von Bottrop verändert. Sie spielen nicht nur mit - sie reden jetzt auch mit... hin und wieder. Die Zeit der zweigeteilten Fußballwelt jedenfalls: die Männer als Spieler und Macher, die Frauen als Zaungäste und Bewunderer - die ist vorbei.

Konkret-Sport 1982, S. 28

**Michael Schilling**

# Dabeisein ist Alles

Die Finnen sind ein so zähes Volk, daß sie trotz häufigen Saunabesuchs in der Regel fast so alt werden wie unsereins. Das ist die Wahrheit über die Heilkräfte der Transpiration, wodurch immer diese ausgelöst worden sei. Fußball, Tennis, Ringen, Reiten, Radfahren, Laufen, Abfahren, Stemmen, Rennen - kein Sport verlängert das Leben nur um einen Tag, jeder Sport verkürzt es um Jahre, auch für den, der mit Vierzig noch nicht im Rollstuhl oder im Stützkorsett lebt. Noch kein Sportmediziner hat sich getraut, eine Untersuchung über die durchschnittliche Lebenserwartung von Leistungssportlern zu veröffentlichen. Ich schätze, daß sie gut zehn Jahre unter der allgemeinen Lebenserwartung liegt.

Wenn die Bewohner Mitteleuropas heute im Schnitt doppelt so alt werden wie vor ein paar hundert Jahren, so ist das keineswegs das Verdienst der medizinischen Wissenschaften und erst recht nicht das des Sports, sondern das Resultat zivilisatorischen Fortschritts: Reichlich Essen und Trinken und - vor allem - wenig Bewegung; statt aufreibender Fußmärsche kräfteschonende Fahrten in Auto, Bahn und Flugzeug, statt körperlicher Arbeit auf dem Feld oder in der zugigen Werkstatt gesundes Büroleben in geheizter Luft: das schont Knochen und Organe. So wird man, wenn es hochkommt, achtzig Jahre. Vorausgesetzt, man sabotiert das Glück, ohne Schweißausbrüche sein täglich Brot erwerben zu können, nicht durch mutwillige Strapazen. Denn Sport ist Mord am unverschwitzten Leben.

Daneben ist Sport noch vieles mehr, Lustgewinn, Zerstreuung, Psychotherapeutikum oder einfach Spaß. Doch Sport ist nur Spaß, wenn er von dem Fluch, er stehe im Dienste der Volksgesundheit, befreit und des ideologischen Bruhaha, das um die »Körperertüchtigung« veranstaltet wird, entkleidet ist. Wenn wir uns erst klargemacht haben, daß der Masochist, der morgens um sechs fünfmal um den Stadtpark hechelt, zwar wesentlich billiger wegkommt, als wenn er abends den Folterkeller einer ledernen Domina auf St. Pauli aufsucht, aber eben auch ungesünder, nähern wir uns langsam der Erkenntnis, wo der eigentliche Spaß des Sports liegt: Beim Zuschauen.

Das Schönste am Sport ist sowieso das Fernsehen. Ich werde nie vergessen, wie ich nach vielen Jahren zum ersten Mal wieder im Stadion saß, Volkspark Hamburg, WM 74, Bundesrepublik gegen DDR, plötzlich, unerwartet das 1:0 für die DDR durch Jürgen Sparwasser. Ich dachte: jetzt kommt gleich die Wiederholung in Zeitlupe... 'Seitdem beschränkte ich mich auf Sportschau, Aktuelles Sportstudio und die Montagszeitung. So widme ich mein Leben dem Sport, seit zwanzig Jahren, und kein Muskelfaseranriß, keine Leistenzerrung, keine Platzwunde am Kopf und keine Meniskusoperation hat mich je zum Pausieren gezwungen. Dabeisein ist alles.

Konkret-Sport 1982, S. 29

**Lutz Mahlerwein**

# Mit Flachmann, Schlagring, Schlachtgesang

**Die Lust am Untergang: der selbstzerstörerische Haß der Spießer auf der Tribüne gebiert Gewalt.**

»Hertha BSC ist homosexuell«, und »Schlagt den Bayern die Schädeldecke ein«, und »Nieder mit der Schwarzen Sau« - die Fans bevorzugen beim Fußball den aggressiven Stil. Jeder Gegner ist ein Feind! »Nur ein toter Schalker ist ein guter Schalker!«

Weil während der 90 Minuten Spielzeit nicht alle Aggressionen und Wut abgebaut werden können - die gegnerische Mannschaft auf dem Spielfeld bekommt man nicht zu fassen, und der eigentliche Feind, die Fan-Truppe des Gegners, ist in die gegenüberliegende Kurve geschleust worden - kommt der Höhepunkt erst nach dem Schlußpfiff. Dann wird klar, egal ob Sieg oder Niederlage, wer im und ums Stadion herum regiert. Die Fans der Heimmannschaft besetzen die strategisch wirkungsvollen Punkte vor den Ausgängen und fallen - nach Feldherrnart in doppelter Mannschaftsstärke - über die Auswärtsfans her, holen sich mit viel Schlägen und wenig Worten ihre Beute (»Schal und Hemd her! «) und ziehen anschließend - Randale-Vandale - von Kiosk zu Kiosk, von Kneipe zu Kneipe bis hin zum Stammlokal.

Die Polizei, verschreckt wie manch braver Bürger über die allsonnabendliche Demonstration von Gewalt, reagiert zaghaft. Offensichtlich mehr bemüht, den abrückenden Autofahrern die Straßen freizuhalten, scheut sie sich, blindwütig in die Fangruppen reinzudreschen oder sich gar vor den Schwächeren zu stellen. Es gilt ja nicht, eine Atomanlage zu schützen oder eine Startbahn zu sichern. So greift sich die Staatsgewalt erst dann einige der Jugendlichen, wenn sich der große Haufen verlaufen hat. Und auch der smarte Sportmoderator wird erst dann nachdenklich, wenn eine Meisterschaftsfeier im Chaos versinkt. Doch endet sein Sinnieren über die Hintergründe dieser Art von Gewalt spätestens dann, wenn die Rettungshubschrauber den ohnmächtigen Spuk aus dem Stadion geflattert haben.

Was bleibt, ist die Freude, das Böse am Fußballsport ausgemacht zu haben: nicht die Bestechungsgelder, nicht die eintrainierten Unsportlichkeiten, sondern die Fans in den Vereinsfarben, mit Pudelmütze und Flachmann, mit Schlagring und Schlachtgesang. Sie, eine Horde ohne Lobby, werden immer wieder als Sündenböcke an den Pranger gestellt, damit die Lüge von der heilen Welt des Fußballs wieder geglaubt werden kann.

Gewalt und Fußball lagen schon immer dicht beieinander. Im Reiche Wilhelms des Zweiten setzte sich diese Sportart deswegen so schnell durch, weil hohe Militärs glaubten, Fußball eigne sich noch besser als Turnen zur Wehrertüchtigung. Und prompt stiftete einer der Kaisersöhne einen Pokal**.**

Militärisch-gewaltig ist auch die Sprache: Tritt einer mit dem Fuß gegen den Ball, so nennt man das »Schuß«, fallen mehrere »Schüsse« auf das Tor, so wird der Torwart »bombardiert«. Der Mittelstürmer ist ein »Sturmtank«, der »explodiert«, bis seine »Rakete« im Netz zappelt. Wer die meisten Tore »schießt«, bekommt als Auszeichnung eine goldene Kanone überreicht.

Aggressiv und rücksichtslos ging es spätestens auf dem Fußballplatz zu, seit diese Sportart von einem elitären Wettkampf unter heranreifenden Gymnasiasten zum Massensport wurde, der dann bald in Arbeiterkreisen beliebter als das traditionelle Ringen, Boxen und Steinstoßen wurde.

Die Ehre war seither unblutig nicht mehr zu erringen. So erzählt mir ein Altstar aus dem Kohlenpott bei Pils und Weizen, daß er, der ehemalige Kumpel unter Tage, das Wort »Fair Play« nicht schreiben konnte, dafür aber genau wußte, wo er beim Gegner hinlangen mußte, ohne daß es der Schiedsrichter sehen konnte. Gerade in den Gegenden, denen die Gesellschaft wenig Ehre und Anerkennung zuwies, wurde besonders heftig darum gekämpft. Das Wort »Revanchefoul« galt dort durchaus als ehrenhafter Begriff. Mit Ohrfeige maßregelte nach Spielschluß der Trainer höchstens den, der sich dabei jämmerlich erwischen ließ. Noch gewalttätiger wurde es, als das Geld dazu kam. So gab es häufig schwere Verletzungen unter den Amateur kickern, wenn es darum ging, ihren kümmerlichen Alltag mit der sparsamen Flamme einer kleinen Prämie etwas Glanz zu verleihen. Da schonte man weder sich noch die Knochen des Gegners. Blaue Flecke ein gebrochenes Nasenbein waren bei Spielschluß mehr wert als ein sauberes Trikot.

### Gewalt ist immer dann besonders groß gewesen, wenn die Zeiten schlecht waren

Die Gewalt auf den Zuschauerrängen is immer dann besonders groß gewesen wenn die Zeiten schlecht waren. Die Tradition dieses Prügelns ist mir in Gelsenkirchen klar geworden, dort, wo Fußball ein( besonders große Rolle spielt:

In einer Altbauwohnung hocken Stolli, Schalker Jung-Fan, und Rentner Erwin, Alt-Fan dieses Renommiervereins, zusammen vor dem Fernsehapparat. Zwei Sessel Bier- und Colaflaschen auf dem Tisch, die leeren auf dem Fußboden. Stolli, 16 Jahre alt, ohne Lehrstelle und meistens ohne Geld. Erwin, ehemaliger Bergmann und Witwer, bezahlt Stollis Reisen zu den Auswärtsspielen. Er selbst fühlt sich zu krank, um so wie früher mitzufahren. Das Zimmer ist tapeziert mit

Wimpeln und Postern, Fotos und Zeitungsausschnitten, vieles aus den glorreichen Jahren des Vereins vor vierzig Jahren. Stolli hat einiges Schmuckwerk hinzugefügt: Schals, Trikots, Mützen, erbeutet von den Fans anderer Vereine. »Ich spring se immer von hinten an, dann falln se um, und ich tret se an Kopp. Meist gebn se ihre Klamotten dann freiwillig her.«

Angst hat Stolli, der schmalbrüstige, nicht, denn er kämpft nie allein. Die Schalker Fans sind gefürchtet, weil sie so viele sind. Ängstlich war auch Erwin nicht, als er seine Mannschaft nach außerhalb begleitete. Damals war der Verein noch nicht so berühmt, und die Reisen gingen nicht soweit, nach Katernberg und Lütgendortmund, und alles per Fahrrad. Das war die schlechte Zeit damals, Ende der zwanziger, Anfang der dreißiger Jahre. Viele Schalker waren arbeitslos. Nicht jeder Verein ließ sie zum halben Preis auf die Kampfbahn. »Dat ging dann nur mit Gewalt. Und nachm Spiel ham se auf uns gewartet, weil Schalke doch immer gewonnen hat.« Natürlich waren viele Fans aus Bottrop und Wanne auch arbeitslos und darum so wütend, daß ihr Verein verloren hatte. »Aber die Fresse voll gekriegt ham immer die andern«.

So jedenfalls erinnert sich Erwin heute. Und auch daran, daß sie kein Versöhnungsbier getrunken haben mit denen aus den Nachbarvereinen. Sondern sie sind gleich mit dem Rad zurückgefahren und in die Kneipen am Schalker Markt gegangen, weil die Mannschaft dort einkehrte. Manchmal haben die Spieler ein Bier ausgegeben, weil sie die Stars waren und schon ein bißchen Geld hatten. Manchmal konnte man sogar mit ihnen reden, mit dem Ernst Kuzorra und dem Fritz Szepan, und manchmal haben sie gezeigt, daß sie vom Spiel ein dickes Knie haben. Dann konnten Erwin und die anderen Fans sagen, daß sie den anderen auf die Fresse geschlagen haben. Dann war alles gut.

Ich erinnere mich auch an viele Prügelszenen rund um den Fußball. Das war vor allem in den Jahren, die für mich die schlechte Zeit waren, so um die Währungsreform. Am Sonntag nachmittag, wenn mein Verein spielte, prügelten sich hauptsächlich die Erwachsenen. Besonders beim Lokalderby. Wenn die Mannschaft aus der Nachbarstadt gewann, sah das für ihre Schlachtenbummler nicht gut aus. Auch ich empfand die Niederlage als ungerecht, weil doch meine Heimatstadt größer war. Dann packten zwei Männer einen Mann aus der Nachbarstadt, und ein dritter schlug ihm mit der Faust ins Gesicht. Er blutete und spuckte mehrere Zähne aus. Als ich das alles meiner Mutter erzählte, sagte sie nur, daß Zähne in diesen Zeiten so schlecht zu bekommen seien und daß sie die Prügelei einigen Herren gar nicht zugetraut hätte, weil sie doch eigentlich was Besseres seien.

Die etwas besseren Herren - heute finde ich sie wieder in der Kurve gegenüber von den Fans mit den Fahnen und Pudelmützen. Das sind jene Mittelständler, denen der Fußball lieb, aber nicht zu teuer werden darf. Sie stehen in der neutralisierenden Ecke, in der auch die auswärtigen Fans als Minderheit untergebracht sind. Über die fallen sie dann her, dem Spielverlauf entsprechend, mit Worten allerdings nur und aus sicherer Entfernung.

Brandstifter sind sie nicht. Ihr Äußeres ist eher biedermännisch, von der Stange. Zu ihren häßlichen Attitüden gehört die Androhung von Gewalt. Dabei entlädt sich ihr unkontrollierter Haß über Feind und Freund. Sie kommen sich zu schlau vor, um ein inniges Verhältnis zu ihrer Mannschaft zugeben zu können, und blähen sich auf vor dem Umherstehenden mit gehässiger Kritik auch gegenüber denjenigen, die sie eigentlich siegen sehen wollten. Sie rufen einem Spieler zu »Bimbo, geh doch wieder in den Urwald«, nur weil er eine dunkle Hautfarbe hat. Ihre Vereinstreue ist überhaupt wankelmütig. Sie schaffen es, die Aktionen des Gegners zu beklatschen, wenn dieser in Führung liegt, und lachen gleichzeitig hämisch über die eigenen Spieler, wenn sie über den Ball treten, das Tor nicht treffen oder wenn sie sich verletzen. »Geschieht dir recht, du dumme Sau«, sagen sie ungestraft, als sei's in ihren Kreisen üblich.

Nicht selten kommt es vor, daß sie im selbstzerstörerischen Haß den Sieg für den Gegner herbeisehnen. Diese Lust am Untergang, die keine Freude zuläßt (selbst das spät erzielte Siegtor der eigenen Mannschaft kommentieren sie mit »Na, da haben unsere aber mal wieder Glück gehabt«), dieser selbst zugefügte Schmerz gebiert Gewalt. Die entlädt sich oft erst später, daheim bei der Familie oder in der Woche drauf am Arbeitsplatz, immer dann, wenn man es sich ungeniert erlauben kann. Manchmal aber auch schon im Stadion, wie bei jenem Biedermann im klotzigen Ledermantel, der einem Jungen zwei Pappbecher mit Cola aus den Händen schlug, als dieser sich, vom Kiosk kommend, zu seinem Platz an ihm vorbeischlängeln wollte. Die Zuschauer in der Nähe reagierten auf diesen Willkürakt nicht, offen lassend, ob ihr Schweigen Einverständnis war oder, wie bei mir, Feigheit.

**Die Biedermänner:« Bimbo, geh doch wieder in den Urwald«**

Und dann gibt es noch eine andere Gewalt in den Stadien. Die geht vom Schiedsrichter aus. Selten sind diese Saubermänner in Schwarz erfolgreiche Fußballspieler gewesen. Und nun sind sie mächtiger als die besten, genialsten Kicker. Zwar lassen sie sich von den Zuschauern auspfeifen, beschimpfen, anspucken und bedrohen - auf dem Dorf werden sie auch noch ab und an verdroschen, nach dem Spiel, in der Kneipe, und das alles für eine Tagesgage zwischen 10 und 80 Mark. Aber sie können das für sich kompensieren, weil sie doch 90 Minuten lang unumschränkte Herrscher sind, ausgestattet mit einem Regelwerk, das ihnen großzügige Interpretationen zuläßt, und einer Pfeife, nach der alle Spieler tanzen müssen.

Seinen Neid auf die Spieler, die nicht immer mehr laufen, aber viel mehr verdienen, kann der Schiedsrichter dadurch parieren, daß er sie ermahnt, verwarnt, bestraft, ihnen selbstherrlich das Maß aller Dinge vor Augen hält. Die dürren Regeln verbieten es dem Spieler, gegen diese Tatsachenentscheidungen, wie sie in der Amtssprache des Sports heißen, auf dem Platz anzugehen. Eine unkontrollierte Macht, die ihre Fehler weder zugeben, noch korrigieren muß, ein Amt, wie für Halbgötter geschaffen, das aber um die Jahrhundertwende noch, als das Fußballspielen nicht viel mehr als ein Spaß war, von den Kapitänen beider Mannschaften gemeinschaftlich ausgeübt wurde.

Heute können die Konflikte, die um dieses Spiel herum entstanden, nicht mehr in freundschaftlicher Absprache gelöst werden. Man schuf den Schiedsrichter und stattete ihn mit absoluter Verfügungsgewalt aus. Pläne, daß er sich diese Macht mit einem zweiten, Gleichberechtigten teile, sind längst wieder verworfen. Tröstlich für alle Fortschrittlichen mag sein, daß inzwischen in England die erste Frau einen solchen Posten übernehmen konnte. Sie wird ihren männlichen Kollegen nacheifern dürfen, die in eitler, herrischer Pose auch dann nicht erlahmen, wenn sie das Falsche tun.

So lassen sie nach einem Foulspiel oft den Übeltäter ungeschoren, weil sie es für schlimmer halten, wenn der andere Spieler, am Boden liegend, vor Schmerz und Zorn sich mit Flüchen abreagiert. Dann fühlt sich Gottvater in seiner Erhabenheit persönlich beleidigt und stellt den Getroffenen vom Platz. Und der Spieler, eine längere Sperre und damit den Verlust von Prämien vor Augen, muß vor der weisen Entscheidung sein Haupt beugen und sagen: »Ich nehme das Urteil an. «

Alte Männer beklagen oft, wenn sie in ihrem Vereinslokal am Stammtisch sitzen, daß der Fußballsport so roh geworden ist und daß so viele Gewalttätigkeiten mit ihm einhergehen. Ich weiß nicht, welche Gewalt sie meinen und an welche besseren Zeiten sie sich erinnern.

Konkret-Sport 1982, S. 32

**Gabriele Kreis**

# Stute und Netzer

**Aufstieg und Fall einer Frau, die auszog, sportliche Chauvis das Fürchten zu lehren. Oder umgekehrt?**

"Was, du schreibst über Sport! verstehst du denn was daon?«, fragt fassungslos der alte Freund, der Tennis spielt, zwei Schläger besitzt und viele, viele Lacoste-Hemden, und wendet sich ab voll düsterer Ahnungen. Gerade, daß er noch sagt: »Da bin ich aber neugierig!«

Der neue dagegen, Tennisspieler auch er, und zwar vorzugsweise mit Bällen, auf die er zuvor mit Filzstift sein Namenskürzel gemalt hat, ist hellauf begeistert und rät mir herzlich, über Tennis zu schreiben, denn da könne er mir ahnungslosem Engel einige gute Tips geben, allesamt bestimmt wertvoll.

Und ich sehe ihn schon, wie er mir liebevoll lächelnd die Rückhand erklärt. Seine Rückhand. Und selbstverständlich hat er seinen Schläger mitgebracht. Den darf ich dann halten mit der Hand, die er mir hält, und alles weitere wird sich ergeben ... Denke ich. Aber halt! Es ist ja Dienstag, und Dienstag ist Trainerstunde und eigentlich müßte er schon längst weg sein. Wo, zum Teufel, ist der Schläger? - Du spinnst. Wenn du wüßtest, wie oft ich schon deinetwegen eine Stunde habe ausfallen lassen! Jedesmal 35 Mark!

»Soviel?«

»Oder mehr? Zwei, drei Trainerstunden? Vier?«

Aber da ist er schon weg und ich bin allein mit der Erkenntnis, daß zwar Sport für alle da ist, nicht aber Sportler. Keiner ist bisher an mir verlorengegangen, jedenfalls nicht auf Dauer. Und auch keine Sportlerin. Aber das ist eine andere Geschichte.

Vielleicht wäre alles ganz anders gekommen, wenn ich einen Aufschwung gekonnt hätte? Oder besser noch: Mal ganz schnell die Kletterstange hoch, von oben unerreichbar winken, und wieder runter. Dann wäre Max Faust, dem Besten im Sport, die Spucke weggeblieben, und er hätte mich bewundert und nicht immer ich ihn.

Und bei Mannschaftsaufstellungen für Ballspiele hätte man sich um mich reißen müssen, mindestens. Statt dessen: ein Mehlsack am Reck, an der Kletterstange ganz unten, für Max Faust eine Null und für jede Mannschaft eine Prüfung.

Wenigstens die Rolle der verirrten Schneeflocke in der allweihnachtlichen Aufführung der kleinstädtischen Ballett- und Gymnastikschule hätte mir erspart bleiben sollen. Wenn ich nur daran denke, wie ich über die Bühne hopste, bis ich endlich geschmolzen war, wird mir heut' noch schlecht.

Und daß mich Max Faust seine Aufsätze schreiben ließ, machte mich weder gelenkiger, noch brachte es ihn mir näher. Ich war klug, aber steif. Und er stand mehr auf dumm und gelenkig. So ging er mir verloren.

Und das war der Anfang. Ich hörte auf, nach den Sternen zu greifen, ließ Max Faust seine Aufsätze wieder allein schreiben, und beschloß, fortan nur noch Männer zu lieben, die waren wie ich: klug, aber steif. Und die würden mich dann dafür lieben, daß ich sie liebte, wie sie waren: Unvollkommen, nämlich: klug, aber steif.

Vom gemeinsamen Lachen über die Sportler mit den großen Muskeln und den kleinen Köpfen versprach ich mir einiges. Und prompt flog mein Herz einem zu, der auf die Frage, ob er gern Sport treibe, antwortete: Nein, ich rauche lieber. Da ahnte ich noch nicht, daß das seine liebste Beschäftigung war und die einzige, die er mit Leidenschaft und Ausdauer betrieb. Was ich für einen Witz gehalten hatte, war Wahrheit, und um ein Haar hätte ich mich nach Max Faust zurückgesehnt. Um ein Haar, wie gesagt. Das »Haar« hieß Hans. Aber das ist eine andere Geschichte.

Hans hatte den Sport hinter sich und alles andere vor sich. Sagte er jedenfalls, und es gab keinen Grund, ihm nicht zu glauben. Kaum eine Sportart, die er nicht bereits betrieben hatte, und keine, über die er nicht anregend zu plaudern verstand. Fußballspieler in Jugendtagen, ein Naturtalent, alle Türen offen: 1. FC Lüneburg, St. Pauli, HSV. Und wenn er mir seine wunderbaren Waden zeigte, war ich überzeugt und verliebt sowieso und vergaß den runden Rücken, der ihn vor der Bundeswehr bewahrt hatte.

Schwimmen konnte er auch. Vorwärts, rückwärts, wassertreten, Leiche, alles mögliche und immer geradeaus. »Weißt du, Gabriele, du bist die einzige Frau, die ständig querfeldein schwimmt.« »Ach, ihr Sportler ... «

Tennis hielt er für pipifax. Er war ein Arbeiterkind, und als solches spielte er lieber Federball. Das allerdings perfekt. Nur daß er selten dazu kam. Pferde fand er dumm und arrogant und die, die drauf ritten, auch. Er fuhr Auto. Ein moderner Zyklop: oben Mensch, unten vier Räder. Früher war er natürlich gelaufen, ungeheuerlich schnell, und sehr hoch und sehr weit gesprungen.

Daß er nicht segeln konnte, lag einzig und allein daran, daß man ihn bisher nicht hatte segeln lassen. Aber er wollte ja auch gar nicht. Schließlich hatte er das alles hinter sich, genug für seinen Körper getan, und nun ging's ihm um den Geist. Mir

auch, obwohl ich gegen einen schönen Körper noch nie etwas einzuwenden gehabt hatte. Aber auch das ist eine andere Geschichte.

Erzähle ich lieber von Hans. Hans. Hans. Alle Männer heißen Hans: Hans, du hast mir das Abseitstor erklärt und mich dafür geliebt, daß ich mich dumm stellte, damit du es mir wieder und wieder erklären konntest. Mir zugeneigt.

Hans, und erinnerst du dich an unsere wunderbaren Nachmittage im Bett? Du den Fernseher auf dem Bauch: Sportschau. Ich blinzelnd, dämmernd, gähnend in deinem Arm. Meine Hoffnungen und deine zerstreute Art, mich zu streicheln. Da hatte ich mir viel vorgenommen!

Hans, ich höre noch deine Stimme, wie sie sagt: Du müßtest das alles in Farbe sehen.

Ach Hans, zwei Olympiaden haben wir zusammen erlebt. Bei der zweiten konnte ich schon mitreden. Tat ich auch, aber anders als erwartet und erwünscht von dir.

Weißt du noch, wie du mal mitten im schönsten Streit aufgesprungen bist: 18 Uhr, Stute Netzer gucken! Da war was gefällig.!

Aber es gab auch gute Stunden linker Einigkeit, wenn wir das Trimm-Dich-Männchen in einen kleinen Wichser ummalten und uns darüber verständigten, daß es all diesen Sportlern doch überhaupt nicht mehr um den Sport, sondern nur noch ums Geschäft gehe. Das sei früher anders gewesen.

Ja, wenn der Hans erzählt ... Und, wenn du nun weniger erzählen würdest und dafür mehr turnen, Hans?

Aber da ist er schon weg. - Nein, nicht zum Fußballplatz. Diese Pointe wäre nun doch zu billig. Er ist weg, einfach weg. Ich weiß auch nicht, wo er geblieben ist.

Für ihn kamen andere. Und alle hießen Hans. Hans wie Max Faust, und wie auch ihr, meine Freunde mit den vielen Tennisschlägern und Lacoste-Hemden. Und wie du, Wilhelm, der du mich neulich aus dem Museum anriefst, um zu fragen, wie Werder Bremen gespielt habe. Denn Werders Aufstieg ... Aber das ist noch eine andere Geschichte.

»Was, du schreibst über Sport! Verstehst du denn, was davon?« Dumm gestellt, die Freundesfrage, denn wer, wenn nicht ich, »Sportler«-geprüft, könnte Auskunft geben. Gestatten: Mein Name ist Hans.

Konkret-Sport 1982, S. 34

**Günter Herburger**

# Nebenberuflich

**MASSEN IN FUSSBALLSTADIONS MACHEN IHM ANGST, DESHALB WAR ER NIE DORT; EISHOCKEY BLEIBT IHM UNVERSTÄNDLICH, WEIL DAS WINZIGE SCHEIBCHEN NICHT ZU SEHEN IST; AUTO- ODER MOTORRADRENNEN FINDET ER ÖDE; TENNIS ALS VERINNERLICHUNG VON AUFSTEIGERMENTALITÄT EBENFALLS, GOLF IST GOTTSEIDANK AUSSCHLIESSLICH ENGLISCH, SKIFAHREN MAG ER, WIE JEDER WEISS, DER SEINE BÜCHER LIEST, BERGSTEIGEN IST FÜR IHN WIE DER EIGENE GROSSVATER UND LUIS TRENKER ZUGLEICH (DIE SICH KANNTEN) SURFER VERACHTET ER ALS BESITZER VON GELÄNDEFAHRZEUGEN, SEINEM SOHN RIET ER, BADEMEISTER ZU WERDEN, PING-PONG HAT ER FRÜHER MIT SEINEN LEKTOREN GESPIELT, MIT SEINER KINDERLIEBE RINGTENNIS, ZIMMERBALL IST EIN SPIEL FÜR SCHWIEGERMUTTER, OMAS ODER MAGERSÜCHTIGE TANTEN, RADFAHREN EIN TRAUM, DAUERLAUF IST EINE FERIENPASSION VON: GÜNTER HERBURGER**

Manchmal heißt es noch in einfühlsamen Kritiken, ich hätte, bevor ich Bücher veröffentlichte, auch als Bademeister in Italien gearbeitet. Ich schaute höchstens hungrig zu, wie solch ein Gebräunter seine Muskeln nachlässig in Bewegung brachte, über Heerscharen, düster am Strand unter einem Sonnenschirm sitzend, gebot und dabei auch noch verdiente. Meinem Sohn riet ich, der nach dem Abitur sofort in die Universität gehen wollte, um Molekularbiologie oder Makraméphysik zu studieren, Disziplinen, die ich ebenfalls verehre, er solle nachholen, was mir nicht gelang.

Die Ingangsetzung der Leiber spielt bei uns ein Rolle, allerdings nicht in Form selbstvernichtender Leistung, damit das Nerven und Enzymgefüge, das immer noch gemäß den Bedingungen der Bronzezeit reagiert, wieder erholsam beschleunigt wird, sondern wir vergeuden Sportliches als ein Loslassen.

Massen in Fußballstadions machen mir Angst, ich war nie dort; Eishockey bleibt unverständlich, weil das winzige Scheibchen nicht zu sehen ist, außerdem vermitteln die zusammenprallenden und blutenden Männer auf dem hallenden Eis weltraumhafte Annihilation; Auto- oder Motorradrennen sind öde, nur hintereinander, bevor vielleicht jemand in Flammen aufgeht; Tennis verinnerlicht Aufsteigermentalität; Golf stellt sich gottseidank bis zum Ende dieser Zivilisation englisch dar; das Drachenfliegen oder Korallentauchen würde mir vor dem Start bereits mehrere Herzschläge verursachen; über das Skifahren schreibe ich möglichst in jedem Buch; befreundete Familien absolvierten ehrgeizige Kanuabenteuer durch die Wildwasser französischer Alpen; in felsigen Bergen stieg mein Großvater umher und schleppte mich mit; Surfer beobachte ich als Besitzer von Geländefahrzeugen mit jenem Brett auf dem Dach, eine Sorte von Kiefernärzten oder Anlagevertretern, die unablässig verachtet werden muß; dann gibt es noch mexikanische Springer mit Fackeln in den Händen, hinab ins Meer von Felsen nachts zur Entgleisung des Publikums; Ballett bietet meist zu wenig Einfälle; Wüstenwanderungen werden erst koscher, wenn bei uns die Versteppung beginnt.

Solides Mästen von Muskeln und das Ausweiten von Lungenkapazitäten versinnbildlichen Arbeitsteilung. Wenn früher in der Hitze fortwährend Heu zusammengerecht oder unter Tag, schon mit Preßlufthämmern, stückchenweise Kohle aus dem Gehänge gebrochen werden mußte, dann holen wir jetzt gefühlvoll jene Mühen nach, indem wir uns freiwillig schinden. Für Inderinnen, die jeden Morgen, ohne Breakfast gehabt zu haben, fünf Kilometer um einen Krug Wasser zum nächsten Brunnen laufen, unverständlich.

Insofern gäbe es höchsten noch das Seiltanzen, bei uns zuhause von Zigeunern vorgeführt. Später, nachdem sie umgebracht worden waren, kamen Türken, die bisher diese Kunst scheuen.

Doch viele rütteln an der Meßlatte des Sports, und sei es nur, daß sie ein Leben lang Uhren aufziehen oder Bleistifte spitzen. Marathon nistet überall.

## ZIMMERBALL

Er ist nicht der Reigen, der Schwof oder das Tänzchen, falls man einen Walzer dreht oder einen Tango ausschreitet, vielmehr eine Übung, von jedem spielbar in jeder Wohnung. Gerade bei Platzmangel verschärfen sich die Bedingungen bis zu neuem Selbstbewußtsein. Zu zweit, zu dritt oder zu viert verändern sich außerdem noch die Voraussetzungen, besonders bei Gemischtaltrigen, andererseits kann Zimmerball auch allein zelebriert werden, gleichsam als verwunschener Froschkönig oder Prinzessin.

Verstauchte Finger, wenn man zu kräftig drischt oder mit dem Gegner zusammenstößt, oder Beulen am Kopfe, während ein Schrank im Weg steht, ein Bilderrahmen nicht ausweicht, sind kleine Verletzungen. Skifahrer brechen Füße und ruinieren teure Ausrüstungen; Kanuten schlagen leck und gehen hemmungslos unter; Radrenner stürzen sich bewußtlos, und ihre feinen Tretmaschinen sehn wie ein Haufen verbogener Stricknadeln aus.

Das Wunder von Zimmerball heißt: Luftballons. Sie kosten fast nichts, lassen sich, gut aufgeblasen, mit der flachen Hand fest schlagen, zischen über die gespannte Leine, den Strick oder Bademantelgürtel, sinken aber langsam. Mit ein, zwei

Stupsern kann man sie, selbst aus schwierigsten Positionen, wieder auf Höhe bringen, um sie mit dem nächsten Schlag weiterzubefördern.

In der Enge des Korridors oder Wohnzimmers prallt der dünne Ballon von der Decke, dem Regal oder Fernsehapparat ab. Solche Schwierigkeiten werden bewußt angezielt.

Die Regeln mögen, je nach Vorbildung, aus denen von Hand-, Volleyball oder Tischtennis gemengt werden. Der Sport ist billig, regt gleichzeitig die Reaktionsschnelligkeit an, verursacht Geschrei, verlangt blitzendes Überlegen, fördert Augenmaß und Sprungkraft. Denn vor dem Trennungsseil kann -hochgehechtet und geschmettert werden, bis, was oft geschieht, die Hülle platzt. Die nächste, gelbe oder rote, kommt an die Reihe, vielleicht auch ein zwiefacher Fingerling, ein amerikanisches Rugbyei oder präservativer Bischoffshut. Die Fülle der Determinationen bringen, durch die Luft kugelnd, in Stimmung.

Auch Schwiegermütter, Omas, Väter oder magersüchtige Tanten können Zimmerball betreiben. Unerwartete Drallvarianten durchbrechen Einsamkeiten und Lehrmeinungen klassischer Psychologie. Der Ballon schwebt zunächst nur, als daß er, raffiniert zur Beulenpest angestoßen, durch die Luft saust. Auch kleine Kinder spielen Zimmerball, für sie wurde er überhaupt erfunden. Die Schnur, der Schal oder auch ein verlängerter Kaugummi, aufgehängt zwischen Bettrand und Stuhl, werden niedriger gespannt. Freunde und Gäste tun zunächst nur vorsichtig mit, lachen aber, weil sie ungeschickt danebenhauen, aber schon nach kurzer Zeit beginnen sie, vor Eifer zu knurren, rufen Parolen, ziehen Pullover, gar Hemden aus. Zuletzt sitzen sie schnaufend da, glücklich nach Schweiß riechend.

Allerdings glaube ich nicht, daß Zimmerball zum Volkssport sich mausern könnte, obwohl er alle Voraussetzungen dafür hätte, da er keinen Aufwand braucht, keine Stadions. Er gebärdet sich privatistisch, verweist auf jeden einzelnen, selbst potentielle Selbstmörder oder sich gerade trennende Ehepaare geraten bei ihm noch einmal gegen die Mauern der Außenwelt. Körperhaltung, Gier oder lustreich zusammensackenden Versagen entlarven.

Die Herkunft des Spiels stammt, wie die meisten Grenzfälle, aus dem Zirkus. Dort haben wir Seehunde gesehen, die mit einem Luftballon auf der Nase, ihn immer wieder in nadelspitzes Gleichgewicht bringend, über Wippen watschelten, sich ihn gegenseitig zuschickten, ihn verloren und, nach einem Sprung, ihn trotzdem wieder über sich brachten, auch noch mit den Flossen klatschend. Wenig Zuversicht für uns, ähnlich geschickt bescheiden zu werden, nur mit einem Fischlein danach zur Belohnung im Mund.

RINGTENNIS

Ein Relikt aus der Kreidezeit des Hungers und der spärlichen Carepakete, wer dazugehörte. Meines Wissens gibt es dieses Spiel nicht mehr, weil, laut Heidegger, seine Gerätschaft inzwischen fehlt, nicht mehr auf dem Markt ist, ein leergepumpter Hartgummiring, meist abgegriffen rostfarben, den wir von unseren Wandervogel oder Nazimüttern in den Rucksack gesteckt bekommen hatten. Sie warfen ihn einst auf Wiesen im Kreis reihum, wie alte Photographien bezeugen.

In dem evangelistischen Klosterinternat namens Urspring, dem größten Glücksfall meines Lebens, wurde Ringtennis auf Leben und Tod betrieben.

Mit flachem Wurf von der hinteren Linie konnte, vorwärtsstürmend, beim Einzel nur noch zugegriffen und zurückgeschleudert werden, beim Doppel nochmal. Sonst war alles erlaubt.

Was hieß, daß nicht nur hochgesprungen und mit aller Kraft Schrecken verbreitet wurde, da Körper das beste Ziel waren, sondern es täuschten auch durch die Luft schlingernde Brezeln. Ein paar Spezialisten, darunter ein Freund aus meiner Heimatstadt, der mich in diese Hölle gelockt hatte, verstanden, sich überschlagende Geschosse nur mit zwei Fingern aufzufangen und sogleich in nächste Energie zu verwandeln. Eine klassische Newton-Teufelei.

Doch ich lernte, mit abgebrochenen Fingernägeln, ein Zeichen beginnender Meisterschaft. Gebläute Augen, blutende Nasen, Nierenstiche oder plötzlich giftig in den leeren Bauchraum nach oben drängende Hodenknäulchen waren die Regel.

Ein Schlafnachbar in den Saalabteilen des Dorments, wo Ältere nach neun Uhr abends aufpaßten und auch bestraften, schrieb bei Kerzenlicht verborgen die Bibel ab. Er riet mir, erfüllt von geschichtlichem Wissen, ich solle meine Finger verpflastern.

Die stählernen Brezeln aus der Luft zerrend und knapp auf strategische Bahn schickend, spürte ich keine Schmerzen mehr. Solche Triumphe sind selten. Erst im Alter wird es sie wahrscheinlich erneut geben, zum Beispiel beim Anstechen einer Thrombose mit Hilfe eines Zaunnagels entgegen ärztlichen Rats.

Mit meiner zweitwichtigsten Kinderliebe, Michaela von Stein, einem ständig dahinschmelzenden Mädchen aus geflüchtetem Ostpreußenadel, spielte ich eines Tags allein. Dreißig Jahr später traf ich sie wieder und gab, auf der steilen

Treppe zu der Eigentumswohnung, ihrer Tochter die Hand, weil ich glaubte, nichts sei verloren.

Zuerst zeigte ich damals beim Spiel, daß der Bann gebrochen werden kann und führte federleichte Technik vor, bald jedoch nahmen Verbitterungen oder herausfordernde Haltungen zu, als wir uns endlich am Demarkationsnetz gegenüberstanden. Ich ließ das Mädchen nicht siegen, es mich auch nicht.

Auf Gemälden von Ingres ereignet sich, bilde ich mir ein, dieselbe Verschiebung des starren Blicks, der Stellung beziehen möchte, zu flatterhafter Großzügigkeit von Kleidern und Laub: ein freiwilliges Versinken.

So spielten wir Vergessen an diesem gläsernen Nachmittag, wirbelten Staub vom Schlackenplatz hoch, hörten die Schweine in den nahen Koben vor Hitze seufzen, denn das Internat hatte sich, wie viele Haushalte, auf Selbstversorgung umgestellt, und taten uns schließlich weh. Michaela täuschte, traf auf ein wundes Nagelbett, und nun fing ich Brezeln zu schmettern an, die sie verweigerte.

Später lagen wir am Albabhang auf Moos und noch nicht eingesammelten Bucheckern, aus denen Öl gepreßt werden konnte. Die Energie des Herzklopfens überwältigte.

## DAS GRAUEN DES PINGS VOR DEM PONG

Eine Milliarde Chinesen überleben. Dadurch sind sie auch vorgeprägt, sich international auf grünen Platten darzustellen. Selbst eine nach Japan ausgewanderte und dort verheiratete Schwäbin, die ehrgeizige Ursula Kamizuru, ein Name, der an Kamikaze, also Opferbereitschaft oder Eigenzerstörung erinnert, erklärte, sie käme zu keinem Turnier mehr, für das auch Chinesen gemeldet würden.

Die Übermacht ergreift sogar die Aleatorik, auf Lateinisch von den Würfeln, dem Zufall abhängig, ein Begriff, den der Wiener Komponist Schönberg einführte und zur Blüte brachte, daß alle zwölf Töne gleichwertig seien.

Dieses Verständnis wurde von den Chinesen außer Kraft gesetzt. Sie spielen Tischtennis, als müßten sie sich um die Schalen der Elektronenphysik nicht kümmern und sie scheinen noch den Spin von Mesonen oder Baryonen auszunutzen, indem sie sich den Massenzahlen größter Kräfte auf geringstem Raum hingeben. Wir vernehmen das Ächzen der Ergs.

Ihre Bälle verharren in der Luft, nehmen, gemäß der Feldtheorie schwacher und großer Wechselwirkung, plötzlich andere Fahrt auf, vielleicht angestoßen von Antimaterie, und verändern beim Aufprall ihre Richtung schon wieder, fürchterliche Diagramme schreibend, denen die besten Champions der Welt umsonst nachjagen. Zudem halten chinesische Spieler ihre Schläger meist linkisch in der Weise nach unten, wie Kinder gerade das Essen mit Löffel und Gabel lernen.

Obwohl nie Chinesen bei uns waren, steht unsere Tischtennisplatte zusammengeklappt an der Wand. Sie wird noch von der kleinen Tochter als Tafel benutzt, auf die sie Botschaften malt, Kopffüßler oder erste Landschaftsgebäude. Die Zeit des Pingpongs ist vorüber, desgleichen die Fähigkeit rigoroser Verdammnis oder Sympathieerklärungen. Zähigkeit kehrte ein, das Abschätzen langer Entwürfe, die Leidenschaften wurden gestreckt.

Es gibt auch keine unerwarteten Gäste mehr, wie sie früher ein- und ausgingen und von sich aus zu einem Spiel aufforderten, um Kräfte gegenseitig zu messen. Einige sind gestorben, viele zogen um, wenige bekamen Kinder, der Rest mag sich im Feuilleton angesiedelt haben.

Auffällig postulierten sich die verstörten oder bereits gestürzten Liebhaber einer Freundin, die Filme herstellte. Sie waren alle geübte Spieler, handhabten Angaben, Finten, Stoppbälle oder Schmetterserien vorzüglich, nur ihr Stehvermögen ließ zu wünschen übrig. Entweder beklagten sie die matte Beleuchtung oder den rutschig blanken Boden, auch konnten sie unsere Katzen nicht leiden, die, sobald ein Ball ins Netz ging, auf die Platte sprangen und sich der Beute bemächtigen wollten. Unterbrechungen brachten die Liebhaber aus dem Konzept, was auf Egoschwäche deutete.

Nie mehr haben wir von ihnen gehört, ob sie nun endlich selbst Drehbücher, Hörgebilde oder kleine, pastorale Romane verfaßten.

Der Letzte, der entmutigte, war einer meiner Lektoren. Er wohnte oben in einem hessischen Weiler und unten, im Keller der gemieteten Wohnung, wurde gespielt, direkt neben der Heizung. Frauen durften nur zusehen, höchstens bei einem unernsten Doppel mithalten.

Ich verlor immer, und zwar im Schneider, die Kämpfe tobten haßerfüllt bis tief hinein in die verschiedensten Prämissen, wie Literatur geschrieben werden sollte. Er war Anhänger der Konkreten oder Experimentellen, ich ein beginnender Nachfahre der Romantik. Zudem trainierte er in einer Mannschaft, denn das ganze Dorf hatte sich der Pingpong-Sucht verschrieben, schwärmte an Wochenenden zu Landesgefechten aus und mochte auch frühe Gedichte von Max Bense rezitieren wie »die Röte des Ziegels des Dachs«.

Doch einmal sprang er bei einer Rückhand so hoch, daß er an die Kellerdecke stieß und bewußtlos zusammenknickte. Es herrschten Angst und insgeheimer Jubel, seine Fontanelle war ein wenig angebrochen.

Die Lektoren kommen und gehen. Bisher sind sie nach geziemender Laufbahn alle Professoren geworden, Flüchtlinge aus den Verlagen zum Staatsdienst, aus den zu bändigenden Destruktionen in die Lehrmeinung. Er allerdings hat noch eine Art Bauchladenoffizin eröffnet und bietet auf eigene Kosten seltene Nachdrucke an.

Übermut und Eifer versickern. Das chinesische Beispiel, daß aus großen Mengen genügend Erträge gefiltert werden können, gilt unbeschränkt. Ob Erzählhaushalte ähnlich periodisieren, ist vorstellbar. Zur Zeit nehmen die Assoziationsbereitschaften ab, nämlich die neugierigen Leser.

## RADFAHREN

Den Traum, von Süden nach Norden und entgegen wieder auf der anderen Seite zurück über Sträßchen 4. und 5. Ordnung mit ein paar Pfund Kompaßkarten im Rucksack durch. unser Land, zu radeln, werde ich mir nicht gestatten. Es wäre Verrat an der fortwährend gefährdeten Balance von Poesie. Wer entdecken will, muß erfinden lernen. Einsamkeit und Leere sind Voraussetzungen für dieses neblige Geschäft; Rechercheure erschlagen ihre Phantasie wie mit Pflastersteinen.

Zu Abschweifungen oder zur Durchquerung physiologischer Staus verleiht das Fahrrad weiterhin ideales Reisetempo. Man begutachtet übersichtlich und kommt trotzdem weiter. Ein mächtiges Heizwerk bleibt am Rande stehen, ein weher Maikäfer fliegt noch eine Strecke parallel, bevor er, doch das wissen wir, sehen es nicht mehr, in einem von Pestiziden gepuderten Feld untergeht. Sein Todeskampf, die Geschichte seiner Herkunft, früher auch sein Auftreten als Plage, werden uns beim Fahrtwind noch eine Weile beschäftigen.

Ich hätte Sammler werden können, wenn ich nicht Schriftsteller geworden wäre. Mein ältestes Fahrrad stammt aus dem letzten Krieg mit dunkel gelacktem Lenker gegen Feindeinblick, mit einer Halterung für eine Karbidlampe und Dreißigerrädern, wie sie nur noch Wettkampfmaschinen ohne Freilauf besitzen. Die Holzfelgen dieses Vehikels haben sich vor Trockenheit gekrümmt, ich bräuchte einen Dampföfen und Schraubzwingen, um sie wieder flach zu biegen.

In der Stadt benütze ich den Rolls Royce aller Räder, ein schwarzes, fast einen halben Zentner schweres Hollandrad mit Nabenschaltung und ledernen Gepäcktaschen, ebenfalls schwarz.

Mit seinem Hochmut ist nichts vergleichbar. Sanft rollt es über Fugen und Gehsteigkanten, hält Autos auf Abstand, fordert Blicke heraus, muß daher beim Abstellen mit zwei Nummernschlössern angekettet werden. Auf ihm saß vor mir das jüngste Kind sicher in einer Schale aus Eisenblech, wie sie Traktoristen bekannt sind.

Erholsamkeit und Ruhe bestehen auch darin, daß an dieser Fortbewegungstechnik die nächsten Jahrzehnte nichts ändern werden. Weder Kernenergie noch Klonikatkunst vermöchten einzugreifen. Im Keller verstaubt ein grünes Tandem, das ich nur allein fuhr, weil sich niemand dafür fand, und an den hundert Einzelteilen eines aus China importierten Lastrads mit Doppelrahmen scheiterte ich. Diese Verluste bleiben erschwinglich.

In unserer Heimat fahren mein Bruder und ich auf Dutzendrädern mit krachenden Gängen. Wichtig sind die Halbballonreifen, um in Mooren und auf waldigen Schleichpfaden nicht wegzurutschen. Asphaltstraßen meiden wir, da sie, wie überall, zu Fluchtbahnen begradigt wurden aus deutschnationaler Angst vor allem Krummen und Unerwarteten. Über den Sumpf der Vergangenheit spannt sich eine trügerische Decke.

An Sonntagvormittagen erklimmen wir, auf den Pedalen stehend und über die Lenkstangen gebeugt, im Schneckentempo den höchsten unserer Grasberge, überholen Wanderer, die ehrfürchtig beiseitetreten, und nur an zwei Stellen, wo der in Serpentinen angelegte Holzweg zu steil wird, steigen wir ab und verschnaufen.

Oben kehren wir bei einem Maler ein, der sich in einem verfallenden Sommerstall einquartiert hat. Weidewirtschaft, als Jungvieh zur Kräftigung auf Alpen getrieben wurde, existiert kaum mehr. Es verkommt zu hormongesteuerten Mastkälbern.

Der Maler, früher Restaurateur falschen Marmors von Barockkapellen, hat sich auf Mineralien und Samenformen spezialisiert, die er durch ein Mikroskop erforscht. Und auf seinen Bildern, meist Triptychen in florentinischer Hochglanzmanier, türmen sich die Schlösser, Sporendickichte und kristallinen Wolkenleitern einer ganz anderen Welt. Zum Schmieren unserer Fahrradketten langt er in einen Topf Butterschmalz.

Dann beginnt die Abfahrt, ein Fliegen und Holpern, Ausscheren und Wiedereinbiegen zu Kehren. Die Hände erkalten; mit geschlossenen Augen werden Mückenschwärme durchstoßen; Rücktritt- und Felgenbremse wechseln ab; zwischen den Stämmen flirren Dunkelheit und Licht wie Zäune; würde ein Schlauch platzen, landeten wir kopfunter in Brombeerbüschen; eine Bekassine flüchtet laut.

Unsere Räder putzen wir nie, das überlassen wir dem Regen, der in diesen Regionen oft überrascht. Durchnäßt und frierend kehren wir heim und klettern breitbeinig vom Sattel.

## DAUERLAUF

Er hat mit Gewohnheiten, regelmäßiger Benützung, mit dem Gebrauch vertrauter Dinge zu tun. Man könnte ihn auch mit der Wärme eines alten Bademantels vergleichen oder mit dem Sitzen in einem Klubsessel, dessen eine Seite Sprungfedern schon seit Jahrzehnten schief nachgibt. Seine Länge, ob ausgeführt oder nicht, schmiegt sich dem Zerrinnen von Zeit an. Je gleichförmiger er sich regt, desto statischer wird er.

Beim Schreiben ist er hinderlich, obwohl es Kollegen geben soll, die während heftiger Arbeit sich auch körperlich ertüchtigen, indem sie durch Wälder rennen oder jeden Morgen viele Lagen im Chlorwasser von Hallenbädern hinter sich bringen.

Ich halte davon nichts, im Gegenteil, Schweiß und Erfrischung werden zu Ablenkungsmanövern, als wolle man die noch verkapselten Formulierungsmühen veräußern und, unter der Dusche, fließen dann alle Spuren der Phantasie bereits wieder ins Vergessen. Am Schreibtisch sollen Krankheit, Laster und Vergeblichkeiten ausbrechen, sonst lassen sich notwendige Metamorphosen nicht erringen.

Darum kenne ich das Dauerlaufen nur aus den Ferien. Voraussetzungen dafür heißen Mittagsglut, Sand, flaches Meer an Augusttagen, wenn ein Viertel der Bevölkerung Italiens plus das Fremdenkontingent an die Küsten gezogen sind, so daß die beschwerten Ränder des langen Landschaftbeins in die Gewässer einzutauchen scheinen. Pein und Köstlichkeit bringen sich in Gleichgewicht.

Auch diesen Traum, in Badehosen und nur mit einem umgeschnallten Täschchen von Ravenna abschnittsweise bis nach Brindisi hinunterzutraben, werde ich mir nie gewähren. Er entspräche einem ungeschriebenen Roman oder, noch fremder, einer ungesungenen Oper.

Doch jedes Jahr, wenn auf den Campingplätzen die Erwachsenen und Kinder im Schatten ruhen und die Hitze den Zenit erreicht, trabe ich los, vollkommen selbstvergessen. Es ist die Zeit von Schuld und Sühne, auch der Torheit.

Von Tag zu Tag steigern sich die Strecken, Sehnen und Pumpwerkzeuge dehnen sich, die nackten Füße spreizen immer besser, das Schrittmaß paßt sich den Unebenheiten an. Aus der gelben Sonne prasseln die Zahlen des Lichts wie Körner.

Ein angeschwemmter Schuh wäre zu besichtigen, ob er aus Jugoslawien oder von Zypern hierher gefunden hat; umgelegte Segelstangen von Gleitbrettern hindern, müssen übersprungen werden; und dort eine rote Mütze in den trägen Fluten sich zweiflerisch hin- und herwiegend, als scheue ein ertrinkendes Kind, wieder an Land zu kommen! Aber wer mag der ältere Herr mit grauem Stichelhaar sein, der als einziger in der Mittagsglut am Strand blieb? Ein Advokat, ein britischer Offizier im Ruhestand oder ein beobachtender Kenner für Algenvermehrung? Eines Tages wird das Mittelmeer, gedüngt von Phosphaten und Industrieschlamm, zuwachsen, die Photosynthese fällt aus, der Sauerstoffkollaps beginnt, ein Sturm, der alles mit sich reißt.

Inzwischen strömt durch die Epidermis viel Blut, tauscht Wärme aus, drückt schneller durch die Adern, zuhauf türmen sich Meterkilogramme an Leistung auf, die gleichgültig Müdigkeit und Schmerzen überstimmen, dem verzagenden Willen eine Art von Apathie, eben jene schon geschilderte Ruhe benutzter Gewohnheiten vorsingen. Professionelle Läufer nennen es die Theologie der Körpermitte, auch Askese des Obertritts oder nur Entblößung.

Schwierig wird es, wenn unterschiedliche Festigkeitsgrade des Sands lähmen oder beschleunigen. Der Blick stellt sich gleich einem vorwärtsgeordneten Prinzip auf die nächste Uferzunge ein oder verhakt sich an einem fernen Bonsai-Bäumchen.

Das flache, laue Wasser eines Sunds schlägt gegen die Beine, dann kann erneut mit angewinkelten Armen, den Kopf erhoben, weitergehastet werden bis zur Umkehr an der eingebildeten Stelle, wo eine verlassene Badehütte wartete, deren rostige Türangeln, verheißungsvoll winkend, riesengroß in die Luft standen.

Die Rückkunft erleichtern Zuschauer, die nach dem Verdauungsschlaf wieder ihre Plätze am Strand einnehmen. Boote werden angeschoben, Familien streiten sich um Liegestühle, ein Drache soll sich in die Luft erheben. Ein Bademeister schleckt sein Eis und verhöhnt auf deutsch. Frieden seiner Asche.

Brennende Allergien lassen sich abstreifen, Schmirgel und Zerfluß verschwistern sich, wenn der krebsige Läufer nun zur Abkühlung in der Lagune versinkt, ein Stoßgebet murmelnd oder einen Weihnachtsreim.

## HIMMEL UND HÖLLE

Als ich zum ersten Mal in Karlsruhe war, sah ich in einer stillgelegten Seitenstraße zwischen mit Stacheldrahtrollen und Gittern geschützten Sandsteingebäuden, es mögen das Verfassungsgericht, ein Gymnasium und eine Bundeswehrkaserne gewesen sein, dieses Spiel mit Kreide auf den Teer gemalt. Die Striche waren verwischt, aber noch zu unterscheiden.

Oben, wobei man sich immer so stellt, daß es ein Oben gibt, war der Torbogen des Himmels, unten hing die Hölle, beide genau beschriftet.

Im Abstand gehalten wurden sie von dreimal drei übereinandergestellten Quadraten, in denen, zum Teil kaum mehr lesbar, Bezeichnungen standen wie Horst, Elli, Haumiblau, der Pfeil, Frites, Elefanten, Wiederholung, Mutter und Hochhaus.

Bevor ich zu einer Familie ging, mit deren kleinen Töchtern ich vor zwanzig oder hundertdreißig Jahren auf dem Kanapee vor dem Zubettgehen komplizierte Kissenschlachten in Gang gesetzt hatte, hüpfte ich auf einem Bein von einem Viereck zum anderen.

Schweiß fing zu perlen an, Trauer und Zweifel zogen durch den rechten Schuh. Ich hätte vorher telefonieren sollen, die Töchter würden erwachsen geworden sein mit mißtrauischen Augenwinkeln, langen Beinen und elegant wilden Gebissen.

In der Sackgasse kam ich, verzwickt hüpfend, zum Himmel, ruhte dort aus und, auf dem anderen Bein, rückte die Hölle wieder näher. Noch einmal streifte ich Haumiblau, Mutter und Hochhaus, wurde gelassener und ging zur nächsten Straßenkreuzung.

Eine junge Frau kam, auffällig mit einem Schlüsselbund in der Hand, mir entgegen und fragte, ob ich derjenige sei?

Wir sprachen wenig, schauten verlegen nach oben und in uns, lobten die gestiegene Temperatur und das Laub der Platanen.

An einer Gartentür drückte das Mädchen auf den Klingelknopf, obwohl es genügend Schlüssel besaß; Himmel und Hölle vereinigten sich.

Später stürzte das jüngste Kind, eine Enkelin, vom Thronsessel des Wohnzimmers. Frische Windeln waren vonnöten, neue Kaffeemilch wurde für den Gast gebracht, in einer Karaffe bäumte sich der Rest eines Nußlikörs auf.

Konkret-Sport 1982, S. 39

**Winfried Thomsen**

# Schi Schi GmbH

**Wo die Pistenraupen blühen und Enzian in Flaschen wächst, wo im Wildbach die Bierdosen rauschen und der Kahlschlag der Berge Lawinengefahr garantiert, da wolln wie glücklich sein und beten, daß wie dieses Jahr ohne Gipsbein heimkehren. Alternatives Skifahren gibt es nicht.**

Im fortgeschrittenen zarten Alter von 36 Jahren fing es damit an, daß ich die Einstellung meiner Bindung überprüfte. Sie fiel nicht unter den Radikalenerlaß, aber ich in den Schnee, um dann mit einem guten Dutzend Gleichgesinnter unter der ebenso fachkundigen wie lustlosen Anleitung eines Südtiroler (»Fließend deutsch und warm Wasser«) Skilehrers (»Tichtich iiben!«) den Idiotenhügel hinaufzustolpern, den ich gleich in Stoltenberg umbenannte und ihm daraufhin gern den Buckel runterrutschte.

Dabei fiel ich aber erstmal auf die Nase. Die Alpen indes blieben ungerührt stehen, als ich im Schnee einbrach. Maihofern nannte ich das damals. Aus der Kinderskischule kam der staunende Kommentar: »So groß, und fällt noch hin.« Da beschloß ich, nur noch so häufig zu stürzen, wie ein Minister und Skifahrer zu werden.

Einer von fünf Millionen in der Bundesrepublik. Aber ein klein bißchen anders. Denn was für mich Spaß ist, halten die meisten für Sport. Das liegt an all den Wenzels, Prölls, Stenmarks und Mahres, die uns bei Marketingveranstaltungen von Olympia bis Worldcup vorfahren,' was Konkurrenz und Umsatz sind. Zumal am Umsatz sollen wir uns beteiligen, damit die Moser-Prölls ihre Millionen vom Rohrmoser kriegen. Der Rohrmoser, der dankt's dem Herrgott und vor allem dem Weltcup, daß sich sein Absatz an Brettern (»Atomic") in zehn Jahren um 2400 Prozent erhöhte. Und beim Kollegen Kneissl (inzwischen pleite) wären ohne die Rennerei neun von zehn Paar Ski im Lager geblieben.

Das waren die Zeiten, als ein berühmter Abfahrer aus Österreich seinen Bundeskanzler noch mit Kneissl benannte, womit der Franzl Klammer völlig richtig lag. Schließlich spielt der HSV nicht für Deutschland, sondern für BP, siegt bei der Tour de France Peugeot vor Coca-Cola, wird man als Angestellter eines Multis seine Nationalität völlig korrekt mit »IBM« angeben. Gleichwohl haben sich - wie auch in anderen Sportarten - beim Ski überholte Nationalitätsbegriffe erhalten, wobei sich der Wiener Chauvinismus besonders laut bemerkbar macht. Siegt mal ein Südtiroler, so erheben die Österreicher sofort Anspruch auf den Mann (der doch für Martini startete), obschon eigentlich die Bayern sich dieses Gebiet in Italien als ihr Afghanistan vorgemerkt haben.

Aber nicht so wichtig. Ein Rennen in Gardena/Gröden ist wie eines in Garmisch: es wirkt. Werbeeffekt nennt man dergleichen. Die Leute werden verrückt gemacht, und die Wintersportorte haben nichts weiter zu tun, als auf diese Verrückten zu warten. Die erwünschten Kaufimpulse sind ausgelöst, und so ist zunächst der Sport-Einzelhandel Schauplatz einer unerbittlichen Konsumschlacht. Wir brauchen Bretter, Bindungen und Stöcke, Stiefel, Mützen, Handschuhe, Sonnenbrillen, Taschen, Anzüge und viele, viele andere nützliche Dinge, ehe wir uns ordnungsgemäß gerüstet unter Belebung des Tankstellengewerbes aus den öden Großstädten auf in die schöne Alpenlandschaft machen.

Die ist gefüllt mit Hochspannungsmasten und Baustellen, Zweitwohnungen und viel Beton. Schließlich wissen wir seit Hannibal, wie vorteilhaft es ist, wenn ein Gebirge verkehrsmäßig hervorragend erschlossen ist. Wir erleben eine Natur, in der die Kruzifixe kaum noch stören: im Wildbach rauschen die Schnapsflaschen, auf dem Gletscher badet die Sonnencreme zentimeterdick, und zum Gipfel geht es - wie die inzwischen verbreitete Auskunft heißt - »immer den Bierbüchsen nach«. Und doch: es gibt noch Hügel, die nicht verkabelt sind, Wälder, in denen noch Bäume stehen, Berge, die nur darauf warten, für den Tourismus her- beziehungsweise hingerichtet zu werden. Ja, wir können sogar getrost feststellen, daß sich in vielen Alpentälern ein hübsches AKW recht gut machen würde. Also: während droben der Enzian nur noch in Flachmännern vorkommt, wuchert drunten das Kapi-Tal.

Dort fahren wir jetzt vor. Am Ziel angelangt, erleben wir nur zwischen Kuhstall-Disco und Hotelsilo einen kurzen Stau, der uns Gelegenheit läßt - das Fenster ist heruntergekurbelt -, bärenmarkig frisches Kohlenmonoxyd unverfälscht und in gleichen Mengen wie daheim in der City reinzuziehen. Und wenn wir dann noch eine Familie sind und eine Wohnung gemietet haben, ist es auch bald wieder ganz wie zu Hause: die Hausfrau wird sich unverzüglich in die Küche begeben, nachdem sie die Koffer ausgepackt hat, während die Kinder vor den fremdländischen Fernseher gesetzt werden mit dem Auftrag, wenigstens das ZDF zu ermitteln. Der fortschrittliche Vater holt derweil seinen Biervorrat aus dem Kofferraum. Und dann wird der Arbeitstag geplant: Die Karte raus, die schwierigsten Abfahrten angekreuzt. Die müssen am nächsten Tag abgehakt werden. Erfahrene Skifreaks bereiten ihren Streß sorgfältig vor.

Den anderen wird er frei Hotel geliefert. Kurz nach Ankunft erscheint der Freund des Hauses, der Skilehrer, und nimmt die neu eingetroffenen Devisenträger unter Vertrag. Für seinen Kurs, der am nächsten Morgen beginnt. Womit wir sicher an die Provisionskette des Wintersportorts angeschlossen wären.

Es heißt, beizeiten aufzustehen, um den Lift zu erreichen. Wer ganz neu ist, muß vorher noch zum Skiverleih (vom Skilehrer empfohlen. Besitzer: sein Bruder, Schwager, Onkel, Freund, Neffe usw.), um eilig nachzurüsten. Dieselbe Idee hatten freilich noch mindestens dreißig andere Leute, und so werden rasch die erstbesten abgelatschten Stiefel, garantiert drückecht, und zerschrammten Bretter gegriffen. Du hast noch Muße, deinen Kaffee stehend zu nehmen - das vertraut-nervige Heimatgefühl stellt sich ein - und dann springst du wieder ins Auto, um dich der Schlange bergauf anzuschließen.

Selbstverständlich ist auf dem Parkplatz (Besitzer: der Bruder, Schwager usw.) kein Platz zum Parken. Also stellst du das Auto irgendwohin, nicht so weit weg von der Talstation, wegen der Skistiefel. Von allen Seiten trampeln die skiklirrenden Massen zusammen, verklumpen vor der Sessel-(manchmal auch Seil-)Bahn, die zum »Skizirkus« oder sogar ins »Skiparadies« führt, und warten. Wie zu Hause an der Stechuhr. Es folgt die Politik der kleinen Schritte. Die Schlange verengt sich, wird langsam von einem Trichter geschluckt. Auf der Plattform martialisches Gestampfe der Stiefel, jeder will der erste sein, raus aus dem Wartegedrängel.

Im Winter 80/81 wurden allein in Osterreich 320 Millionen mit Bahn oder Lift (Besitzer: der Bruder, Freund, Onkel usw. des Ministerpräsidenten oder Bundeskanziers) der Hochgebirgsfreiheit entgegengeschaufelt, das natürlich auch den Interessen der Betreiber entgegenkommt (in den deutschen Älpchen zum Beispiel die Bayerische Hypotheken- und Wechselbank oder Fürst Georg von und zu Waldburg-Zeil). Und unter diesen Millionen bist du, siehst auf die Uhr, gleich fängt der Skikurs an, da bleibt der Lift stehen. Hätte man doch einen Hubschrauber (in der Schweiz gibt es mehr Landeplätze als Adlerhorste, aber so sind die betuchten Kunden nun einmal).

Einstweilen schaust du dir die Gegend an - sehr gepflegte Dosen liegen hier - und genießt die Stille: aus Lautsprechern schallt die Hitparade durch den Wald. Ein Genuß, der nur unterbrochen wird durch Rosi Mittermaier. Die sitzt nämlich einen Sessel hinter dir und erzählt: »Jeden Morgen stand ich mit meiner Familie geduldig in einer Schlange am Kiosk, um »Bild« zu kaufen. Dann fuhren wir alle mit dem Skilift nach oben. Das sah vielleicht komisch aus: in jedem Lift eine weit ausgebreitete »Bild«-Zeitung bis oben auf die Berge.« (16.6.81)

Du schämst dich jetzt erstmal, weil du die Zeitung nicht gekauft hast, und frierst, bis der Lift sein Ziel erreicht. Hier hast du die Auswahl zwischen fünf verschiedenen Schlangen vor den weiterführenden Schleppliften (Besitzer: der Bruder usw. des Skilehrers). Warten mußt du überall, bis du steifgefroren bist, was dann den beliebten Sturz aus dem Lift (ganz ohne »Bild«) zur Folge hat: zurück zum Start.

Die Skikursler, die heil oben ankommen, versammeln sich um den charmanten Skilehrer, der ungemein heiter gleich den Letzten auffordert, er möge nun doch endlich mal einen ausgeben. Man begibt sich also in das Joch-Restaurant, 2000, 3000 Meter hoch (Besitzer: der Schwager, Bruder, Freund, Onkel, Vetter, Neffe des Skilehrers), um sich dann nach geschlucktem Obstler todesmutig die Hänge hinabscheuchen zu lassen und zu begreifen, daß unser Lehrmeister ein verlorengegangener Feldwebel ist, der unentwegt für das Fortbestehen dieser anstrengenden Heiterkeit sorgt. Man schluckt sich von Piste zu Piste. An Jausenstationen, in denen ein Jochgeier Franz (der Bruder, Freund usw.), den kalten oder geängstigten Skifahrern Jagertee nachschenkt, herrscht kein Mangel. So sind denn auch - ausweislich ihrer Fahnen - lauter kleine Luis Trinkers unterwegs: stemmen und ausstemmen. Mancher bleibt kurzerhand auf der Strecke liegen und wird nach angemessener Zeit weggeräumt: Pause. Die ganz Gewitzten, die ohnehin ihre Ausrüstung nur zu Vorführungszwecken mit sich führen und nicht einmal die Bretter richtig tragen können, machen sowieso im Liegestuhl (Besitzer: die Freundin, Schwester usw. des Skilehrers) Dauerpause: saufen statt laufen.

Die auf der Piste hantieren herum, als wollten sie nicht Urlaub machen, sondern Eichenlaub (mit Schwertern). Da bricht die freie Fahrt für freie Bürger hemmungslos aus, und ärgerlicherweise läßt sich der Krieg nicht mit Lichthupen führen, obschon manche Piste einer dreispurigen Autobahn ähnelt. Da lassen selbst Leute die Sau vom Pflock, die sonst ihr Auto (nur sonntags) fahren. Auf Brettern sind sie alle Weltmeister. Und davon gibt es viele: jede Menge Individualisten auf dem Berg, alle in Uniform und aggressiv, ihrem einjährigen Büroaufenthalt entsprechend durchtrainiert und entschlossen: Jetzt wird geleistet. Die angemessene Rücksichtslosigkeit führt erstens zu Brettersalat (Platsch, Peng, Bruch) und damit zu Aufträgen für die dem Skiverleih angeschlossene Reparaturwerkstatt (Besitzer: s. oben). Und der Zwang, den teuren Skipaß auch auszunutzen, endet in gebührender Erschöpfung und führt zweitens zum Knochensalat, womit dieser Teil der Provisionskette beim Arzt (Besitzer: die Gipsindustrie) endet. Der, Perathoner oder wie er nun gerade heißt ist regelmäßig einer der Wohlhabendsten am Ort.

Wo die überlebenden Abfahrer hintreten, da wächst kein Gras mehr. Die* Pistenraupen (Besitzer: usw.) tun das Ihre: walzen und plätten den Schnee zurecht, damit die Skiläufer bequemer laufen können. Wenn die und der Schnee weg sind, lebt kaum noch ein Halm. Den Rest zertrampeln die sommerlichen Wanderer. Der Boden ist wie eine Verfassung, auf der wir alle gestanden haben: kahl, öd und leer. Und wenn dann noch die letzten Bäume abgehackt sind, ist die Piste nächstes Mal garantiert breiter. Und voller.. Und in Lawinengefahr.

Nachmittags trifft die ganze Meute abgehetzt im Tale ein. Die meisten haben sich nach Erfüllung der Pistennorm jetzt der Vergnügungsordnung zu stellen. Die Skilehrer haben in den «Krug« eingeladen (Besitzer: der Schwager, Freund usw.). Sie

quetschen das Akkordeon, reißen Zoten, und das trinkende Volk klopft schunkelnd Schenkel.

Im Anschluß an diese erfreuliche Veranstaltung schwanken die fröhlichen Gäste ins Hotel, ziehen sich zum Halbpensions-Abendmahl um und treten d n zur Fortsetzung an. Die ist entweder m »Ochsen« (Besitzer: der Freund des Schwagers usw.) mit Alpenkultur in Lederhosen oder im »Bären« (Besitzer: der Onkel des Neffen), mit dem gleichen Programm wie am Nachmittag oder in der »Post« (Halter: der Bruder des Besitzers) mit Misswahl. Bei alledem kommt auch der Dorffotograf (Besitzer: die Nichte, Freundin, Oma usw. des Besitzers) ausgiebig zum Knipsen, was ebenfalls zum Inkasso berechtigt. Die letzten Trunkenbolde des Abends stärken sich für den nächsten anstrengenden Tag mit einem Nickerchen auf dem katholischen Gemeindefriedhof (Besitzer: Gott, vertreten durch den Beichtvater des Skilehrers). Wahrlich, den Dorfbewohnern ist die Umstellung von den Kühen auf das Melken der Ochsen so gut bekommen, daß ich mich frage, wovon die Leute eigentlich früher gelebt haben. Und: haben sie überhaupt gelebt?

Ach ja, was ist mit mir? Ich trete in diesem Skizirkus jedenfalls nicht als Nasenbär auf. Schnee hin, Schnee her, ich lasse mich doch nicht verharrschen. Fast überall ist es möglich, sich aus dem Rummel ziemlich herauszuhalten. Den Tag nach Lust und Laune zu gestalten (nicht wie zu Hause). Die Bretter auch mal stehen zu lassen. Angesichts des Getümmels: abwarten und Tee trinken. Was aber als abnormes Konsumverhalten speicherungswürdig und sowieso nur ein schwacher Toast ist. Denn es gibt kein alternatives Skifahren. Meine ist nur eine reichlich private Lösung. Sie bringt kein Kapital ins Wanken (schnell sind statt meiner zehn andere angeworben). Aber wenn das nun alle, machen? Dann sind gleich jede Menge Arbeitsplätze in Gefahr. Und da leiste ich doch lieber meinen bescheidenen Beitrag zur Umweltzerstörung.

Konkret-Sport 1982, S. 42

**Horst Bredekamp**

# Fußball als letztes Gesamtkunstwerk

**Fußball ist nicht mehr Spiel, sondern Arbeit, nicht mehr Sport, sondern Krieg, nicht mehr Ekstase, sondern Kommerz und fasziniert dennoch Millionen: Als Theater der Welt**

Aktion sauberer Fußball. Selten ,hat sich die Angst der männlichen Spezies vor ihrer weiblichen Entartung so unbedarft geäußert wie im Abscheu der Fifa-Funktionäre vor der Küsserei der Spitzenfußballer. Die Orgien sollen verboten werden: »Der triumphierende Jubel mehrerer Spieler zusammen, die aneinander hochspringen, sich umarmen und küssen, ist unangebracht, geht eindeutig zu weit und sollte daher von den Fußballfeldern verschwinden«, so die Anweisung vom September '81. Das Ende der Körpersprache? Mitnichten. Kaum eine Verlautbarung der letzten Zeit hat eine so einhellige Ablehnung gefunden wie dieses Körperkontaktverbot; kaum eine Zeitung, die nicht mehrfach, teils auf der Titelseite, gegen diesen »Fußballknigge« (»Hamburger Morgenpost«), für »Küssen und Knutschen« (»Spiegel«) votiert hätte: »Wer trifft, darf auch Küssen« (»Faz«). Mit feinem Gespür für die Perversion des Fifa-Erlasses meinte eine Frau in einer NDR-Publikumsumfrage: »Verbot der Küsserei macht den Fußball unnormal«.

Wie immer diese Kontroverse ausgeht, sie bezeichnet die gegenwärtige Situation des Fußballs präzis. In allen Kommentaren zur Verteidigung dieses geschlechtsspezifischen blackouts schwingt die Hoffnung mit, daß in der rauschhaften Jubelform etwas gerettet bleibt, was das Fußballgeschäft längst nicht mehr bietet: »Freude«,' »Spontaneität«, »Gefühl«, gar »Ekstase«. Denn der Fifa-Beschluß, als psychologische Selbstentlarvung von unfreiwilliger Komik, ist zugleich ein durchaus rational zu verstehender Schritt, den Sport auch äußerlich anzupassen an seine gegenwärtige Daseinsform: Ein kalt berechnetes Geschäft, ausgehandelt zwischen Werbung, Vereinsmanagern, den Vertretern der Spieler und den Medien.

Kritiker des Fußballs haben es leicht. Auf dem Höhepunkt kapitalistischer Verkehrsformen hat seine Professionalisierung das Söldnerwesen in vergoldeter Form zurückgeholt; er ist verkommen im Kommerz, in der Brutalität des Existenzkampfs der Berufsspieler, er prostituiert sich als Reklameträger vor der Werbeindustrie. Und dies nicht nur in den höchsten Klassen; selbst im Bezirksligabereich werden herausragende Spieler nicht unter vierstelligen Summen oder entsprechendem Gegenwert in Form von Autos oder Wohnungen geködert, und auch hier bereits laufen die Spieler Reklame. Die Verletzungen bis in den Betriebsport hinein stehen gleichrangig neben den per TV frei Haus gelieferten Gehirnerschütterungen, Brüchen und Sehnenrissen der Bundesligen.

Mit der Kommerzialisierung hat sich auch der Stil des Spiels gewandelt; die Kälte des Marktes hat eine eigenartige Spielerpsychologie erzeugt und bewirkt, daß Spieler ihre Arbeit in Verruf bringen, wenn sie ihr gewissenhaft nachgehen. Das ökonomisch Richtige etwa, als die von der Papierform her überlegene Mannschaft das auswärtige Hinspiel knapp zu verlieren, um dem Rückspiel Spannung und Zuschauer zu sichern, macht die Pokal-Hinspiele zur Qual; Sicherheitsdenken und als Taktik ausgegebene Kaltschnäuzigkeit haben die Mehrzahl der Spiele blutleer gemacht, und wo es um hohen Einsatz geht, regiert oftmals die Brutalität abgerichteter Spielroboter mir ihrem aus Unterlegenheitsgefühlen geschürten Haß auf die Techniker: die brutalsten Fouls der jüngeren Zeit, die Attacken auf Bum Kun Tscha, Lienen und Borg, liegen in einer Linie, die ihren Ausgangspunkt mit dem Zusammentreten Pelés bei der Weltmeisterschaft in England im Jahre 1966 nahm.

Immer wieder wird es Ausnahmeerscheinungen wie die Spiellust der brasilianischen Mannschaft voriges Jahr geben, aber die strukturellen Veränderungen sind längst irreversibel, und das Fußballspiel wird gegenüber der Fußballarbeit weiter an Boden verlieren. Die Spitzenverdiener leiden in der Regel an Identitätsverlust: überschwemmt mit zunächst unfaßbar viel Geld und gewöhnt an die Werteskala dieser Gesellschaft, beginnen ihnen die Fans und die Umgebung peinlich zu werden, denen sie ihren Aufstieg verdanken.

Daß Jungstar Littbarski noch immer allürenfrei ist, daß er gar noch einen Kleinwagen fährt, reicht allein schon aus, um diesem rätselhaften Sonderfall ganze Artikelserien zu widmen. Das Geld, die Beköderung durch die Medien, und die Umarmung durch die high-soccannille erzeugen ein subjektives, auch soziales Aufsteige- und Geltungsbedürfnis, das die Zuschauer zu nichts anderem als zu Stimulanzen der gewinnbringenden Leistung werden läßt; ansonsten gilt es, sich von ihnen abzusetzen. Als HSV-Krohn den Spielern die Rothosen auszog und weißblaue Seidentrikots verpaßte, und als die Mannschaft bei Gastspielen in den »Vier Jahreszeiten«,abzusteigen begann, war der Graben auch äußerlich perfekt, der sich längst zwischen zumindest deutschen Spitzenspielern und ihrem meist proletarischen und subproletarischen Anhang aufgetan hatte: Ende der letzten Saison zeigten Kaltz und Co. den Zuschauern den Hintern, und daß die Bayern kürzlich fast 100 000 Madrider Zuschauer betrogen, als sie aus fadenscheinigen Gründen den Platz verließen, bezeugt die latente Verachtung der Zuschauer durch die Spieler.

Im Süden ist man dies (noch) nicht gewohnt; bei der WM wird es die deutsche Mannschaft spüren.

Doch die Faszination des Fußballs wird kaum entscheidend nachlassen; bei aller Kritikwürdigkeit behauptet er sich offenbar noch immer gegenüber allen Formen seiner Denaturierung, und daß die Fifa einen Kußerlaß herausgeben muß, zeigt, daß sich sein Wesen nicht restlos in die whitecollar-Mentalität des Geschäftslebens einpassen läßt, daß das theatralische und das emotionale Element dieses Spiels noch immer existiert - in den Südländern naturgemäß stärker als zum Beispiel in Deutschland.

Während der Schütze bedeutender Tore hier zumeist in Sekundenschnelle in der Pyramide sich überspringender Mitspieler untergeht und oft erst durch die Anzeigentafel und Ansage identifiziert wird, hat sich in Italien ein Triumphritual herausgebildet, das dem Stürmer erst nach vollbrachter Tat den höchsten Einsatz abverlangt: nie entfalten die Torjäger größere Laufgeschwindigkeit als nach dem Torschuß, um in aberwitzigem Zick-Zack-Kurs den anstürmenden Mitspielern zu entgehen, die sich nach ihm werfen und zu stoppen versuchen, um an seinem Triumph teilzunehmen; höchstes Glück, wenn der goalgetter den Hauptblock der einheimischen Fans erreicht, um mit ihnen den Triumph zu teilen, bis er inmitten der Mitspieler verschwindet.

**Die Linke gibt sich unter dem Ruf nach "mehr Sinnlichkeit" sportasketisch**

Noch keine Kritik, zumal keine linke Kritik, hat beschrieben, was dieses Phänomen ausmacht. »Die Neue« hat ihre Sportberichterstattung nach kläglichen Versuchen aufgegeben, und die »taz« erschien von vornherein ohne Sport-, geschweige denn Fußballseite. Während sich die Linke unter fortwährendem Ruf nach »mehr Sinnlichkeit« sportasketisch gibt, kompensiert die Klasse der Unternehmer und Manager ihre Vitalitätsnot und soziale Verkapselung im Genuß des übergreifenden Fußballs; verkehrte Welt: Bohrers Hymnen auf die angelsächsischen Fußballschlachten in der »FAZ« geraten zu Berichten über die Lage der arbeitenden Klasse in England. Die Ablehnung des Fußballs seitens der Linken hat auch etwas zu tun mit dem Neid auf eine mobilisierende Massenbewegung, der Woche für Woche so unendlich leicht fällt, was im politischen Bereich mißlingt, und zugleich scheint die Irritation vor dem Fußball auch Ausdruck der Angst des kopfgesteuert Vernunftgläubigen vor kollektiven und rauschhaften Ausdrucksformen.

In keinem anderen Bereich laufen auf so kleinem Raum mit so einfachen Mitteln so elementare und zugleich hochdifferenzierte Prozesse ab; Fußball ist das Theater der Welt. Sein Spielfeld ist als Mikrokosmos so vollkommen die Verdoppelung der Außenwelt, daß Tausende von ihm leben, Millionen mit ihm ihre Stimmungen, wenn nicht ihre Existenz verbinden, selbst wenn sie nicht berufsmäßig mit ihm verbunden sind.

»Fußball. ist unser Leben«: Hört man den eingefleischten Anhängern zu, so glaubt man sich an überkommene Formen der Dingmagie erinnert; an das arabische Märchen zum Beispiel, demzufolge der König sich nicht aufs Schlachtfeld begibt, sondern in seinem Palast ein Schachspiel austrägt und in dem Moment, in dem er den gegnerischen König matt setzt, der Führer des feindlichen Heeres fällt. Im Fußball, so scheint es, vermitteln sich die Konflikte dieser Zeit mit derselben magischen Unmittelbarkeit; der »Fußballkrieg« zwischen EI Salvador und Honduras, der Tausenden das Leben kostete, hatte andere Ursachen als nur ein Fußballspiel, aber er nahm dort seinen Ausgang.

Auch das Hin- und Herschieben von Spielern hat nicht ganz auslöschen können, daß Fußball noch immer ein tiefgründiges Netz von Identifikationsmustern bietet, von denen sich in jedem Land, in jeder Stadt Beispiele finden: der bürgerliche F.C. Bayern beispielsweise gegenüber den einstmals volkstümlich-proletarischen 1860ern; eine Konstellation, die sich in Hamburg zwischen dem HSV und dem F.C. St.Pauli ebenso wiederholt wie zwischen der Frankfurter Eintracht und dem .FSV, ganz zu schweigen von den Offenbacher Kickers. Vor Jahren noch vermochte Gerhard Zwerenz die Offenbacher Spieler auf eines der letzten legendären Derbys zwischen Ungestüm und Ästhetik auf eine Art underdog-Ekstatik einzuschwören: Im Derby stehe mit der Offenbacher Mannschaft auch die Stadt der Proleten gegen die feinsinnigen Herren der adlig veredelten Primaballerina Eintracht.

Krasser noch in den Südländern: Als erstmals nach dem Erdbeben Neapel in Rom antrat, füllte sich die Stadt seit acht Uhr morgens mit dreißigtausend Neapolitanern, die von den Römern als Anhänger der zweiten großen Stadt des Armenhauses Süden frenetisch begrüßt wurden. »Rom und Neapel ein Herz« hieß es auf einem umjubelten Plakat, das um das Spielfeld getragen wurde; die größten Fahnen der eingefleischten Tifosi wurden in aufwendigen Zeremomien in die gegnerischen Blöcke übertragen, und zu Beginn des Spiels wechselten sich »Roma-Roma«Chöre aus dem Block der Neapolitaner mit dem dröhnenden »Napoli« der römischen Zuschauer ab. Rudimente einer gewissermaßen sozialgeographischen Solidarität »von unten«. Die Mailänder als Vertreter des reichen Nordens traf vierzehn Tage später eisige Ablehnung.

Beispiele, die sich beliebig vermehren ließen bis zum Extrem des Separatismus: In der Mannschaft des F.C. Bastia spielten in der letzten Saison Korsen unter Bedingungen, über die jeder durchschnittliche Berufsspieler gelacht hätte. Aber sie wurden Pokalsieger in Frankreich, während zugleich das lupenrein baskische Team des winzigen San Sebastian die spanische Meisterschaft vor Madrid und Barcelona gewann. Eine der größten Sensationen der

**Die Dreckarbeit übernehmen Gastarbeiter, die "Domestiken": Geburt des "Kaiseres".**

Fußballgeschichte, der mit unglaublichem Einsatz errungene Sieg der Nordkoreaner über Italien bei der Weltmeisterschaft in England, wurde von ihnen lapidar begründet, sie kämpften schließlich für den Sozialismus. Kein politisches Ereignis hat die staatliche Abgrenzung der DDR so nachhaltig ins Bewußtsein gerückt wie Sparwassers Tor zum 1:0 der DDR über die BRD in Hamburg 1974.

Fußball lädt sich auf mit unterschiedlichstem Konfliktstoff; seine Faszination besteht in seinem »mikrokosmischen« Wert. Die Geschichte des Nachkriegsdeutschland läßt sich fußballhistorisch authentisch gliedern. Wie Faßbinder den Tod der »Maria Braun« vor der Folie des 3:2, des mythischen »Wir-sind-wieder-wer« - Sieges in Bern im Jahre 1954 als Symbol des beginnenden Wirtschaftswunders kontrastieren kann, so findet der persönliche Niedergang eines der kleinen Förderer und Opfer dieses »Lola« - Wunders seine folgerichtige Entsprechung in der Hinausstellung Juskowiaks in Schweden im Jahre 1958.

Vermutlich wird Faßbinder, sollte er irgendwann in den 90er Jahren seine Geschichte der BRD weiterdrehen, einen Film über die Apo-Zeit mit dem Sieg der deutschen Mannschaft in Wembley am 29.04.1972, den folgenden »deutschen Herbst« mit der 3:2 - Niederlage gegen Österreich in Argentinien garnieren. Und das mit Recht. Nicht nur an den Ergebnissen, auch am Spielsystem und den herausragenden Figuren läßt sich die atemberaubende Nähe von Fußball und gesellschaftlichem Zustand ablesen:

Das erste genuin nach dem Krieg gezüchtete Idol, Uwe Seeler, besaß alle Charakteristika des »Die-Ärmel-Aufkrempelns« - sein beliebtester Spruch: »Immer vorne reingehen« hatte etwas von der Bewußtlosigkeit des Weiterackerns und des Wiederaufbaus im frühen Aufschwung. Sein Gegentyp dann, Beckenbauer, der aufgestiegene Kleinbürger, ästhetisch und elegant mit der leibhaftigen Botschaft, daß der Schmutz unfein geworden, die Zeit der Trümmer vorbei sei: Die Dreckarbeit übernehmen nun Gastarbeiter, im Spiel die »Domestiken«. Geburt des »Kaisers«. Ein einziges Mal war der deutsche Fußball grandios: Als sich zu diesen die »Rebellen am Ball« gesellten, Overath, Breitner und allen voran Netzer; eine Konstellation, deren begeisterte Mischung aus System und sprühendem Witz aus dem Selbstbewußtsein und der Anarchie der Apo-Zeit ebenso geboren war wie die folgende graumäusige Spielweise aus der »bleiernen Zeit« der zweiten Hälfte der siebziger Jahre.

Fußball lädt zur Identifikation ein, weil er praktisch unbegrenzter Vielfalt und Besonderheit zur Entfaltung verhilft, und weil er das erfolgreichste Symbol aller Zeiten zum Spielobjekt macht: die Kugel.

Basketball, Baseball, Hockey, Handball, Golf - sie und andere Sportarten benützen ebenfalls Spielbälle. Doch keine ihrer Kugeln hat jemals eine solch magnetische Anziehungskraft auf die Menschen ausgeübt wie der Fußball. Der Grund liegt auf dem Fuß: Es gibt kein anderes Gerät, das so einfach und zugleich kompliziert zu handhaben ist und das in seiner Psychologie und Gestalt so anthropomorphe Eigenschaften besitzt wie der Fußball. Im Vergleich zu ihm ist der Handball so klein und hart, daß die Elastizität praktisch verloren geht; als starres Gebilde kann er immer nur von der Handfläche abgefangen und bewegt werden und verliert zudem mit der kanonenhaften Geschwindigkeit, mit der er in der Regel aufs Tor geworfen wird, alle Eigendynamik.

Der Fuß dagegen muß den Ball mit allen vier Seiten und mit dem Spann behandeln - im Gegensatz zur Hand hat der hochspezialisierte Fuß hier eine fast unausschöpfliche Ausdruckskraft. Der Ball kann geschoben, getreten, mit dem Außenrist gestreichelt, elastisch abgefangen und geschossen werden; er kann frontal getroffene Geraden von mathematischer Exaktheit ziehen oder nach seitlichem Anstoß auf mirakulös weit gebogenen Ellipsen fliegen - von Garincha hieß es, er bräuchte trotz seiner Dribbelkünste den Gegner nie zu umspielen, weil seine Bogenpässe immer im Halbkreis um den Gegenspieler herumgewandert wären. Damit diese Ausdrucksvielfalt gelingen kann, muß der Ball eine nur intuitiv ahnbare Mitte zwischen Härte und Nachgiebigkeit besitzen, die jeder Spieler vor dem Anpfiff rituell auskostet. Der Ball wird mit den ersten Kontakten regelrecht begrüßt - wer vor dem Anpfiff den Ball nicht mehrfach berührt und bewegt, mit ihm getänzelt hat, für den beginnt das Spiel mit einem handicap. Der Ball muß als Gegenüber ernst genommen werden, damit sich im Spiel der gewünschte Effekt wie aus einem Zwiegespräch ergibt.

Der Ball besitzt ein Eigenleben; er gehorcht nur dem, der sich auf seine Individualität einläßt und seine Psychologie nicht bricht, sondern auffängt und bewahrt. Die Turbulenzen eines mit Effekt geschlagenen Balles austrudeln zu lassen, ohne dabei den Ballkontakt zu verlieren, gehört zu den Kunststücken, die unter den Millionen Fußballspielern nur wenigen gelingen; die Größten haben den Ball nie geknechtet, sondern eher passiv benutzt und zur eigenen Bewegung dieses Wesens die eigene Motorik nicht domestiziert, sondern einverleibt; mit dem Effekt, daß der Ball auf unerklärliche Weise wie ein Magnet am Fuß des Spielers zu kleben scheint. Die höchste Kunst des Fußballspiels ist immer auch ein Stück List der Vernunft: Die Natur dem Menschen dienstbar zu machen, indem deren eigene Bewegungsgesetze nicht gebrochen, sondern wahrgenommen, verstärkt und umgeleitet werden.

Die Behutsamkeit, in der die Bälle vor dem Spiel gepflegt und geprüft werden, in der ihr Leder, die Siegelschicht, die Verspannung und der Innendruck geprüft werden, sprechen von einer unerklärlichen, fast libidinös dingfetischistischen Beziehung zum Ball: Voraussetzung jeder fußballerischen Begnadung. Seit der Mensch gestaltet, hat er in der Kugel die

Mutter und die Welt symbolisiert. Ohne Platons »Timaios« und Nicolaus von Cues' »Kugelspiel« wird man kaum begründen können, warum Millionen einer Kugel nachlaufen: Die Kugel repräsentiert immer Welt oder Mensch in idealer Form- im Fußball in einer Materialität und Größe, die den anthropomorphen Vergleich so schlüssig provoziert wie kein anderes vergleichbares Gebilde; der gegenwärtig weltbeste Spieler Diego Maradona jedenfalls beschreibt sein Verhältnis zum Ball damit, er sei für ihn »wie Frau und Mutter«.

**Der Fußball ist für die weltbesten Spieler "wie Frau und Mutter"**

Das Spielfeld konzentriert den theatralischen Effekt des Fußballs; nicht zu groß, um nicht als geschlossenes Gebilde noch wahrnehmbar zu sein, besitzt es dennoch genügend Ausdehnung, um das Geschehen nicht nur zu einem Kampf Mann gegen Mann, sondern zu einem geradezu intellektuellen Spiel mit dem Raum werden zu lassen. Daß Zuschauer sich überrascht zeigen, wenn sich im ZDF-Sportstudio ein flüssiges Gespräch mit dem Spieler des Tages entwickelt, wenn Fußballer noch immer als nicht besonders klug gelten, so wird grundsätzlich übersehen, daß zum guten Fußballspiel eine Intelligenz jenseits sprachlicher Ausdrucksfähigkeit gehört: ein hohes Maß an Abstrakionsvermögen, an intuitiver Geometrik. In Sekundenbruchteilen die Bewegungen des Gegenspielers mit denen der Mitspieler zu vergleichen, und den Ball auf einen Punkt zu spielen, auf dem sich einer der Mitspieler in wenigen Sekunden freigelaufen haben wird, gehört zu den glänzendsten Fähigkeiten, zu denen menschliches Raumdenken fähig ist.

Nichts ist mitreißender als ein Konter »aus der Tiefe des Raumes« - Vorstöße, die der gegnerischen Abwehr nicht mit der Robustheit der Angreifer, sondern durch Schnelligkeit und mit geometrischem Vermögen begegnen. Die Linienführung solcher Attacken, wie sie im deutschen Fußball nur einstmals die Frankfurter Eintracht und die Gladbacher Borussia zum bestimmenden Spielprinzip zu machen vermochten, ist in ihrer abstrakten Geometrik ästhetisch schön - der rasende Lauf, mit dem solche Angriffe vorgetragen werden müssen, um Raum für die Entfaltung solcher Muster zu gewinnen, vereinigt abstraktes Vorstellungsvermögen mit einem Höchstmaß an Körpereinsatz; Artistik, Kampf und Raumgefühl kommen hier zusammen zu einem Rest identischen Verhaltens. Kunst und Leben vereint; Fußball als letztes Gesamtkunstwerk, »soziale Plastik« in ekstatischer Variante. Wenn schon nicht die Aufhebung von Kopf und Hand, so doch von Kopf und Fuß.

So hochdifferenziert der Fußball abläuft, so einfach sind seine Regeln. An jedem Ort, mit beliebig vielen Akteuren kann er gespielt werden. Nirgendwo sonst ist trotz der realen Kluft zwischen Anfängern, Durchschnittsspielern und Könnern die Transparenz und die Nachvollziehbarkeit so groß; nirgendwo sonst kann jeder so unmittelbar teilnehmen und sich selbst einschätzen wie hier, und zugleich lebt noch jedes Spiel der Altherrenmannschaften vom Traum: daß einmal ein Spielzug, ein Trick gelingt, der noch nie da war. Noch jede Kneipenmannschaft träumt im Innersten, mit der höchsten Liga mithalten zu können. Jeder kann über Fußball reden, und jeder glaubt, darüber schreiben zu können.

Konkret-Sport 1982, S. 47

**Jürgen Saupe**

# Die Abwehr von Bp & Co

**Der schlichte Warentausch Profi gegen Bargeld gehört der guten alten Zeit des Steuerbetrugs an. Heute sind Fußballer ein "imaginäres Wirtschaftsgut", das Unternehmer profitabel abschreiben können.**

Als Paul Breitner noch bei Real Madrid Fußball spielte, da hat er sich in einem »Playboy«-Interview einmal über die Ablösesummen geäußert, welche von Sportvereinen für Athleten bezahlt werden: »Dieser Handel widerspricht den Grundrechten und der Grundwürde eines Menschen. «

Recht hat er, der Breitner. Aber da der Paule eben Profi ist, und das auch in wirtschaftlichen Dingen, hat er sich nicht beim bloßen Lamento aufgehalten. Daß er das Fußballer-Geschäft nicht würde ändern können, das war ihm wohl klar. Also hat er es studiert und untersucht, wie er - wenn er schon gehandelt wird - dabei wenigstens profitieren kann. Und das ist - Menschenwürde hin oder her - auch sein gutes

Recht.

Nun muß man wissen: So ein Deal mit Sportlern - egal ob es sich um Fußballer, Handballer, Leichtathleten oder Schachspieler handelt - besteht im wesentlichen

aus vier Verhandlungspunkten:

1 . Die Ablösesumme. Das ist der Betrag, den der alte Verein dafür bekommt, daß er sich von einem Teil seines Anlagevermögens (Sportler) trennt;

2. Handgeld. Das ist der Betrag, den der Athlet dafür einstecken kann, daß er diesem Handel zustimmt;

3. Das künftige Gehalt des Spielers, das sich aus Grundgehalt und Prämie zusammensetzt. Dabei gibt es die unterschiedlichsten Systeme, welche den Profis häufig geläufiger sind als die DFB-Statuten;

4. Das Zahlungssystem.

Und spätestens bei diesem Zahlungssystem beginnt die Wissenschaft vom guten Geld. Wie die Vereine dabei die Erledigung der Kaufsumme vereinbaren, ist selten eine Frage der Steuerersparnis, weil die meisten Vereine in den roten Zahlen stecken und keine bezahlen, sondern eine Frage der momentanen Liquidität. Interessanter wird es beim Handgeld und beim Gehalt des Spielers einschließlich der Prämien.

Hohes Handgeld treibt den Spieler in dem Jahr, in dem er es kassiert, in der Bundesrepublik mit ihrer Steuerprogression in unerfreuliche Steuerhöhen. Um diese Summe zu senken, gibt es verschiedene Möglichkeiten. In der guten alten Zeit mit ihrer schlichten Zahlweise, die bei Steueramateuren auch heute noch gelegentlich praktiziert werden soll, gab es das Handgeld aus schwarzen Kassen unter dem Verhandlungstisch. Das ist töricht, weil steuerrechtlich gefährlich. Profis machen das anders. Entweder strecken sie die Zahlungen über viele Jahre; oder sie verschieben sie - möglichst verzinst natürlich - auf die Jahre nach ihrer aktiven Tätigkeit, wie es eben bei Eintracht Frankfurt von zwei nicht mehr Aktiven bekannt wurde; oder man transferiert das Geld ins Ausland.

Das kann einer der Gründe sein, warum dann plötzlich in der Schweiz oder anderswo Vereinskonten auftauchen und Mißtrauen erwecken. Der frühere Nationalspieler und heutige Manager von 1860 München, Jupp Kappellmann, war wegen eines solchen Kontos Anlaß für mißtrauische Anfragen von Vereinsmitgliedern:

Paul Breitner hatte, als er aus Spanien zurück in die Bundesliga wollte, eine andere Idee. Eine Million Mark Handgeld verlangte er - so blieb es bis heute undementiert - vom Hamburger Sportverein. In Spanien kosten derlei Einkünfte lediglich 20 Prozent Einkommenssteuer, in der Bundesrepublik hingegen 54 Prozent. Die Idee, das Handgeld vorab, solange Breitner noch in Madrid wohnte, dorthin zu überweisen, kam den ansonsten als clevere Kaufleute bekannten HSV-Managern nicht.

Das Springer-Blatt »Welt am Sonntag« zitierte damals den HSV-Schatzmeister Kallmann: »Wir können uns nicht mit Breitner der Steuerhinterziehung schuldig machen.« Kaum war der Kallmann-Spruch verbreitet, stellte der HSV richtig: Das sei nur ein Vorschlag vom Paule gewesen, und der wäre natürlich zu prüfen gewesen, ob steuerlich korrekt.

Wie auch immer. Sicher ist soviel: Der Paul Breitner ging nicht zum HSV, sondern zu Eintracht Braunschweig. Dort hatte das große Geld nicht ein sensibler Schatzmeister, sondern ein sogenannter Mäzen zu bewilligen: Günter Mast aus Wolfenbüttel, der Jägermeister-Fabrikant.

Und Mast fand einen Weg, die Finanzinteressen des Paul Breitner, von Eintracht Braunschweig und seine eigenen für alle zufriedenstellend auszugleichen. Was die Käufer - Mast und Eintracht Braunschweig - für Breitners Wechsel bezahlt haben, wurde nicht bekannt. Die Meldung, Breitners »Dreijahresvertrag kostet mit Ablösesumme insgesamt 1,6 Millionen Mark«

ist mit Sicherheit eine Falschmeldung. Einmal hatte Mast schon Wochen vorher mehr, nämlich 1,8 Millionen, für Breitner geboten, zweitens war darin der Eintracht-Betrag noch nicht enthalten, und drittens enthielt die Summe weder Gehälter noch Prämien für Breitner.

Doch das ist ein Nebenkriegsschauplatz. Interessanter ist das Pseudo-Mäzenatentum des Jägermeister-Bosses. Günter Mast ging es wohl erst in zweiter Linie darum, den Fußball-Weltstar Breitner in der Braunschweiger Fußball-Provinz spielen zu lassen. Ihm ging es um die Minderung von Ertragssteuern. Und der clevere Mast hatte ausbaldovern lassen, daß man Fußballspieler unter 28 Jahren als »imaginäres Wirtschaftsgut« steuermindernd abschreiben kann. Das war - neben der bloßen Trikotwerbung für Jägermeister - ein gänzlich neuer Steuertrick. Zwischenzeitlich will man in Braunschweig sogar einen besonderen Verein gründen, mit dem solche Spielertransfers finanziert und für die Vereinsmitglieder wahrscheinlich Verlustzuweisungen erreicht werden.

Günter Mast ist also weit davon entfernt, ein später Nachfolger des reichen Römers Maecenas zu sein, der im ersten Jahrhundert vor Christus Künstler aller Richtungen um sich sammelte und für ihren Lebensunterhalt sorgte.

Und Mäzenatentum ist es auch nicht, wenn der deutsche Zweig der Mineralöl-Firma BP dafür bezahlt, daß der Rekord-Nationalspieler Franz Beckenbauer als Mittdreißiger noch beim Hamburger Sportverein Fußball spielt. BP hat den »Kaiser Franz« als Testimonial für BP-Werbung unter Vertrag: Was Clementine für Ariel, soll Beckenbauer für BP sein. Formal muß Franz Beckenbauer dafür eine Woche im Monat bei BP an einem »Jugendprogramm« mitwirken. Imagewerbung heißt das in der Branche . Die Kosten gehen von der Steuer ab. Was Beckenbauer beim HSV verdient - man spricht von 200.000 Mark im Jahr - ist nur noch ein Zubrot.

Und deshalb darf man beim HSV auch nicht am Kaiser »rummäkeln«, wenn er seine Verteidigungsaufgaben als Libero nur mit extremer Fairness versieht. Schließlich kann BP - wer zahlt, schafft an - ja kein »Jugendvorbild« brauchen, das wegen Unsportlichkeit etwa vom Platz fliegt. So ein Werbeträger hat »Leistung« zu bringen. Und durch diese »Leistung « sieht BP-Chef Hellmuth Buddenberg auch Sport und Industrie verbunden. Und so ist es denn für Hamburgs Gazetten auch angeraten, Beckenbauer immer mit guten Noten zu versehen, wenn BP inserieren soll. Die Schlagzeile der »Hamburger Morgenpost«: »Der HSV blamierte sich in Bremen, weil Beckenbauer versagte« ist die blanke Geschäftsschädigung - für die »Morgenpost«.

Aber nicht nur Kapital-Eigner drängen zum Fußball, um als Mäzene zu glänzen. Auch Politiker aller Parteien wittern ein PR-Geschäft und oft noch mehr. So zum Beispiel der CSU-Bundestagsabgeordnete Erich Riedl als Vorsitzender des TSV 1860 München. Sein Glück war, daß die Münchner »Löwen« erst ein Jahr nach der Bundestagswahl aus der Bundesliga abstiegen. Und Riedl kann nur eine Kerze im Münchner Dom stiften, daß der Deutsche Fußballbund (DFB) seinem Verein, den das Mitglied des Haushaltsausschusses des Deutschen Bundestages in Millionenschulden gewirtschaftet hat, nicht vor der Landtagswahl in Bayern 1982 noch die Profi-Lizenz entzieht. So etwas könnte für die CSU in München eine Pleite bedeuten.

Wie schnell Fußball-Mißgeschick zum Karriere-Knick werden kann, erlebt zur Zeit Baden-Württembergs Kultusminister Gerhard Meyer-Vorfelder (CDU). Seit der VfB Stuttgart in der Absteigerzone herumkickt, hat auch der Kultusminister eine schlechte Presse im Land. Und was das heißt, erlebt in Baden-Württemberg zur Zeit der FDP-Bundestagsabgeordnete Klaus Rösch, der trotz aller Finanzspritzen seinen BSC Schwenningen nicht in die 2. Bundesliga brachte und nun politisch und wirtschaftlich pleite ist.

Welch ein selbstloser Mäzen ist da doch der Nettelstedter Fabrikant Hans Hucke. 1970 holte er den damaligen Rekord-Handball-Nationalspieler Herbert Lübking zum Kreisklassenverein TUS Nettelstedt. Die Mannschaft stieg Jahr für Jahr bis zur Bundesliga auf, um schließlich sogar den Europa-Pokal zu holen. Und mit dem TUS Nettelstedt, dessen wichtigste Handballer im Zivilberuf bei Hucke angestellt sind, stieg auch der Umsatz der Textil-Fabrik. Aus einem 80-Mann-Betrieb mit 10 Millionen Umsatz wurde ein Unternehmen mit 5000 Angestellten und fast einer halben Milliarde Umsatz.

PS. Auch das ist Mäzenatentum. Für nur »einige Tausender« holte die in Milliarden-Schulden steckende AEG Breitner und Rummenigge in den Betrieb. Sie sollen dort Optimismus verbreiten. Den haben die 20 000, die in letzter Zeit bei AEG ihren Job verloren, auch bitter nötig.

Konkret-Sport 1982, S. 50

**Hans-Jürgen Usko**

# Auf dem Spielfeld lagen 40 Millionen Leichen

**Mit leuchtenden Augen marschierte die Deutsche Turnerschaft 1933 ins III. Reich. Gefolgt von der gesamten bürgerlichen Sportbewegung. Die Arbeitersport-Organisationen wurden zerschlagen. Der Sport war gleichgeschaltet. Ein ganzes Volk betrieb unterm Hakenkreuz Wehrertüchtigung.**

Mit Verblüffung und Ratlosigkeit blickte die Welt in den Augusttagen des Jahres 1936 auf Berlin, auf die Metropole eines Reiches, das man seit drei Jahren das Nazi-Deutschland nannte. Nie zuvor in der Geschichte des Sportes wurde das olympische Spektakel so brutal zu einer politischen Selbstdarstellung degeneriert wie damals.

Weltweite Boykottbewegungen gegen die Abhaltung der Spiele im Hitler-Deutschland blieben erfolglos. Das Hakenkreuz flatterte neben den Olympischen Ringen - und wurde so ein Teil von ihnen.

Drei Jahre nach der Machtübernahme feierte Hitler den wahrscheinlich größten internationalen Triumph seiner Laufbahn. In diesen Stunden, so schien es, hatte die Welt ihren Frieden mit dem Diktator geschlossen und sein Regime für gesellschaftsfähig erklärt.

Doch Sport im Dritten Reich war mehr als Olympia, und vor allem nicht so harmlos, wie es heute noch eine unreflektierte Geschichtbetrachtung darstellt.

Wenige Monate nach den Machtübernahme der Nationalsozialisten, im Juli 1933, fand in Stuttgart das 15. Deutsche Turnfest statt - die erste große Sportdemonstration im Dritten Reich. Der Führer der Deutschen Turnerschaft, Edmund Neuendorff, hatte kurz zuvor ein Schreiben an Hitler gerichtet, das u. a. folgenden Wortlaut hatte:

»Hochzuverehrender Herr Reichskanzler. Mein Führer! Mit ungeheurem Jubel ist von der gesamten Deutschen Turnerschaft, die mehr als 1,5 Millionen Mitglieder umfaßt, der Sieg der deutschen Freiheitsbewegung durch Sie, mein Führer, begrüßt worden. Die verhältnismäßig wenigen Marxisten und Juden, die sich in der Turnerschaft befanden, haben sie verlassen müssen. Das alles, mein Führer, gibt mir den Mut, Ihnen anzubieten, daß die Deutsche Turnerschaft unter Ihrer Führung Schulter an Schulter mit SA und Stahlhelm den Vormarsch ins Dritte Reich antritt!'«

Die Geschichte der Leibesübungen im Nationalsozialismus begann also mit ihrem dunkelsten Kapitel: mit der Steigbügelhalter-Funktion der Deutschen Turnerschaft für Adolf Hitler. Doch auch die anderen Sportverbände machten eilfertig ihren Kotau vor den neuen Machthabern. Am 10. Mai 1933 wird der von Hitler zum Reichssport-Kommissar ernannte Hans von Tschammer und Osten von allen großen Sportverbänden, vor allem Deutscher Fußballbund und der Deutsche Ruder-verband, gebeten, den Reichsausschuß für Leibesübungen aufzulösen und dessen Einrichtungen zu übernehmen. Das war die bedingungslose Kapitulation schon vor der Kriegserklärung.

Während sich der bürgerliche Sport der Weimarer Republik den neuen Machthabern also schnell und nahtlos anpaßte, wurde die sehr starke Arbeiter-Sportbewegung brutal zerschlagen. Diese proletarische Bewegung, aus einer Protesthaltung gegenüber dem wilhelminischen Staat im Jahre 1893 entstanden, wurde im Laufe ihrer Entwicklung, besonders nach der Novemberrevolution 1918, zu einer machtvollen Organisation mit 1,5 Millionen Mitgliedern. Es war der erste Versuch, in Deutschland eine sozialistische Körperkultur aufzubauen.

Im März und April 1933 wurden die Arbeitersportbewegung und die konfessionellen Sportverbände von den Faschisten verboten, ihr Vermögen beschlagnahmt, die Einrichtungen dieser Verbände konfisziert und zahllose Sportler verfolgt, verhaftet und ermordet.

Hand in Hand mit der Zerschlagung der Arbeitersportbewegung ging, selbstverständlich, die Liquidierung der deutschen Gewerkschaften. Die Interessen der Arbeiter vertrat nun die nationalsozialistische »DEUTSCHE ARBEITSFRONT« - und die der Arbeitersportler eine Organisation namens »KRAFT DURCH FREUDE«, kurz »KDF« genannt. Führer dieser Organisation war Dr. Robert Ley, von Hitler als »größter Idealist der NS-Bewegung« gepriesen. Ley wollte die Deutschen nicht nur betreuen, sondern erziehen und ertüchtigen.

Nach seinen Vorstellungen war Sport und Spiel nicht als Geschenk, sondern als Weg zum Kraftgewinn und zur Gemeinschaftsbildung aufzufassen, war »KDF« ein Feld der rassischen Erziehung, der Bewährung, der Entschlußkraft, der Kühnheit und der Disziplin. Ley wollte einen »neuen Menschen schaffen«, Leibesübung als Lebenssitte, »KDF«-Sport als Elementarschule der sportlichen Analphabeten. Die Phrasen der »KDF«Propagandisten waren unerschöpflich. »Glaube und Schönheit« wurden das Ideal des Frauensportes, der nordische Mensch zum Rassen-Idol.

Paul Breitner hätte bei Hitler keine Chance gehabt.

Nachdem es dem Regime nun gelungen war, den deutschen Sport unterm Hakenkreuz gleichzuschalten, konzentrierte sich die Sportführung auf die bevorstehenden Olympischen Spiele in Berlin. Sie baute das Olympia-Stadion, das Olympische Dorf und andere Sportstätten, und sie begann, das Ereignis propagandistisch vorzubereiten. Die Spiele waren den

Deutschen schon vor der Machtübernahme durch Hitler zugesprochen worden. Es gelang ihm jedoch, obwohl beispielsweise sein militanter Antisemitismus im Ausland mit Entsetzen registriert wurde, die Verfolgung und Ermordung von Demokraten bekannt war und weltweit Antifaschisten gegen die »Nazi-Olympiade« protestierten, das Spektakel nach Berlin zu holen. So ließ Hitler dem Internationalen Olympischen Komitee erklären, daß deutsche Juden an den Spielen teilnehmen könnten und alle olympischen Regeln strikt beachtet werden würden. Das genügte den Herren offensichtlich.

Während also das nationalsozialistische Deutschland am Vorabend der 16. Olympischen Spiele seine Friedfertigkeit zu demonstrieren versuchte, stellte es gleichzeitig unter strengster Geheimhaltung die »Legion Condor« auf, jene Luftwaffenverbände, die massiv und entscheidend den Ausgang des spanischen Bürgerkrieges 1936, den Sieg des Faschisten Franco, beeinflußten.

Der propagandistische Erfolg der Spiele war nahezu perfekt: Die Welt schrieb dem Regime die zweifelsohne glänzende Organisation und die unbestrittenen sportlichen Erfolge der deutschen Athleten zu - gewissermassen kommentarlos.

Nun wurden jedoch selbst unter Hitler in den drei Jahren, die zwischen Machtübernahme und Olympiade lagen, keine Weltklasse-Sportler geboren: Die Nationalsozialisten haben 1936 Früchte geerntet, die vor ihrer Zeit gesät wurden. So gut wie kein Olympiasieger war das Produkt faschistischer Sportförderung.

Mit dem Abschluß der Olympischen Spiele 1936, die Hitler weltweites Ansehen und dem Regime internationale Reputation gebracht hatten, ließ der Diktator zunehmend die Maske fallen: Sport wurde zur WEHRERTÜCHTIGUNG.

In den Organisationen der staatlichen Hitler-Jugend (HJ) wurden sportliche Spezialeinheiten gebildet, um Jugendliche vormilitärisch auszubilden. Neben der Flieger-HJ gab es die Reiter-Hitler-Jugend, die Motor-HJ und die Marine-Hitler-Jugend, para-militärische Verbände zunächst - später dann Elite-Einheiten der Deutschen Wehrmacht. Doch bis sie verheizt wurden, dauerte es noch drei Jahre bis nach Olympia.

Bevor die Sondermeldungen des Großdeutschen Rundfunks militärische Siege an allen Fronten des II. Weltkrieges hinausposaunten, meldete die gleiche Institution reichlich sportliche Erfolge: Max Schmeling, der Berufsboxer, schlug den Neger Joe Louis k.o., was Großdeutschlands Propagandaminister Joseph Goebbels als Beispiel für die Überlegenheit der weißen Rasse gegenüber dem »Nigger« ausschlachtete, eine Interpretation, gegen die sich zu wehren Schmeling keine Chance hatte. Die Revanche verlor er gnadenlos, eine Niederlage, die die Nation in jener Nacht in tiefe Verzweiflung stürzte.

Reine Freude, ungetrübt durch sportliche Niederlagen, hatte das Regime und sein Volk an den spektakulären Husarenritten der deutschen Automobilindustrie. Mercedes und Auto-Union fuhren mit ihren »Silberpfeilen« jahrelang der internationalen Konkurrenz davon. Namen wie Carraciola, von Brauchitsch, Bernd Rosemeyer, Hermann Lang symbolisierten eine unumstritten erfolgreiche Periode der Sportgeschichte im Dritten Reich. Die Übertragungen der Rennen im Rundfunk übten auf die Massen eine Faszination aus, die heute nur mit großen Fußballspielen vergleichbar ist.

Je stärker sich die Situation im Reich stabilisierte, richtete Hitler sein Augenmerk auf die Außenpolitik. Das Saarland war inzwischen »heimgekehrt« ins Reich, das Rheinland von deutschen Truppen besetzt. Hitlers nächstes Ziel war Österreich.

Ein Putsch der SA 1934 in Wien war kläglich gescheitert, nachdem zwei österreichische Faschisten den damaligen Bundeskanzler Dollfuss ermordet hatten. Hitler distanzierte sich scheinheilig von dem Attentat und schickte seinen Vizekanzler Franz von Papen als neuen Gesandten des Reiches nach Wien. So begann das, was man später eine »friedliche Penetration« nannte - und 1938 mit dem sogenannten Anschluß Österreichs an das Deutsche Reich endete. Die »Ostmark« bereicherte den großdeutschen Sport nicht unerheblich, besonders im Fußball. Rapid oder Vienna Wien fighteten jetzt um die Deutsche Meisterschaft - die Finals waren keine Länderspiele mehr, der Österreicher Hitler hatte den Sport seines Geburtslandes »vor der deutschen Geschichte ins Reich heimgeholt!«

Im gleichen Jahr wurde in Paris auf den deutschen Gesandten von Rath ein Attentat verübt, Täter war der Jude Grynspan - für die Nazis ein willkommener Anlaß, ihre ohnehin schon grausame Judenpolitik mit einer Brutalität ohnegleichen fortzusetzen. Sie inszenierten die »Reichskristallnacht«, das Ende des Judentums im III. Reich und damit natürlich auch der Jüdischen Sportbewegung »Makkabi«, die 1935 beispielsweise noch über 100 Vereine unterhielt, wenngleich ohne jeden Kontakt zu arischen Sportclubs.

Das letzte jüdische Sportereignis im 111 Reich fand im Konzentrationslager Theresienstadt statt, ein Fußballspiel der Häftlinge untereinander im sauberen Sportdress, mit Schiedsrichtern und Zuschauern, die sich aus SS-Leuten rekrutierten. Das ganze makabre Spiel galt schwedischen Journalisten, um darzustellen, wie friedlich es in Hitlers Vernichtungslagern zuging.

Der Ausbruch des Il. Weltkrieges 1939 war zunächst für die Nazis kein Anlaß, den Sportbetrieb einzustellen. Im Gegenteil: Was auch immer im Laufe der Jahre zusammenbrechen mochte ~ der deutsche Sport nicht. Da wurden deutsche Fußball-Meisterschaften ausgetragen, während die Großstädte im Inferno des Bombenkrieges untergingen, da hielten die

Nationalsozialisten im 3. Kriegsjahr eine Skiweltmeisterschaft in Cortina ab, an der Sportler aus dem überfallenen und okkupierten Norwegen teilnahmen: Die Perversion des Sportes war grenzenlos geworden!

Wenn in diesen Kriegstagen nach 43/44 noch gesiegt wurde, dann nur im Sport. Die Agonie des III. Reiches war auch durch den »Brot-Spiele-Charakter« der Leibesübungen nicht mehr aufzuhalten.

Am 8. Mai 1945 wurde abgepfiffen. Auf dem Spielfeld lagen über 40 Millionen Leichen.

Die Rolle, die der deutsche Sport in den zwölf Jahren des III. Reiches gespielt hat, ist schlechthin beschämend. Er hat sich von der Steigbügelhalter-Funktion für Hitler über die Augenwischerei Olympia und die kriegsvorbereitende Rolle der Wehrertüchtigung bis hin zum Durchhalte-Effekt der letzten Tage in den Dienst des Faschismus gestellt - und das mit leuchtenden Augen.

Und doch ist von einem Ruhmesblatt der Sportgeschichte dieser Epoche zu berichten: Vom Widerstand deutscher Sportlerinnen und Sportler gegen Hitler und sein Regime. Es sind Namen zu nennen, die zumindest in *dieser* Gesellschaft verschollen sind, Athleten, die diesen Widerstand mit ihrem Leben bezahlten. Einige mögen stellvertretend für die vielen anderen stehen:

Hans Coppi. Hingerichtet im Zuchthaus Plötzensee.

Rudolf Mokry. Erschossen in Sachsenhausen.

Fritz Riesel. Enthauptet im Zuchthaus Brandenburg.

Willi Sänger. Tod auf dem Schaffott.

Käte Tucholla. Tod in Plötzensee.

Werner Seelenbinder. Sechsmal Deutscher Meister im Ringen, Halbschwergewicht. Vierter der Olympischen Spiele 1936. Hingerichtet im Zuchthaus Brandenburg ... !

Konkret-Sport 1982, S. 54

**Manfred Blödorn**

# Stierhoden, Luftpumpe, Anabolika

**Leistungssportler verlassen sich nicht nur auf ihre Muskeln. Sie helfen vor jedem Wettkampf kräftig nach mit allem, was die Pharmaindustrie und die Phantasie ihrer Trainer und Ärzte hergibt.**

*»Doping ist der Versuch einer unphysiologischen Steigerung der Leistungsfähigkeit des Sportlers durch Anwendung einer Doping-Substanz durch den Sportler oder eine Hilfsperson vor einem Wettkampf oder während eines Wettkampfes und für die anabolen Hormone auch im Training.«*

(Der Deutsche Sportbund)

Schon die griechischen Athleten der Antike manipulierten ihre Kraft durch Drogen, Kräuterextrakte und den Genuß von Stierhoden. Besonders beliebt war das berauschende Gift des Fliegenpilzes, dem später auch die Wikinger bei ihren Beutezügen durch Europa vertrauten. Zu allen Zeiten griffen die Menschen in Extremsituationen zu Rauschmitteln und Psychopharmaka - nicht nur im Sport.

Künstler, Schriftsteller, Politiker und Militärs hatten und haben immer eine Wunderdroge zur Hand, wenn ihre eigenen Kräfte nicht auszureichen scheinen. Die Regale der Apotheken stehen voll davon. Jeder kann sich heute bedienen. Die öffentliche Legalisierung der künstlichen Leistungssteigerung durch die hochwirksamen Präparate der Pharma-Industrie hat bereits stattgefunden. Nur im Sport ist Doping verboten.

Der Kampf gegen das Doping im Sport begann in den 50er Jahren. Als die sowjetischen Staatsamateure 1952 in Helsinki zum ersten Mal olympisches Terrain betraten, erfaßte der Kalte Krieg zwischen den Supermächten auch die Sportler. Rekorde und Medaillen galten und gelten als Überlegenheitsbeweis des jeweiligen Gesellschaftssystems. Naiv muten heute die Versuche der Athleten und ihrer Funktionäre an, sich für den Sieg zu dopen: Die deutsche Fußball-Nationalmannschaft versuchte es 1954 beim Weltturnier in der Schweiz mit Traubenzucker-Injektionen. Sie wurden überraschend Weltmeister, ließen sich in der Heimat als Helden einer wiedererstarkten Nation feiern und erkrankten bald darauf an Gelbsucht. Wie sich herausstellte, war die Injektionsnadel während der Halbzeitpause des Endspiels gegen Ungarn unsauber gewesen. Unvorstellbar, wenn dem Arzt dieses Mißgeschick gleich während der ersten Weltmeisterschaftsbegegnung passiert wäre.

1960 brach der dänische Straßenradfahrer Knut Enemark Jensen bei den Olympischen Spielen in Rom nach Dopingmißbrauch tot zusammen. Sieben Jahre später erlebten Millionen von Fernsehzuschauern, wie der Brite Tom Simpson bei der Tour de France aus dem Sattel kippte und auf dem Transport ins Krankenhaus starb. Er hatte sich ebenso aufgeputscht wie 1968 der deutsche Berufsboxer Jupp Elze in Köln. Elze sackte zu Beginn der 15. und letzten Runde des Europameisterschaftskampfes gegen den Italiener Carlos Duran zusammen, verlor das Bewußtsein und wachte nie wieder auf.

Erst seit 1966 wurden für einige Sportarten bei internationalen Veranstaltungen Dopingkontrollen durchgeführt, seit 1968 auch bei Olympischen Spielen. Die den Körper aufputschenden oder Schmerzen unterdrückenden Präparate verschwanden aus Angst, erwischt und bestraft zu werden, langsam von den Geheimlisten der Spitzensportler. Nur im Radsport, bei den sogenannten Rittern der Landstraße, werden sie weiter gehandelt. Im Begleitfahrzeug von Tom Simpson fand man seinerzeit genug Dopingmittel, um alle an der Tour de France beteiligten Fahrer zu vergiften.

Um die Kontrolleure zu täuschen, greifen die Athleten zu Tricks und betätigen sich als Erfinder. Da wird fremder Urin zur Probe abgegeben, oft gar in Plastikschläuchen mitgeführt und über einen Schlauch - als wäre es das eigene Glied - in Reagenzgläser abgelassen. Und, wo auch dies nicht hilft, erfolgt das Füllen der vorher geleerten und gespülten Blase mit fremdem Urin. Dietrich Thurau aus Frankfurt widerfuhr solches im Sommer 1980. Als die erste Dopingprobe nach den deutschen Weltmeisterschaften positiv ausfiel, wurde ein Gegentest anberaumt. Diesmal konnten die Dopinganalytiker keine verbotenen Substanzen feststellen, dafür aber starke Nikotinreste. Thurau ist Nichtraucher.

»Nach meinen Erfahrungen ist einem Sportler fast jedes Mittel recht, das seine Leistungen steigert und ihn nicht gerade umbringt«, sagte der Amerikaner Harold Conolly, der Olympiasieger im Hammerwerfen von 1956. Mit Conolly stieg die internationale Dopingszene in eine neue Runde des Manipulations-Karussells ein. Statt zu Weckaminen, Ephedrinen, Narkotika und Strychninderivaten griffen die Athleten nun zu anabolen Steroiden, künstlich hergestellten Abkömmlingen des männlichen Sexualhormons Testosteron. Sie fördern bei Männern - und mehr noch bei Frauen - das Muskelwachstum und damit Kraft und Leistung.

Die Anabolika fanden reißenden Absatz. In Umkleidekabinen und Stadiongängen blühte der Schwarzmarkt. Amerikaner und Skandinavier trieben ihren schwungvollen Handel vor allem mit Ostblockathleten, bis auch deren Chemiker hinter das Pharmageheimnis gekommen waren.

Die Heidelberger Diskuswerferin Brigitte Behrendonk schrieb 1970: »Nach meiner Meinung treffen sich bei großen Wettkämpfen bald mehr Pillenschlucker als Nichtschlucker.« »Zum Diskus- und Kugelfinale werden sie in die Arena stampfen wie Rückkreuzungen vorzeitlicher Fabelwesen: zwei Meter 30 hohe und über drei Zentner schwere Horrorkolosse aus dem Labor des Baron Frankenstein.«

Trotz großer gesundheitlicher Gefahren - Leberschäden, Rückgang der körpereigenen Hormonproduktion bis hin zur Impotenz sowie Veränderungen der sekundären Geschlechtsmerkmale einschließlich Bartwuchs und tiefer Stimme bei Frauen - wurde die Muskelpille bis 1976 nicht verboten. In den Labors der Doping-Analytiker gab es bis dahin keine Möglichkeit, die anabolen Substanzen einwandfrei nachzuweisen.

» Ich bekomme sie von einem befreundeten Apotheker, der gibt mir sogar Rabatt«, gestand der Berliner Kugelstoßer Ralph Reichenbach. Während der Olympischen Sommerspiele 1976 in Montreal antwortete ein Trainer der DDR-Frauenschwimm-Mannschaft auf die Frage, warum seine Schützlinge durchweg eine so unweiblich tiefe Stimme hätten: »Die sollen ja auch schwimmen und nicht singen.«

Zu den prominentesten Anabolika-Sünderinnen zählt die DDR-Kugelstoßerin Ilona Slupianek. Die Volkskammer-Abgeordnete wurde 1977 erwischt und für ein Jahr gesperrt. Danach gewann sie die Europameisterschaft, stieß Weltrekord und holte sich 1980 in Moskau die olympische Goldmedaille. Rund 80 Prozent aller Spitzensportler, die seit 1976 nach Einnahme von anabolen Steroiden ertappt wurden, stammen aus den sozialistischen Ländern. Vor den Moskauer Spielen begnadigte der Internationale Leichtathletik-Verband fünf von ihnen vorzeitig.

Hart griff der Deutsche Sportbund durch. 1977 verabschiedete er in Baden-Baden seine »Rahmenrichtlinien zur Bekämpfung des Dopings«. Diesem Beschluß vorangegangen war die bislang größte moralische Säuberungsaktion des deutschen Sports. Bis zu 90 Prozent aller Spitzenleichtathleten sollen Anabolika genommen haben, behauptete der Sprinter Manfred Ommer und beschuldigte sich selbst - obwohl der Verband die Pillen schon 1971 auf den Index gesetzt hatte. Auch der Hammerwerfer Uwe Beyer, der Europameister von 1974, und Ex-Weltrekordhalter Walter Schmidt klagten sich und die Funktionäre an. Im Herbst 1977 beschäftigte sich ein Ausschuß des Bundestages mit dem Doping-Sumpf des weitgehend mit Steuergeldern finanzierten Spitzensports. Dennoch wurden weitere Fälle bekannt. Zuletzt im Sommer 1980, als zwei junge Schwimmerinnen - 13 und 14 Jahre alt - in die Falle der Kontrolleure tappten.

Die angedrohten Strafen sind hart, vor allem für die ebenfalls vom Staat bezahlten Bundestrainer. Sie würden ihren Job verlieren. Aber kontrolliert wird nur mangelhaft und nicht einmal in allen Verbänden. Daß aus Saulus noch kein Paulus geworden ist, belegen zwei Tatsachen. Zum einen erklärte sich der Deutsche Sportbund erst auf massive Pressekritik bereit, die Anabolika-Tests auch in der Trainingsperiode der Athleten durchzuführen, also dann, wenn diese Mittel genommen werden. Zum anderen wurde eine solche Kontrolle bislang noch nicht vorgenommen.

Der größte, mächtigste und populärste aller Fachverbände - der Deutsche Fußballbund - führt lieber überhaupt keine Kontrollen durch. Die Bestimmungen lägen zwar schon in der Schublade, versichert DFB-Präsident Hermann Neuberger, aber sie seien noch nicht verabschiedet. Vorgelegt worden sind sie auch noch nicht. Dabei pfeifen es die Spatzen von den Dächern, daß gerade in der Fußballbundesliga eifrig gedopt wird. »Ich weiß gar nicht, was die uns alles gespritzt und gegeben haben«, sinniert ein Nationalspieler nach der Europameisterschaft 1980 in Italien. »Jetzt muß ich erst einmal Urlaub machen, um den ganzen Kram wieder auszuschwitzen.«

Frohlocken kam auch bei den olympischen Saubermännern nicht auf, als zunächst alle Doping-Proben von den Olympischen Winter- und Sommerspielen 1980 negativ ausfielen. Dabei hatten die Doping-Fachleute in Moskau alle Hände voll zu tun. 2.468 Proben galt es auf unerlaubte medizinisch-pharmakologische Hilfsmittel hin zu untersuchen. Fast jeder zweite Sportler mußte sein Wasser lassen. Es waren die Spiele der weißen Kittel.

Im Frühjahr 1981 kam die Wahrheit ans Tageslicht. Dem Kölner Biochemiker und Dopingexperten Prof. Dr. Manfred Donike war es gelungen, ein Verfahren zu entwickeln, mit dem auch bisher nicht nachzuweisende Substanzen aufgespürt werden konnten. Die Athleten waren nämlich in der Zwischenzeit schon wieder einen Schritt weiter als ihre Aufpasser. Da anabole Steroide ja auf der Verbotsliste standen, spritzten sie sich nun reine Sexualhormone in den Blutkreislauf. Deren schädliche Nebenwirkungen wurden zwar von Medizinern als noch größer bezeichnet, aber dafür waren sie kaum nachzuweisen.

Donike und seine Mitarbeiter analysierten 440 Dopingkontrollen von Lake Placid und 564 Proben aus Moskau. Unter Berücksichtigung von Toleranzwerten kamen sie zu folgendem Ergebnis: In Lake Placid waren zwischen 34 und 104 Athleten mit reinen Sexualhormonen gedopt, in Moskau zwischen 40 und 89. Der Kampf gegen den Doping-Mißbrauch im Spitzensport ist noch längst nicht gewonnen. Er hat gerade erst angefangen.

Dem Erfindungsreichtum der Sportler, ihrer Trainer und Ärzte scheinen keine Grenzen gesetzt. »Die Grenzen menschlicher Kraft«, sagt der sowjetische Gewichtheber Jurij Wlassow, »sind genau so unbekannt wie die Grenzen des menschlichen

Geistes.« Und der Spitzensport hat sich seine eigene Moral gezimmert. Bei der Jagd nach Rekorden und Medaillen darf es kein Pardon geben. Was da an die Oberfläche kommt, ist nur die Spitze des Eisberges. Wie häufig und intensiv auf der unteren Ebene, bis hinunter zu den Vereinsmeisterschaften, gedopt wird, kann nur vermutet werden. Hier gibt es keine Kontrollen.

Pfiffige Tüftler bieten jährlich neue Methoden an. Sie reichen von Anti-Baby-Pillen, die in größerer Dosierung genommen die gleiche Wirkung haben wie Anabolika, über das Nebennierenhormon Cortison bis hin zu kunstvoll mit Spurenelementen angereicherten Vitaminspritzen - wie 1976 beim Hamburger Ruderer Peter-Michael Kolbe. Eigenblutrücktransfusionen - das sogenannte Blutdoping - ist der letzte Schrei.

Vorbei dürfte es allerdings mit der »Aktion Luftdusche« des Deutschen Schwimm-Verbandes sein. 1976 in Montreal ließen sich fast alle Schwimmer bis zu zwei Liter Luft rektal in den Dickdarm blasen. Sie wollten damit ein geringeres spezifisches Gewicht und eine bessere Wasserlage erreichen. Spätere Unternehmen scheiterten, weil es in der Halle keine geeigneten Räume zum unbeobachteten Aufpumpen gab.

Konkret-Sport 1982, S. 58

**Kristian Klippel**

# Jogg Around The Clock

Samstag morgen, 6 o'clock, die Welt liegt noch in Law and Order. Ich schnall die High-Heel-Sneakers an. Die Sonne bohrt sich durch den Smog. Ich schlüpf ins Glamour-Trikot. Weinrot, Satin, No. 36, meine Glückszahl. Walkman Tasche angeschnallt, Kassette rein, cool, floggig, roggig, Joggingsocken hochgekrempelt, up gehts and away, immer logger vom Hogger: World-Trade Center, Sky-Scrape-Twinset, die Sonne knallt mir über Bande ins Gesicht, hinten Hafen, vorne Firmen, Banken. Gut und Börse. In God we trust, in trust we got, ashus to ashus, trust to trust.

Liberty-Savings, Jesus-Savings, Manhattan-Bank of Savings. Bank of Jamaica, Bank of El Salvador, Banks of Sacramento. Ein Poster an der Wall-Street-Wand: Photo der Skyline, blauer Himmel, darunter steht: Mit 24 Dollar hat es angefangen. Das ganze Gebiet von New York für Gulden im Gegenwert von 24 Dollar den Indianern abgekauft. Heute kriegt man dafür nicht mal mehr genug, um einen Fuß auf den Boden zu setzen. Privatsheriffs und Polizei vor Panzerglasvitrinen. Der Anblick ihrer Knüppel und Colts nimmt den Geschmack von Pepsodent und Träumen. Gott sei Bank, das gibt Drive, weiter! Broadway, City-Hall, Woolworth-Building. A la alte Welt, verschnorkelt. Kein Wunder, daß das in Konkurs gegangen ist beim Bau. Kon-Kurs, auch ein Rennen. Dann lieber World-Trade-Center. Echter 500er. Suicidfreundlich. Rutschfreundlich,fusselfrei. Einmal stand einer oben. Die Masse unten: Spring, du Flasche! Er sprang, der Wind hat ihn vier Stockwerk weiter wieder reingeweht. Pech, er hat überlebt. Der Verkehr wird dichter. Busse, Taxis, Werbetafeln: Meritrauch, was du verdienst. Lincoln light, life ist schon schwer genug. Pall Mall-Menthol, die Tannenwälder Colorados. Go West, im Westen was Neues. Nic. 0,9, tar 0,8, Nic. 0,7, tar 0,6, nic. 0,5, tar 0,4, nic 0,3, tar 0,2, nic. 0, 1, tar 0,0, plus Vitamine A, B, C. Der Count-down läuft, wer wird denn gleich in die Luft gehn? Wir! Dann haben wir uns wenigstens das Rauchen abgewöhnt. Teer gehört auf die Straße. Von einer Raucherlunge kann man einen Kilometer Broadway asphaltieren. Im übrigen: 1 day NY = 20 Zigaretten. Save your money, das tägliche Gift gibts gratis. Oh, fuck, beinah hätte mich der Bus über den Haufen gefahren. Gut gehupt. Tief Bleiluft holen. Überm Auspuff: Lift off, die Stuyvesant Generation geht ihren Weg. Im Zick-Zack-Jogg, japps, japps, bloß jetzt nicht schlappmachen! Houston-Street, SoHo, Village. Die Sonne knallt aufs schwarze Plastik meines Soundpartners. Der Soft-Eis-Rock der Dire Straits cooled und relaxed. Durst! Da steht ein Typ vorm Burger King und nuckelt am gestreiften Strohalm. Ein Girl kauft Orange Juice am Wagen unterm Sonnenschirm. Jemand reißt einen Ringpull von der Fanta-Dose. Mach mal Pause, Zeit für Sprite, die Zunge klebt am Gaumen. Tab, calorienfreies Coca Cola, Pepsi ohne Zucker, dasselbe in Grün. Sweet and low for Weight-Watchers. Süß und kalorienfrei. Die Kalorienfreiheitsstatue: Welcome to America. Amer, wie bitter. Budweiser-Beer, Beefeeter, Miller-High-Life. Diät-Pils, ein Paradies für Magersüchtige. Ein Feuerwehrwagen! Hinterherjoggen, so schnell wie möglich, die Wasserreservoirs auf den Häusern leersaufen! Zschschsch; Jogging, 200 Kilokalorien pro Stunde, fit in allen Wasserfällen, Mob-Surf, Katastrophen-King, auch wenn die Instant-Spucke krümelt, Joggers do it standing up, der Jogger ist sein eigener Schutzengel,wer weiß, ob man nichtmal durch Wüsten joggt, weiter, weiter! Washington-Square, Empire State Building, Lever Building, General-Motors-Building, Westinghouse-Building, Steinway-Building, Panam-Building, Hudson-Building, Random-House-Building, Chrysler-Building, Madison-Building, Seagram-Building, Lufthansa-Building, Flatiram-Building, Body-Building, Ein-Building ist auchn Building, Gut Building will Eile, Fifth Avenue, Six Ave, Ave Maria, Ave of Americas: Die Flaggen hängen logger in der Luft: Texas, Utah, Iowa, Minnesota, El Salvador, Honduras, Nicaragua, Bolivien, Chile, Spanien, Italien, BRD usw. Hier joggen sie mit Diplomatenkoffer. Krawattenflattern, Nadelstreifenwagen. Glattrasierte kehren ein und aus in Kneipen: Japanisch, argentinisch, mexikanisch, italienisch, israelisch, arabisch, vietnamesisch, kambodschanisch, russisch, chinesisch, gut Lunch, gut Lynch, Make-out ordero, die Welt zum Mitnehmen und hier essen, dahinter Burger Kings, Chop-Full'o Nuts, Red-Lobsters, Pizza-Huts, Cheeseburger, Whopper, Bagels, Wnish, Kebab, Falafe, Hamburger, Weltburger, Spießburger, komm Mc Donald sei unser Gast, Hunger' Da, ein Kiosk. Soll ich? Joggenderweise? Junkfood? Essen - nein danke. Fressen ist junk. Lieber weiterjoggen, jogg around the clogg. 42 th Street, Time Square, Carnegie Hall, Theater, Kinos, Shops. Reklamen. Glamour and more. Lichter der Großstadt, Gelichter der Kleinstadt. Strichgegend. Broad für die Welt. Fotos in Vitrinen: Strichjungen, Strichmädchen, Strichmännchen, Strichschwänze, Strichtitten in Glitter und Glamour, Neon und Spots im Jogging Voodoo zurn glimmergeilen, schiller-scharfen Stars und Strips verfremdet. Jetzt hab ich nicht geraucht, nicht gesoffen, nicht gefressen, werd ich etwa ficken? Ich dreh die Dire Staits lauter, weg, weg, weiter, weiter, jogging, jogging....

Konkret-Sport 1982, S. 59

**Norbert Klugmann**

# Rauschenbach, Huberty & Co

**"Sie standen an den Hängen und Pisten" ist ein überlieferter Klassiker von Heinz Maegerlein. Die Moderne der Sportmoderatoren ist noch schlimmer.**

Chlodwig Poth hat in seinem »Progressiven Alltag« die schwierige Lust der Linken an Sportübertragungen im Fernsehen endgültig festgehalten. Alle ideologischen Hürden beiseite: wir haben ein Recht darauf, uns die mühsam gegen Partner und Mitbewohner erkämpfte Fernsehzeit - die an Europapokaltagen mehrere Stunden dauert - nicht zusätzlich durch die schale Praxis von TV-Sportjournalisten vermiesen zu lassen.

Sportsendungen gehören zu den beliebtesten Programmsparten in ARD und ZDF. Ich sehe seit 15 Jahren Sportsendungen und habe zwischen Mai und Oktober dieses Jahres fast keine ausgelassen. Mir ist jetzt klar, warum die bis zur Popularität bekannten Reporter so unbehelligt walten können: Der Arger über ihr Geschwätz liegt selbst im ärgsten Fall noch knapp unter der Vorfreude auf die Übertragung. Denn das Niveau der Sport-Berichterstattung ist von großer Dürftigkeit: hausbacken, bieder, unoriginell, verklemmt und so tiefschürfend wie eine Analyse von Helmut Kohl.

### Die Live-Übertragungen

Ein Fußballspiel wird original übertragen. Eine Mannschaft greift an, ein Stürmer schießt knapp neben das Tor. Was sagt der Reporter da? Im glücklichsten Fall hält er den Mund, weil das Geschehen sich ohne Zweifel von allein erschließt. Die notorischen Chronisten: »Knapp daneben«; Fritz Klein (ARD): »Zehn Zentimeter«. So individualistisch im Detail, so stereotyp die Kommentierung im großen und ganzen.

Ist in einem Stadion ordentlich was los, handelt es sich um einen »Hexenkessel«; wenn eine Torchance versiebt wird: »Das konnte, ja das mußte das XY sein«; wenn ein Athlet außergewöhnlich jung ist, ist er nicht 18 Jahre alt, sondern »jung«; wenn eine Mannschaft drängt, »macht sie Tempo«; die gegnerische Mannschaft erwartet dann ein »heißer Tanz«; Bälle sind gut oder schlecht »getimet« (Rolf Kramer, ZDF-Special); der Endstand ist »verdient«, »gerecht«, »entspricht dem Spielverlauf«.

Eine Zumutung sind die Temperamente der Reporter. Abgesehen von Dieter Kürten (ZDF), der die Serienproduktion von Urlauten zu einem Gestaltungsprinzip macht (»Oih«, »Donnerwetter«) oder Wortketten flicht (»Jara - knapp, knapp, knapp, knapp, knapp nur drüber«, »Nichts, nichts, nichts, nichts zu sehen«), ist die Stimmlage tonlos bis belehrend. Fritz Klein etwa bemerkt man praktisch nicht, Ernst Huberty (ARD) ist froh, wenn es »richtig hin- und hergeht«, und er findet das dann »herzerfrischend«.

Die Kommentierung ist stets auf Seriosität angelegt. Da das, was man sieht, aber selten seriös ist, sondern häufig aus Hackerei, planlosem Ballgeschiebe oder wenig spannenden Rennverläufen besteht, klaffen Geschehen und Kommentar weit auseinander.

Reporter bei Fußball-Live-Übertragungen sind ausnahmslos lästig. Übertragungen anderer Sportarten bieten bisweilen erhellende Kommentierungen. Adolf Furler (ARD) und Arnim Basche (ZDF) kennen sich mit Pferden aus. »Er sollte den diffizilen Hengst nach Gefühl reiten, was er auch tat« (Furler); »Man kann das Pferd genau spannen und laden« (Arnim Basche). Herbert Watterott (ARD) und Jürgen Emig (ARD) machen Radrennen erträglich.

### Vor der Kamera

Wenn zu Wortwahl und Satzbau der nicht sichtbaren Kommentatoren Mimik, Gestik und der Umgang mit der Situation in einem Studio kommen, dann ergreift den Zuschauer Scham und Verzweiflung.

Mir gefällt es nicht, die eitlen Pfauen vom aktuellen ZDF-Sport-Studio zu loben, aber es gibt zur Zeit nichts Besseres: Im ZDF findet man häufiger »Hintergrundberichte«, das ZDF löst sich leichter von der Fron der Tagesaktualität. Es berichtet mehr über die Lage in einzelnen Sportverbänden, Vereinen und über wenig bekannte Sportarten. Die Berichte sind im Durchschnitt länger und damit ausführlicher.

ZDF-Moderatoren sind in der Lage, auf Pannen spontan zu reagieren: »Es gibt nichts Schwierigeres im Fernsehen als zu telefonieren« (Helmuth Bendt); »Wenn unser Freund Lehmann die Kamera dreht, sehen wir auch die Grafik« (Dieter Kürten). Harry Valerien (»Harry-Beau«), zu eitel eigentlich, um Fehler abzukönnen, fängt live einen Streit mit der Regie an .

Und in der ARD, die normalerweise sowieso nicht das Risiko von Live-Sendungen mit Zuschauern eingeht? Als ihre Sportschau zwanzig Jahre alt wurde, holte sie sich Volk ins Studio, und Ernst Huberty versuchte es live. Diese Sendung ist für mich der peinliche Tiefpunkt meiner Sehfrüchte. Hubertys angedeutete Laufschritte: »Ich hoffe, es geht was über zu Ihnen nach Hause« und sein Interview mit 800-Meter-Olympiasiegerin Hildegard Falck: ungeheuerlich. Huberty: »Haben

Sie Familie?« Falck: »Ja, ich habe eine kleine Tochter«. Huberty: »Eine kleine Tochter« und: »Ich weiß, daß Sie auch bald Geburtstag haben. Keine runde Zahl. Sie sind noch viel, viel jünger. Nicht als zwanzig natürlich«.

Diese Nicht-Kommunikation, diese falschen Worte, nervenden Gesten, zutiefst uninteressierten Fragen (einen schlechten Tag darf jeder haben, er ist dann eben schlecht getimet), das ist verbissen und dauerlächelnd, Nullinformation im Plauderton, piefig.

Geradezu keck dagegen Helmuth Bendt (ZDF) zu Trainer Udo Lattek: »Sie übernehmen einen piekfeinen Verein. Sie tragen auch bessere Krawatten als vorher«.

Wie alle Reporter neigt Huberty zu gönnerhaftem Umgang mit dem Schwächeren: »Es freut mich, daß die Finnen frisch und fröhlich mitspielen«. Es ist der Glaube, fair und unvoreingenommen zu sein, wo es nur darum geht, den Schwächeren schmunzelnd in die Pfanne zu hauen. ARD-Reporter schmunzeln häufig, ZDF-Reporter trauen sich, lauthals zu lachen. Das geschieht häufig im »aktuellen Sport-Studio«, das mit Gästen wie Pelé, Sebastian Coe, Renaldo Nehemiah, Alan Jones und Henry Rono bisweilen Weltläufigkeit zeigt. ZDF-Reporter beherrschen Englisch, und seit dem Sommer laufen die Interviews mit ausländischen Gästen über eine Simultan-Übersetzungsanlage ab. Es ist das ZDF, das es wagt, mit Kabarettist Werner Schneyder einen Gast-Moderator einzuladen.

Eitel sind sie alle. Der lockere Schlipsknoten von Kürten ist kein Zufall, und ein Großteil von Valeriens Vorbereitungszeit geht wohl für die Auswahl der Kleidung drauf. Immer noch besser als Hubertys Hausjacke. Und Hubertys Hausjacke ist immer noch besser als Hans-Joachim Rauschenbach (ARD).

Rauschenbach hat irgendwann einmal die journalistische Lektion gelernt, daß man blutleere Sprache vermeiden und kräftige Ausdrücke gebrauchen sollte, die - wo es paßt - auch bildreich sein dürfen. Das führte zu dem unbezähmbaren Drang, seine Moderation mit Bildern zu beleben, die nicht nur falsch sind, sondern gnadenlos regelmäßig kommen: »Die Zeit ist vorbei, da man einfach einen Wunschzettel in den Rhein werfen konnte und sich das Ganze dann in Bonn als Kuchen wieder an Land ziehen konnte«. »Es wurde heute nicht nur mit dem Ball gespielt, es wurde auch mit dem Herzen gespielt«. »Vielleicht die Hoffnung, daß dieser Hauch von Nostalgie einen kräftigen Windstoß in das Segel der Hilfsbereitschaft oder Nächstenliebe auslösen möge«. »An diesem Fragezeichen, an diesem leidenschaftlichen Ausruf ... hat sich damals, 1966, eine Diskussionslawine entfacht«.

Rauschenbach, Fachmann für Eiskunstlauf und Tanzen, fühlt sich auch zu Kommentaren über Sportpolitik herausgefordert: »Wie steht es mit egoistischen und ideologischen Minderheiten, die lauter und radikaler als alle anderen den Staat herausfordern, ihn überfordern, die gerne auf diesen Staat, aber nicht auf sein Geld verzichten möchten? Wird hier überall gleich scharf rasiert werden oder bleiben da und dort vielleicht doch noch ein paar lange Haare stehen?«

Die Neigung zum sprachlichen Füsilieren, die Rauschenbachs Bilder ausdrücken, sitzt bei Wolfhard Kuhlins (ARD) im Tonfall. Kuhlins, der die Frage »Wieviele Informationen passen in einen einzigen Satz?« auf ein ungeahntes Niveau getrieben hat, geht in seinen Berichten überhaupt kein Risiko ein. Er baut aus Sicherheitssätzen ein Korsett. Er kann hier unmöglich zitiert werden, da seine Sätze nicht aufhören wollen, vor mannigfachen Einschüben wimmeln, die Kuhlins angesichts der Verzettelung in Harakiri-Manier zu Ende spricht. Die schneidige Vorwärts-Rederei dieses Journalisten (»Das bedarf sicherlich nicht der Zusatzkommentierung«; »angriffswirksam und toreffektiv«; »kämpferisches Aufbegehren«) und seine rührende Sehnsucht, ein ordentlicher Reporter zu sein (man muß Kuhlins »Valencia« und »Barcelona« gesagt haben hören), sind verzweifelte Versuche, keinen Zweifel aufkommen zu lassen.

Die Sport-Reporter passen nicht nur in das bundesdeutsche Fernsehen, sie sind wie extra angefertigt. Ein kümmerlicher Tip, nur um am Schluß was Nettes zu sagen: Bei Fußball-Übertragungen mal den Ton abdrehen und die Übertragung im Radio lautstellen.

**Die Liste der Unerträglichkeiten**

1. Ernst Huberty - wegen Live-Moderation einer Sportschau

2. Hans-Joachim Rauschenbach - wegen fortgesetzter Unzucht mit bildhaften Vergleichen

3. Wolfhard Kuhlins -wegen Gnadenlosigkeit seiner Stimmbänder

4. Adolf Furler - wegen Schmunzeln

5. Rolf Kramer - wegen seines Lieblingsworts »getimet«

6. Fritz Klein - wegen Präzisions-Fetischismus: »möchte man beinah sagen«, »eine Tatsache, die zu Nachdenken anregen sollte«, »möchte man beinahe ironisch sagen«, »fast war man geneigt«.

7. Harry Valérien - wegen sporadischer Bayerei (»a bisserl Zeit»)

8. Werner Schneider (nicht der Y Schneyder) - wegen Liberalität in Entfernungsangaben (»Knapp daneben etwa«)

9. Rainer Koppke - wegen Wiederholung: »Ich muß mich wiederholen Ich muß mich wirklich wiederholen«

10. Dieter Kürten - wegen Ignorierung einer gesamten Halbzeit beim Spiel Benfica Lissabon - Bayern München

Außer Konkurrenz:

Heinz-Florian Oertel (DDR 1) - wegen rhetorischer Plan-Übererfüllung: »Aston Villa hat Ausgeglichenheit in der Aktions-Initiativen-Entfaltung erreicht".

**Die Liste der Freude**

1. Walter Johannsen - für diesen Satz. »Sehr gut die Reaktion von Pavlov« (Pavlov = Torwart von Akademik Sofia)

2. Karl-Heinz Roland - für Nachdenklichkeit während der Berufsausübung: »Lange war sie 15. Man hat sich eigentlich gefragt, wann sie 16 wird« (Pause) »Natürlich war sie zwölf Monate 15«.

3. Helmuth Bendt - für Vertrauen in die Technik: »Den (Spielesack) hätten Sie jetzt nicht anfassen sollen. Unsere Kamera macht es schon«.

4. Rainer Koppke - für Realismus: »Tja, was soll man da noch sagen?«

5. Karl Senne - für Ehrlichkeit: »Igitt« (als es zu regnen beginnt)

6. Oskar Wark - für den Mut, Angst vor dem Alleinsein zuzugeben: »Ich bitte Sie, bleiben Sie bei mir, bis ich alle Spiele vorgelesen habe«.

7. Günter Peter Ploog - für seine Frage an Dieter Müller (VfB Stuttgart), ob sein Wagen vollkaskoversichert sei.

8. Wolfram Esser - für Kritik am Spitzensport: »Er hat noch keine Superleistungen vollbracht. Muß ja auch nicht sein«.

9. Rolf Kramer - aber erst nach der ersten Reportage ohne Gebrauch des Worts »getimet«

10. Harry Valérien - für Lob: »Sie haben das glänzend oder gut gesagt.

Konkret-Sport 1982, S. 62

**Claudia Prinz**

# Kaltz trifft auch nur den Ball

**Wie laden Sie herzlich ein zu unserer Samstags-Nachmittags-Konferenzschaltung zwischen Frankfurter Waldstadion, Böckelberg und München, zu Schädelharry, Spezialschützern fürs Schienbein, Raubold, Schädelbasisbruch, gelber Karte, Platzverweis, Zwölfer-Stollen - zu Mord und Musik.**

Hallo liebe Sportsfreunde! Einen wunderschönen Nachmittag! Wie jeden Samstag um diese Zeit sind wir mit unserer Sendung »Sport und Musik« wieder zu Gast auf den Plätzen der Fußball-Bundesliga. Lassen Sie mich auf die Uhr schauen! Es ist jetzt genau 15.28 Uhr - gerade noch Zeit genug für einen kurzen Überblick. Angestoßen und umgestoßen wird um 15.30 Uhr. Wir sind live dabei.

Sie erwartet ein Programm, das es in sich hat, ein Spieltag mit besten Aussichten auf Tätlichkeiten. Lokal- und Regionalderbys auf der Basis jahrelang gepflegter Feindseligkeiten. Dieser sechste Bundesligaspieltag wird in die Knochen gehen, soviel kann man getrost schon jetzt sagen, auch wenn kein Superknaller darunter ist, Hamburg in Gladbach und Bielefeld in Dortmund - doch aber, Gerd Bötcher, wird im Waldstadion schon getreten?

hier ist das frankfurter waldstadion nein herr dittberner noch wird nicht getreten doch gleich gehts los kann es losgehen wir , erwarten jeden augenblick den pfiff schiedsrichter schmook aus konstanz hat die pfeife es wird gleich beginnen der ball liegt schon noch ruht er im mittelkreis doch wie lange noch die spieler haben aufstellung genommen frankfurt ohne cha ohne nickel ohne karger den sie hier schädelharry nennen ohne müller dafür mit spezialsicherheitsschützer für achillessehne und schienbein doch lassen sie sich nicht verschüchtern verschrecken es gibt ja noch knie oberschenkel nieren kopf und schulterblatt und hölzenbein auf der einen sowie raubold auf der anderen seite das verspricht doch einiges nomen est omen doch jetzt jetzt hat der ball ausgeruht es ist soweit los gehts genau in diesem moment wenn sie die zeit mitnehmen wollen lottermann scheitert an sidka und ich gebe ab zum böckelberg zu jochen hageleit

ja gerd bötcher liebe sportsfreunde drei minuten alt ist die begegnung erst und sie hat feuer und farbe da stimmt schon alles es wird ausgeteilt und eingesteckt mit haken und ösen und püffen und tritten das alles sieht sehr entwicklungsfähig aus auch der rahmen paßt die fans auf den rängen prügeln sich und die polizei prügelt die fans und jetzt marschiert kaltz warum fühlt sich denn keiner zuständig nimmt ihn wenigstens in die zange doch kaltz trifft auch nur den ball der magath erreicht inmitten der gladbacher hälfte und der ist vorbei vorbei an Jungstar matthäus der seiner form und magath hinterherläuft ihn jetzt am trikot hat und mit dem linken innenrist ja das kann er da blitzt seine ganze klasse auf da steckt doch was drin in dem kerl gegen den rechten innenknöchel tritt eine gelungene aktion die auftrieb geben sollte selbstvertrauen aber herr messmer wenn sie auch aus mannheim kommen dafür die gle pardon gelbe karte das darf doch nicht wahr sein das gibt es doch nicht der magath steht doch noch ich bitte sie so macht man doch das spiel kaputt doch jetzt der freistoß 35 meter zum tor hoch kommt der ball der eine nicht enden wollende sanfte kurve beschreibt bananenflanke die immer länger wird schäfer und hrubesch springen hrubesch geht zu boden das gesicht schmerzverzerrt schäfer hat ihn in die fresse geschlagen getreten so genau konnte ich es leider nicht erkennen von hier mein gott der schäfer den hrubesch unglaublich was trainer heynckes aus ihm gemacht hat der winfried schäfer den hrubesch der noch immer benommen am boden liegt doch was tut sich in münchen fritz von turn und taxi

in münchen sind exakt fünf minuten gespielt und schon macht sich unzufriedenheit breit unter den zuschauern im olympiastadion doch jetzt augenthaler zu niedermeyer dann startet rummenigge der seinen gegenspieler posner schwindlig spielt und ganz rechts dremmler und breitner dann der doppelpaß mit kraus und jetzt über zwei abwehrspieler gelüpfelt das sieht ja alles ganz schön und gefällig aus aber soll das fußball der 80er jahre sein fragen sich nicht nur die stehplatzbesucher in der bayernkurve bisher wurde nur der ball getreten wo gibts denn sowas ein schmarren ist das eine herbe enttäuschung dabei versprach gerade diese begegnung ein wahrhaft echtes fußballfest zu werden die vorraussetzungen dazu waren ideal da tituliert bayerntrainer csernai die leverkusener in einem revolverblatt kloppermannschaft da läuft der chemiekonzerrt unter polizeischutz und mit meisterschläger gelsdorf und die nicht minder beschlagenen demuth und glowacz auf den olympischen rasen doch fehlanzeige nix knallte zusammen herzog hüpft über horstmanns gestrecktes bein da war auch mehr drin was sofort von den zuschauern mit pfiffen quittiert wird fritz von turn und taxis mönchengladbach hallo hallo ja jochen hageleit hat sich bei ihnen was getan

der böckelberg steht kopf wieder freistoß magath diesmal reckt sich jakobs nach dem ball doch nielsen ist schneller trifft den hamburger voll im gesicht mit der stiefelspitze ja es muß die stiefelspitze gewesen sein jedenfalls wars der fuß der zum ball kopf kopf ball ging eine fast artistische einlage möcht ich sagen aber ich glaub es war nur die lippe soweit ich das von hier aus beobachten konnte betreuer mühen sich um den hamburger was hatte nielsen nur für stollen aufgeschraubt achter oder zwölfer ein starkes ding ein wenig höher nur und es hätte der schädel sein können basisbruch bei zwölferstollen zumindest basisbruch aber war nicht ist nicht jakobs regt sich noch raus raus raus brüllen die fans begeistert und tatsächlich jakobs geht nein wird vom feld geführt hält die hände vors gesicht vom kinn tropft blut auf den grünen rasen am böckelberg der sich in vorzüglichem zustand befindet glänzend bespielbar ist ich habe nicht zuviel versprochen vierte

minute hrubesch am kopf neunte minute jakobs vom feld schlägereien auf den rängen gelbe karte für matthäus doch gerd bötcher wie siehts in frankfurt aus

die eintracht gespielt sind 12 minuten zander wirft ab zu raubold der zu sidka der von wohlers nein lottermann mann tret ihm doch eine das ist ja kaum und jetzt ist der ball bei wohlers der kapellmann in die gasse schickt wo bleibt denn der trapp hinterherläufer das kann man sich doch nicht bieten lassen als profi wo bleibt die gesun: de berufsauffassung das war ja richtig ge naseführt doch trapp setzt nach kommt kapellmann auch nicht mehr der schnellste von hinten näher das sieht gut nach wut aus jawohl ja er tritt kapellmann strauchelt fällt überschlägt sich bleibt liegen das gesicht tief im rasen vergraben na das war doch mal was warum nicht gleich so dankbar applaudiert das publikum kapellmann hat sich berappelt sitzt jetzt fünf meter vor dem strafraumeck und beißt die zähne aufeinander doch weiß er längst da geht nichts mehr aus aus aus und vorbei dazu ist er trotz fußball zu sehr mediziner kreuz und innenbandriß wenn sie mich fragen das ist mein tip pengratsch das knie die schwachstelle im system im letzten jahr das linke und heute das rechte knie jetzt kommen die helfer mit der bahre und der ball er ist frei wird angeschnitten tropft ab klatscht gegen die latte wird endgültig ins aus geschlenzt tief in der frankfurter hälfte und ich frage warum hält keiner ein bein rein und armin haufe was sich in dortmund tut

dortmund hat einen werner schneider doch was ist werner schneider ohne theis da reicht es nur zu einer gelben karte und wir geben zurück ins funkhaus

Hier ist wieder der Hessische Rundfunk mit der Sendung »Sport und Musik«. Auch wir können nur mit größtem Bedauern vermelden, daß sich kaum was tut an diesem doch so verheißungsvollen Spieltag. Dubski hat in Kaiserslautern die gelbe Karte gezeigt bekommen. Doch das ist schon alles. Das ist eben Fußball, so ist er, gibt zu den besten Hoffnungen Anlaß und dann dieses. Doch vielleicht hilft uns Nürnberg weiter. Wir schalten uns ein in die laufende Reportage von Oskar Klose.

ja so ist eben fußball da springt das leder günther vom spann und struth verzieht und volkert der alte hase sucht den kürzesten weg zum tor und ignoriert dabei groß dahmen und ulrich die an ihm vorbeigrätschen was bringt es da schon daß der trainer guten willen zeigt und zum spielfeldrand gerannt kommt und auf den platz schreit in den gegner reingehen verdammt nochmal schorsch doch jetzt ist frank in aussichtsreicher position das kann er doch das weiß man ja so hat er doch den stuttgarter torhüter roleder durch eine saftige nierenverletzung monatelang mattgesetzt wer sagt es denn wimmer wimmer bleibt wimmernd liegen nein die niere kanns nicht sein nicht diesmal da hat er schlecht gezielt der frank hat nur das knie getroffen damit hat er bei wimmer kein glück nicht bei dem der macht weiter mit einer fünf zentimeter rißwunde am knie macht der wimmer weiter aber klar geschnitten hat er sich da er hat sich geschnitten der frank aber was tut sich in in mönchengladbach jochen hageleit

ruhig ist es geworden auf dem böckelberg die ganz in weiß spielende borussia weiße stutzen weiße hosen weiße jerseys läßt ball und gegner laufen hannes ist überall was der läuft was der laufen kann er ist immer da wo er gerade gebraucht wird und lienen leichtfüßig und schnellbeinig auf links dann auf rechts mit der hacke doppelpaß quer in die mitte halbhoch und steil und jetzt wieder hannes quer zu nielsen das sieht zwar schön na endlich hannes fällt gefällt von reimann lang schon war das leder weg was gute aktion einfach von hinten ins bein getreten was angelt der schiri da rot rot die Tote karte nur wegen eines tritts in die kniekehle ohne folgen das wirkt das spornt an das nenn ich gute dramaturgie ein spiel aus dem feuer gerissen das so gut begonnen hatte und schal zu werden drohte jetzt ist alles wieder drin hamburg mit nein ohne reimann und jakobs mit angeschlagenem hrubesch das läßt hoffen der böckelberg kocht zurück ins funkhaus

Na wenigstens ein Platzverweis, ein lumpiger zwar, doch das motzt die Statistik ein wenig auf, denn die hats bitter nötig. Nur Kapellmann kann sich Hoffnung machen auf Invalidität - er wurde am Abend noch operiert. Jakobs aufgerissene Lippe wurde mit fünf Stichen genäht, ein Schneide- und ein Eckzahn sind locker. Manager Günther Netzer, aufmunternd: »Mach dir nichts draus, der Schönste warst du ja nie! « Das wars dann. Mager kann ich nur sagen und hoffen, daß sie trotzdem wieder dabei sind wenn es am nächsten Samstag heißt: »Hallo liebe Sportsfreunde! Einen wunderschönen Nachmittag! Wie jeden Samstag um diese Zeit sind wir mit unserer Sendung »Mord und Musik« wieder zu Gast auf den Plätzen der Fußball-Bundesliga!«

Konkret-Sport 1982, S. 65

**Joachim Bloch**

# Periodisches Bockspringen

**Von den Kollegen Humanisten beneidet und geächtet, von ihren Schülern selten geliebt: Sportlehrer '82 zwischen Kameradschaft und Biomechanik, Positivismus und Olympischen Spielen, nassen Säcken und liberalem "mangelhaft"**

»Wir waren etwa fünfzig und trugen alle die gleichen kurzen Franziskanerhosen aus schwarzem Satin mit Gummizug an jedem Hosenbein, damit sie nicht rutschten. In der Turnhalle stand ein Klavier. Eine von uns mußte darauf immer wieder dieselbe volkstümliche Weise klimpern. Die Lehrerin, sie war über sechzig, dirigierte dazu - unsere Schwungübungen. Anschließend spielten wir entweder Völkerball, weil wir viel zu viele waren in der kleinen Halle, oder wir griffen nach der sechsschwänzigen Rundlaufleiter. In die Wände unserer Halle waren Bullaugen eingelassen, und dahinter standen die Nonnen. Einige von uns saßen auf den Bänken rundum und hielten Oktavhefte in der Hand, in denen ihre Periode vermerkt und von der Mutter bestätigt war. Die Lehrerin nannte sie 'Patientinnen'. Wir durften uns den 'Patientinnen' nicht auf den Schoß setzen.«

Das war die Turnstunde im »Institut der Franziskanerinnen«, Kaiserslautern 1965. Petra Kemp, die diese Geschichte erzählt, unterrichtet trotzdem heute Sport in einem Gymnasium in Schleswig-Holstein. »Ich wollte Lehrerin werden, weil ich mit Sport Probleme verdrängen kann«.

Rainer Fuhrmann ist Studienrat für Sport und Geschichte in einer Hamburger Schule. »Wenn Mädchen sich entschuldigen, weil ihre Oma zu Besuch ist, erzähle ich ihnen, daß viele Weltrekordlerinnen gerade auf ihre Regel warten, um anzutreten.« Als er selber zur Schule ging, wurde er vierter bei den deutschen Meisterschaften im Mittelstreckenlauf. »Zwar würde ich heute keinem Schüler empfehlen, in den Verein zu gehen. Mit den Leuten da konnte ich nur über Zeiten reden. Doch mein späterer Beruf stand damals fest.« Sein Unterricht ist nicht nur fröhlich, sondern auch schweißtreibend. Seine Schüler müssen am Ende der Stunde naß sein.

Was bei Vera Paceva, Lehrerin im Angestelltenverhältnis aus Berlin, von vornherein Sache ist. Sie war Olympiateilnehmerin für Bulgarien in München, blieb in der BRD, verdiente ihr Geld am Hochseil im Varieté, bis sie ihren Lehrauftrag bekam - andere Berufe standen ihr nicht offen. Wenn sie ihre hart gedrillte Klasse zum Volleyball antreten läßt, dann am liebsten im Auswärtsspiel. »Da werden die Jungen und Mädchen erst richtig aggressiv und bringen Leistung.«

Udo Kersten, Sportlehrer in einem Hamburger Vorort, wußte schon als Zwölfjähriger, daß er den Sport zu seinem Beruf macht. Ihm liegt viel daran, daß Sportunterricht ein Angebot für seine Schüler ist, die Sportart zu trainieren, die ihnen Spaß macht.

Alle vier haben ihr Interesse zu ihrem Beruf gemacht. Alle vier sind gleichaltrig, haben zur selben Zeit studiert, von 1968 bis 1974. Fuhrmann, Kersten und Petra Kemp haben vor 1971 in vielen traditionellen Sportarten Scheine machen müssen. Zum Beispiel je zwei Semester Rudern, Schwimmen, Leichtathletik, Volleyball. Der methodische Bereich wurde fast ausgeklammert. Es ging nach »Kochrezepten«. Nach 1971 gab es für die Studenten nur noch ein praktisches Schwerpunktfach. Den Salto brauchte keiner mehr zu können, nur noch die Methode, ihn zu beherrschen. Rainer Fuhrmann ist zwar gegen »Kochrezepte«, kritisiert aber auch die Verwissenschaftlichung der neuen Ausbildung: »Die Referendare hängen heute manchmal wie die Säcke am Barren. Stattdessen haben sie Bewegungslehre, Trainingslehre, Methodik und Biomechanik gepaukt. Die Ausbildung ist also weniger schulbezogen geworden«. Das hieß aber auch, das anthropologische Konzept von der schönen Ausgeglichenheit von Körper und Seele abschaffen, Medaus Gymnastikschule: »Schön geformte Körper bewegen sich rhythmisch durchs All« verbannen. Prüfungsthemen lauteten nun: »Positivismus und Olympische Spiele«, »Konflikt und Aggression im sportlichen Kampfspiel«, »Organisation des Leistungssports in der BRD«.

Anscheinend werden sie dennoch von ihren Kollegen nicht ernster genommen. Denn als die Abschaffung der Noten für Leibesübungen im Gespräch war, wurden auf Initiative der Kultusministerkonferenz Noten beibehalten, weil das Ansehen der Sportlehrer auf dem Spiel stand. Den Neid der Deutsch- oder Mathematiklehrer bekommen sie spätestens vor Zensurenkonferenzen zu spüren, weil sie keine Heftstapel korrigieren, keine Klausuren vorbereiten, keine Elterngespräche führen müssen.

Petra Kemp, die Hobby-Psychologin, zur Ehrenrettung: »Dabei vergessen die Kollegen, daß Sportunterricht viel anstrengender ist. Die Schüler sagen bei uns freier ihre Meinung, man bekommt Ablehnung stärker zu spüren. Der Lärm ist zuweilen unerträglich. Abgesehen davon: Ich präpariere meine Choreographie-Exercises, höre viele Platten für Jazz-Tanz ab. « Rainer Fuhrmann bestätigt, wie kreativ und angestrengt der Sportlehrer am Nachmittag sein muß: »Wir bringen den Schülern-Jahre immer dieselben Fertigkeiten bei. Neun Jahre üben wir Dribbeln. Da müssen wir uns immer neue Übungsformen ausdenken«. Udo Kersten hat neulich im Ruderkurs fünf Mark gewonnen, als er einen Kopfstand im Skiff anbot. Noch kein Schüler hat dergleichen so einfach geschafft. Und das muß geübt werden.

Bei Udo Kersten gibts Geräteturnen nicht im Angebot. Barren, Reck und Pferd hält er schlicht für ungesund. Und verzichtet darauf. Aber das ist die Ausnahme. Vera Paceva will gewinnen. Manchmal läßt sie ihre Schüler »besonders witzige« Sprünge auf dem Miditrampolin üben. Einer wollte neulich einen eineinhalbfachen Salto vorführen. Seine Lehrerin hatte nicht bedacht, daß der Sprung zwangsläufig auf dem Kopf endet. Der Junge lief vier Monate mit einer Halskrause. Und weil so etwas passieren kann, ist das Sprunggerät in Schleswig-Holstein per Erlaß verboten. Die Kieler bedauern das. Die Hamburger höhnen. Rainer Fuhrmann: » Bei uns bleibt das Trampolin. Denn Unfälle sind höchstens der schlechten Lehrerausbildung anzulasten. Darüber gibt es genaue Statistiken.«

So wenig sich Sportlehrer stets ängstlich um ministerielle Erlasse kümmern können, so gleichgültig nehmen sie anscheinend die in Richtlinien und Lehrplänen ausgedruckten Beurteilungskriterien zur Kenntnis. Nach ihnen bekäme ein Hamburger Schüler eine sechs, wenn. er beim Hundertmeterlauf nach 15,7 sec. durchs Ziel sprintet. Eine sechs auch, wenn er den Ein-Kilo-Schleuderbäll nicht weiter als 16,99 m wirft, ungeachtet, ob das bei Gegenwind geschieht, ob es regnet, ob der Schüler zu dick ist oder zu lang oder gar vom Schleuderball eine eigene Meinung hat. Sechsen hat es noch bei keinem der vier Kollegen gegeben. Udo Kersten verteilt liberal - je nach Engagement der Schüler - nur einsen und zweien im Zeugnis, wobei er betont, daß sich besonders begabte Schüler dabei übervorteilt fühlen könnten. Petra Kemp und Rainer Fuhrmann benoten in der Breite eins bis vier. Dabei verdrängt sie wieder Probleme, und er ist reichlich rücksichtslos, denn daß sie nur an die Konkurrenz mit anderen Fächern denken, wird klar, wenn sie ihre Kriterien nennen: »Nicht allein Einsatzwillen der Schüler, sondern auch mündliche Mitarbeit und vor allem die Beherrschung der vermittelten Techniken.« Vera Paceva gibt schon mal die Note »mangelhaft«. Und dann kann es in der Versetzungskonferenz brenzlig werden für den, der beim Hochsprung nur die Keplerschen Gesetze an sich selber vorgeführt hat. Es bleibt gleichermaßen fragwürdig, ob nach Einsatz oder Lernerfolg benotet wird, wenn es überhaupt Noten gibt (was der Rechtfertigung des Sportunterrichts im Lehrplan eigentlich widerspricht: motorischen Bedürfnissen entgegenzukommen und zu Kameradschaft zu erziehen). Vereinsmitglieder sind in der Schule natürlich »einsatzbereiter«. Und Lernerfolge bei zweimal 45 Minuten Sport pro Woche, ohne schriftliche Arbeiten, bei großen Klassen und dann noch unter Berücksichtigung der jeweiligen körperlichen Entwicklung eines Schülers feststellen zu wollen, ist ein frommer Wunsch. Der Klassenprimus, dessen intellektuelle Fähigkeiten frühestens in der 10. Klasse von seinen Kameraden anerkannt werden, bleibt trotzdem Zielscheibe des Spotts. Wer bei der Auswahl der Fußballelf immer der Letzte ist, bleibt auch mit einer zwei , einer fünf oder »teilgenommen« Außenseiter. Sich zurückziehen, in der Ecke stehen und dösen kann er schwer, schwänzen gar nicht, weil er dann nach drei Wochen zum Amtsarzt geschickt werden könnte. Deshalb habe ich früher »Sport ist Mord« an die Turnhalle gepinselt. Wegen meiner Körpergröße konnte nur wohl keine Technik vermittelt werden. Beim Fußball war ich immer wieder das minderwertige Klassenmitglied. Auf meine Frage, was sie heute mit denen machen, die den Kasten zu lang, den Barren zu eng oder Fußball idiotisch finden, antworten die vier Sportlehrer verlegen: »Wir lassen sie im Tor«, »Wir setzen sie zur Hilfestellung ein«, »Wir motivieren sie für Fußball mit dem beliebten Jägerspiel«. Die Psychologin, der Schweißtreiber, die Leistungsethikerin und der Liberale verstehen genauso wenig wie ihre Kollegen im Lehrerzimmer, daß sich jemand für ihr Fach nicht interessiert. Auf meine Wandparole angesprochen, antwortet Petra Kemp: »Ich bilde zwei Gruppen für harten und weichen Fußball. Es ist heute nicht mehr so, daß sich die unsportlichen Jungen in der weichen Mannschaft vor den Bolzern genieren. « Von wegen. Rainer Fuhrmann aus Hamburg-Barmbek ändert schnell das Thema: »Eine solche Methode kommt gar nicht in Frage. Gerade beim ruppigen Sport können die Mädchen mal ihre Interessen deutlich artikulieren«.

Vielleicht hätte es in meiner Turnstunde wie im Englischunterricht zugehen müssen: Eine Form des neuen programmierten Unterrichts ist die Arbeit mit Lernkarten zum Studium eines Bewegungsablaufs. »Lege die Stirn auf die Matte ... « Überraschenderweise glaubt Fuhrmann, daß solche Übungsformen unbeliebt sind: »Schüler wollen nicht auch noch in der Turnstunde lesen, intellektuelle Überlegenheit zeigen müssen. Nicht immer nur Leistungen vorweisen. Besonders unsinnig ist 'Jugend trainiert für Olympia', wobei die jeweils Klassenbesten an der Landesausscheidung teilnehmen, nachdem gerade in vielen Schulen die Bundesjugendspiele mit den alten Lübke-Urkunden abgeschafft oder zur freiwilligen Veranstaltung wurden. Wir machen jedes Jahr ein alternatives Sportfest. Wir bieten Sportarten (Dribbeln, Korbwürfe) oder lustige Geschicklichkeitsübungen (Tauziehen mit einem Hühnerei im Mund) an. Schüler treten klassenweise an und bestimmen einen für eine besondere Übung. Dabei kann der Superathlet nämlich mal letzter werden. Und der gute Korbwerfer ganz groß herauskommen.« Also doch keine Leistungsorientierung. Trotz der Noten eins bis vier. Die Kultusministerkonferenz, die sich den Deubel schert um ihre Fürsorgepflicht, wenn es um Lehrerarbeitszeit geht, sollte nicht über das Ansehen der Sportlehrer debattieren und Notengebung damit rechtfertigen. Das Ansehen eines Lehrers ist ein individuelles Problem. Solange nur die Lehrerausbildung, aber nicht der Sportunterricht selber umorganisiert wird, ist Sport für viele Schüler Leidensdruck. Udo Kerstens Wunschkonzept, mehrere Sportarten für mehrere Klassen mit mehreren Lehrern gleichzeitig anzubieten, wäre nicht schlecht. Dabei hätte ich im 1000-Meter-Lauf ganz groß herauskommen können, und das nicht mit einem Hühnerei im Mund.

Konkret-Sport 1982, S. 68

**Ingrid Klein**

# Vom Damensattel zum Spagat

**Frauensport: Der lange Marsch gegen Prüderie und Familienideologie**

"Frau und Ofen gehören ins Haus« sagten noch vor ca. 100 Jahren die deutschen Turner und lehnten Damenabteilungen ab. Aber: diese Haltung entsprach nicht mehr dem Zeitgeist. Die körperliche Ertüchtigung des schwachen, empfindsamen, zarten, furchtsamen, zu Ohnmachtsanfällen neigenden weiblichen Wesens durch das Genießen frischer Luft war nicht mehr ausreichend für den nun gewünschten Idealtyp: die belastungsfähige Frau, deren »Intelligenz der Fingerspitzen« inzwischen massenhaft an Fließbändern gebraucht wurde. Und da Fabrikarbeit nachweislich zu gesundheitlichen Schaden »vorwiegend im Bereich der Geschlechtsorgane« führte, stellten Anfang des vorigen Jahrhunderts diverse Mediziner »kritische Betrachtungen über Turnen und Sport für das weibliche Geschlecht« an. Es ging dabei um die Erhaltung der Gebärfunktion sowie Anmut, Schönheit und Schicklichkeit.

Ein Dr.med. J. Krieg schreibt 1922, daß Gegner Frauensport für unweiblich halten und davor warnen, »daß im Körper etwas reißen könne«. Er wiederum hält es nicht mit der herkömmlichen Meinung, daß »der weibliche Bauch ein Sack ist und der des Mannes ein wohlgefüllter Koffer.« Richtig sei vielmehr, daß durch die Periode eine Blutleere im Gehirn entstehe, deswegen seien »Ringe und Rundlauf ganz zu verwerfen, Reck und Barren kann man noch gelten lassen. « Die Vorteile des Turnens: »Endlich kennt die Turnerin im Vollbewußtsein ihrer Kraft keine Scheu vor Arbeit und keine Angst vor ihrer Geschlechtstätigkeit, dem Kinderbekommen. Ist das nicht eine reine Lockung, ein hochgeistiges Ziel?«

Selbstverständlich verstand er unter »Turnen« nicht so schädliche Dinge wie Reiten, Rudern, Radfahren, Schwimmen oder gar Geräteturnen, sondern Spiel, Reigen und Tanz: »Gibt es überhaupt ein erfreulicheres, herzerquickenderes Bild als unsere Frauen und Töchter auf dem grünen Rasen mit weißen Gewändern, roten Wangen und strahlenden Augen bei diesen Übungen?« Und zu dem herzerquickenden Bild ein herzerfrischendes Kommando: »Das frische Kommando, dann und wann ein fröhlicher Zwischenruf, der Wechsel im Tempo und eine harmonische Abwechslung in den Freiübungen verscheuchen Unlust und Mattigkeit. Der Gruppenleiter muß es verstehen, mit herzerfrischender Freudigkeit sein Arbeitsprogramm abzuwickeln und vielseitig zu gestalten. Ein fröhlicher Gemeinschaftsgeist muß allezeit vorherrschen, ein herzerfrischender Wille muß alle Lebenslust anpacken.«

Es war ein langer Weg von der Aufnahme der Frischluft (18. Jahrhundert) über die Prüderie des 19. Jahrhunderts (Beine unten und geschlossen) zur sportlichen Betätigung unter besonderer Berücksichtigung der weiblichen Sexualorgane Anfang des 20. Jahrhunderts. Abzulesen an der Turnkleidung: Vom Schnürleibchen, langen Kleidern und hohen Absätzen, von dem Anstandsbaldachin, unter dem Schwimmerinnen zu »Wettbewerben in der Brustlage« zugelassen wurden, über die Pumphosen der Radlerinnen des Oxforder »Hosenkongresses« zu den Flatterhosen der Wettkämpferinnen der zwanziger Jahre.

Zwischen der männlichen Sorge, »daß Springen und Beinspreizen die Sexualorgane der Mädchen aus ihrer Lage bringt«, und medizinischen Ausführungen zum Beispiel zur weiblichen Brust: »Der Aufbau der Brust ist sportlich nur insofern von Bedeutung, als die Fettansammlung, die hier zum Schutz der Milchdrüsen erforderlich ist, eine Behinderung bei der Leibesübung darstellt und zu ihrem Ausgleich in allen Fällen stärkerer Entwicklung des Brusthalters bedarf«, suchten sich die Frauen ihren sportlichen Weg. Zwar wurde schon 1842 der allgemeine Turnunterricht angeordnet, aber bis zum 1. Weltkrieg wurde dieser an Volksschulen häufig durch den weniger aufwendigen Handarbeitsunterricht ersetzt, so daß die sportiven Aktivitäten der Frauen sich weitgehend auf das Besticken der Vereinsfahnen beschränkten.

Aber die verstärkten Hinweise von Ärzten, Turnlehrerinnen und Vertreterinnen der bürgerlichen Frauenbewegung auf die Volksschädigung, sprich Geburtenrückgang durch ungesundes Leben, führten schließlich zur Aufnahme von Frauen in die Vereine. (Dabei ist zu unterscheiden zwischen den Damenturnclubs, die bürgerliche Frauen gegründet hatten, weil ihre Mitgliedschaft in den Männerturnvereinen nicht vollwertig anerkannt wurde, und der Arbeitersportbewegung, bei der Frauen von Anfang an dabeiwaren.) Lange Zeit sahen Turnübungen für Mädchen, zum Beispiel ein Aufgang auf den Schwebebalken mittels eines schrägen Brettes, so aus:

»Hinaufgehen, vorwärts, Hinabgehen rückwärts, Hinaufgehen rückwärts, Hinabgehen vorwärts. Hinaufgehen rückwärts, eine halbe Drehung, Hinabgehen rückwärts. Hinaufgehen vorwärts, Grundstellung, eine halbe Drehung, Hinabgehen vorwärts. Hinauflaufen vorwärts, Grundstellung, eine halbe Drehung, Hinablaufen vorwärts ... «

Trotz massiver Widerstände - »alles Maßlose bei der Frau wirkt abstoßend« - nahmen Frauen nach und nach an sportlichen Wettkämpfen aller Art teil. Ein erregter Studienrat bringt den Zeitgeist auf den Punkt: »Verzerrtes, hochrotes und schweißtriefendes Gesicht, das sind die äußeren Merkmale, und könnte solch eine Frau sich im Spiegel sehen, ich glaube, sie überlegte es sich sicher sehr, ob sie diese Übung weiter betreiben soll, denn es läßt sich nun einmal nicht fortleugnen, daß die Frau im Wettkampf ihre Weiblichkeit einbüßt und damit das Schönste, was wir an ihr schätzen, verliert.«

Inzwischen hatten die Frauen aber mehr Selbstbewußtsein und waren aufgeklärter über medizinische und ästhetische Vorurteile. Der Trainingsbericht einer Sprinterin aus den zwanziger Jahren, einem »Fräulein« Haux, widerspricht jedenfalls völlig der vorherrschenden Meinung, daß Frauengestalten auch während des Kampfes »weich, rund, biegsam und harmonisch« zu sein haben: »Es ist mein Bestreben, pünktlich um 10.30 Uhr im Bett zu sein und morgens um 7.30 Uhr aufzustehen. Selbstverständlich übe ich bei jedem Wetter und gehorche keiner Laune. Den Genuß von Alkohol und Nikotin habe ich nicht kennengelernt, so daß ich über die Wirkungen dieser Gifte nichts sagen kann. Gesellschaftliche Aufregungen meide ich, benutze aber jede Gelegenheit, in der freien Natur zu sein.«

Diese Art von Askese kommt einem Vorurteil ihrer Zeit entgegen: Daß nämlich durch Sport sexuelle Regungen verhindert werden können, was schon insofern revolutionär war, weil man ein Jahrhundert früher davon ausging, daß anständigen Mädchen und Frauen der Sexualtrieb überhaupt fehlt.

Die bürgerliche Frauenbewegung suchte sich ihren Weg über eine spezifisch weibliche Kultur, was allerdings schon damals in eine Sackgasse führte: Diese Weiblichkeitsideologie bereitete die Diskriminierung der Frauen im Faschismus vor, in der nur der parteigebundene Frauenschaftscharme vorherrschte: »Blondgescheitelt und geknotet, solide, bieder, flachhackig, im ganzen etwas doof« rauchte die deutsche Frau selbstverständlich nicht, andererseits traten »Amazonen« mit einem Teil-Strip-Tease vor Parteiprominenz auf Feiern wie der »Internationalen Riemer Rennwoche um das bunte Band von Deutschland« auf. Dazu gibts heute Parallelen.

Ärztinnen wie Alice Profi und Margarete Streicher bekämpften die Weiblichkeitsideologie entschieden und widerlegten empirisch ein Vorurteil nach dem anderen. Dennoch ist der Frauensport auch heute noch weit davon entfernt, »Ausdruck des gesellschaftlichen Übergangs von der Klassengesellschaft des Kapitalismus zur klassenlosen Gesellschaft des Sozialismus« zu sein. Willy Weyer, Präsident des Deutschen Sportbundes, sieht es so: »Frauensport sollte sich als Schrittmacher für den Familiensport verstehen, da Frauen auf Grund ihrer spezifischen Eigenschaften, zum Beispiel Charme und Zielstrebigkeit, geradezu dafür prädestiniert sind, die Mobilisatoren für die Sportbetätigung von Mann und Kind zu spielen. «

Frauensport, durch Männer wie Willy Weyer und die ältlichen Tugendwächter des IOC definiert, ist immer noch eine Mischung aus Prüderie, Sexualfeindlichkeit, Piefigkeit und Familienideologie einerseits und Voyeurismus und Geilheit andererseits. Während bei den Meisterschaften die Damen ihren Spagat vor den Augen der Welt und unruhigen Schiedsrichtern bis zum Anschlag betreiben, ist Trikotwerbung bei Fußballerinnen verboten, weil - richtig, deswegen.

Literaturempfehlung: "Frau und Sport", hg. Gertrud Pfister, Frankfurt, 1980

JOACHIM RINGELNATZ

AM BARREN

(Alla donna todesca)

Deutsche Frau, dich ruft der Barrn,
Denn dies trauliche Geländer
Fördert nicht nur Hirn und Horn,
Sondern auch die Muskelbänder,
Unterleib und Oberlippe.
Sollst, das Hüftgelenk zu stählen,
Dich im Knickstütz ihm vormählen.
Deutsches Weib, komm. Kippe, Kippe!

Deutsche Frau, nun laß dich wieder
Ellengriffs im Schwimmhang nieder.
So, nun Hockenschluß! Und schwinge!
Schwinge! Hurtig rum den Leib!
Oh, es gibt noch wundervolle
Dinge. Rolle vorwärts! Rolle!

Rolle rückwärts, deutsches Weib!

Deutsche Jungfrau, weg das Armband!
In die Hose! Aus dem Rocke!
Aus dem Streckstütz in den Armstand,
Nun die Flanke. Sehr gut! Danke!
Deutsches Mädchen - Hocke, Hocke!

Mußt dich keck emanzipieren
Und mit kindlichem »Ätsch-Ätsche«
Über Mäner triumphieren,
Mußt wie die Bombe und Kartätsche
Deine Kräfte demonstrieren.
Deutsches Mädchen - Grätsche! Grätsche!

Konkret-Sport 1982, S. 72

**Fatima Igramhan**

# "Here Comes The Story Of The Hurricane..."

**Er war einer der größten Herausforderer und sitzt seit sechzehn Jahren wegen unbewiesenen Mordes im Zuchthaus: Der schwarze Boxer Rubin "Hurricane" Carter**

Wie alles anfing: Rubin »Hurricane« Carter erzählt seine Geschichte in der Autobiographie »Die sechzehnte Runde«: Geboren am 6. Mai 1937 in Clifton, New Jersey. Mit neun stiehlt er ein paar Hosen. Sein Vater zeigt ihn an, und man gibt dem Kind zwei Jahre Bewährung. Elf Jahre ist Rubin, als er von einem weißen Schwulen belästigt wird. Wohl aus Angst und Ekel sticht der Junge ihn in den Rücken. Obwohl der Mann nur leicht verletzt war, steckt man das Kind in die Erziehungsanstalt, wo er bis zu seinem 21. Lebensjahr bleiben soll. Dort lernt er boxen - hinter Gittern. Mit siebzehn flieht Carter und heuert bei der Armee an. In Deutschland, in Augsburg, beginnt seine Karriere als Berufsboxer. Sein erster großer Kampf mit dem Army Champion Nelson Glenn endet mit einem K.O.-Sieg für Carter. Zwei Jahre lang boxt er sich durch die Armee. 56 Kämpfe, davon gewinnt Rubin 46. 36 gar durch K.O.

Kaum zurück in New Jersey holt ihn die Polizei wegen seines Ausbruchs aus der Anstalt aus dem Bett. Rubin muß wieder für zehn Monate hinter Gitter. Dieser brutale Vergeltungsschlag der Justiz macht ihn fertig. Nach seiner Entlassung klaut er Handtaschen, wird erwischt und muß wieder in den verhaßten Knast. Vier Jahre sitzt er im Trenton State Prison, wo er auch heute wieder einsitzt. 1961 beginnt er nach seiner Entlassung ernsthaft an seiner Boxkarriere zu arbeiten. Er nimmt sich einen Manager, absolviert 24 Kämpfe in den nächsten drei Jahren, verliert nur drei, schlägt in sieben den Gegner schon in der ersten Runde K.O. Wo immer er in den Ring steigt, schreien die Leute »Hurricane«. In seinem Buch schreibt Carter dazu: »Hurricane beschreibt sehr gut die schrecklich destruktiven Kräfte, die damals in mir tobten.« Diese Zeilen werden ihm 1976 im Wiederaufnahmeverfahren als Beweis seiner Schuld an den drei Morden ausgelegt.

Er war ein »real contender«, ein echter Herausforderer, einer der größten der Mittelgewichtsklasse. Doch als er am 14. Dezember 1964 den Titelkampf gegen Champion Joey Giardello nach 15 Runden verliert, ist er wieder am Ende. Die Entscheidung der Schiedsrichter ist umstritten. Carter boxt weiter, aber er verliert jetzt viel öfter als früher. Er ist nicht nur körperlich angeschlagen. Von 15 Kämpfen gewinnt er nur sieben.

Er will ein come-back. Am 16. Juni 1966 kommt die Chance. Sein Manager bietet ihm einen Vertrag über den Kampf gegen Rocky Rivero in Argentinien an. Rubin unterschreibt und fährt dann mit zwei Freunden, John Artis und Royster, in die Bar »the nite spot« zum Pokern und Trinken. Gegen 23.30 Uhr hört der Boxer, daß in der Bar »the waltz inn« der schwarze Besitzer von dem weißen Ex-Wirt erschossen worden ist. Carter kennt das Opfer, so wie er fast jeden in der schwarzen Nachbarschaft kennt. Gegen 2.30 Uhr am Morgen des 17. Juni werden die drei zum ersten Mal von einer Polizeistreife festgehalten. Sieben Minuten sind vergangen, seit in der nahen »lafayette bar« zwei Schwarze mit einer 32er Pistole und einem Gewehr den Barmann und drei Gäste niedergemäht haben. Drei der vier Opfer sterben. Carter setzt Royster ab und will nun Artis nach Hause bringen.

Da werden sie nochmals von der Polizei angehalten, diesmal von fünf Streifenwagen mit heulenden Sirenen. Statt sie zur Polizeistation zu bringen, werden die beiden Verdächtigen widerrechtlich der schaulustigen Menge vor dem Tatort vorgeführt. Doch niemand identifiziert sie als Täter. Carter wird zu den beiden Schwerverletzten ins Krankenhaus gebracht. Doch auch die erkennen ihn nicht als Täter. Das wird später im Prozeß mit »Trauma« abgetan. Wenn man sie erkannt hätte, wäre es dann ebenso nicht als Beweis akzeptiert worden? Der Rechtsgrundsatz: im Zweifelsfall für den Angeklagten wird in New Jersey in sein Gegenteil verkehrt. »Hier wird zweierlei Recht gesprochen: Eins gegen die Schwarzen und eins für die Weißen« sagt Thom Falick vom Carter-Verteidigungs-Komitee. - Nach 17stündigem Verhör wird Carter freigelassen. Ein Experte erklärt ihn und Artis nach einem freiwilligen Lügentest für »sauber«. Carter boxt in Argentinien und gewinnt. Er unterzeichnet den come-back-Vertrag: für den Kampf gegen Champion Dick Tiger um den Titel im Mittelgewicht. Doch am 14. Oktober 1966, vier Monate nach den drei Toten in der »lafayette-bar«, werden »Hurricane« und Artis verhaftet. Zwei Kronzeugen sind aufgetaucht: Bello und Bradley. Man verurteilt den dreißigjährigen Boxer und seinen 21jährigen Freund, den Studenten Artis, zu dreimal zwanzig und zweimal zwanzig Jahren Gefängnis.

Der Leiter des Carter-Verteidigungs-Komitees, Thom Falick (29), ist seit acht Jahren in den Fall involviert. Ich sprach mit ihm am Telefon: »Rubins Fall ist ein Skandal- In den nächsten paar Wochen wird sich finden, ob es ein drittes Verfahren geben wird. Obwohl die Chancen minimal sind, könnten die Richter des Surprenie Court in Trenton das letzte Urteil aufheben. Dann wäre Rubin in einer Woche frei. Es kann aber auch das Gegenteil eintreten, und sie lehnen eine Wiederaufnahme ab. Dann müssen wir zum höheren Gericht gehen, zum Bundesgericht. Wenn sie den Prozeß wieder aufrollen, wollen wir alle Widersprüche in diesem absurden Fall aufklären. Die Anklage hat sich zweier Zeugen bedient, die erwiesenermaßen Gangster und Lügner sind. Alfred Bello und Arthur Dexter Bradley haben im ersten Prozeß einen Meineid geschworen.

Die beiden Kronzeugen waren in der Nähe der 'lafayette-bar', weil sie gerade einen Einbruch in die Metallfabrik nebenan inszenierten. Bradley war schon drin, und Bello stand Schmiere. Nach den Schüssen rannte Bello in die Bar, stieg über zwei blutige Tote und zwei röchelnde Schwerverletzte und räumte kaltblütig die Kasse aus. Dann ließ er sich von der Polizei als Zeuge festnehmen. Selbst vor den beiden gerade begangenen Delikten verfügte Bello schon über eine dicke Akte: Vorstrafen wegen Körperverletzung, schweren Raubüberfalls, Einbruchs und Diebstahls. Auch Bradley war der Polizei in New Jersey wegen ähnlicher Delikte bekannt und stand außerdem wegen Raubes. auf der Fahndungsliste. Und auf die Aussagen dieser Gangster hin, die nur einen einzigen Vorteil hatten: sie waren Weiße, verurteilte man zwei unschuldige Menschen zu lebenslänglichem Zuchthaus, ruinierte ihr Leben und das ihrer Familie.«

Welche Beweise hat das Gericht noch? »Ich habe eine Tonbandkassette, auf der Polizeichef Desimone wörtlich zu Bello sagt: 'Ich werde zu den Topleuten in den Staaten gehen, wo du was verbrochen hast. Du kommst raus, die Kerle sind doch eh schwarz. Du weißt schon, was ich meine.' Wenn das kein eklatanter Fall von Diskriminierung und Zeugenbeeinflussung ist, weiß ich nicht mehr, was wir sonst noch beweisen sollen. «

Nach der Verurteilung von Carter und Artis mußten die Kronzeugen übrigens nur noch drei Jahre ihrer lebenslänglichen Gesamtstrafen absitzen. Danach schob man sie erstmal zu ihrem Schutz nach Mexico ab. Nur weil weder Bello noch Bradley einen Cent von der versprochenen Belohnung von 12.000 Dollar sahen, konnten Fred Hogan, ein Ermittler aus dem Büro des amtlichen Pflichtverteidigers, und ein Journalist die beiden bewegen, ihre Meineide zuzugeben. Da die falschen Aussagen mittlerweile verjährt waren, konnte das Gericht sie nicht bestrafen. So begann also im Herbst 1976, neun Jahre nach dem ersten Urteil, das Wiederaufnahmeverfahren.

Bei meinen Recherchen kamen immer mehr seltsame Details zum Vorschein. So verhaftete die Polizei Bradley einen Tag vor dem Prozeß, weil er seine Mutter verprügelt hatte, und Bello saß 1976 schon wieder im Knast, neun Monate wegen Raubes. Bei einer Pressekonferenz berichtete er von einem Besuch des Polizeichefs Desimone vor einem Jahr. Damals habe ihm der Polizist gedroht: »Wenn du je pfeifst, kriegst du hundert Jahre.« Außerdem habe ihn ein Wärter verprügelt, wohl als Warnung.

Aber zurück zu Thom Falick und den Beweisen der Polizei. »Ein Polizist durchsuchte Carters weißen Wagen und fand angeblich eine Kugel und zwei Patronen. Diese Beweise sind gefälscht. Es ist illegal, eine Durchsuchung ohne einen Zeugen durchzuführen. Außerdem wurden die Kugeln erst drei Tage nach dem Ergebnis der ersten Durchsuchung erwähnt. Also nach der Autopsie der Opfer, damit die Bullen die richtigen Kugeln unterschieben konnten. Aber sie machten Fehler, denn die Kugeln im Körper der Opfer hatten Kupferspitzen. Die im Auto Silberspitzen. Die Plastikhülsen im Auto waren grün, die in der Bar verschossenen hatten jedoch rote Kartonhülsen. Der Polizist, der sie angeblich im Auto Carters fand, hatte am gleichen Abend genau diese falschen Patronen bei einem anderen Mord sichergestellt, und Kugeln mit Silberspitzen benutzen die Polizisten.

Carter und Artis wurden nie identifiziert. Zeugen sahen zwei gleichgroße Männer aus der Bar rennen, angeblich mit bleistiftdünnen Schnurrbärtchen und schwarzen Anzügen. Carter und Artis sind aber sehr unterschiedlich groß, und Carter trug ein weißes Jackett und eine rote Weste. Wie hätte er sich so schnell umziehen können, wenn schon sieben Minuten nach dem ersten Anruf aus der Bar ein Streifenwagen die Männer anhielt?«

»Aber wer hat die drei Weißen in der 'lafayette-bar' dann getötet?« »Es gibt verschiedene Theorien. Die Bar war ein numbers-joint. Das ist eine Sammelstelle für illegale Glücksspiele. Da zahlen die Leute aus der Nachbarschaft einen Dollar und geben das Geld mit den Gewinnzahlen einem Sammler, der es in der Bar abgibt. Viele Puertorikaner spielen das Spiel, und man munkelt, daß der Barmann mehr wollte und daß ihn dunkelhäutige Puertorikaner abknallten. Die sind auch bekannt für ihre Vorliebe für weiße Autos und schwarze Anzüge. Carter hatte in Paterson wenig Freunde außer den Leuten in der black community. 1966 war er schon unter FBI-Überwachung wegen seiner politischen Aktivitäten und Kontakte zu Malcolm X und als prominenter Sprecher der Farbigen in Paterson. Er organisierte Proteste gegen Slum-Wohnblocks und erzwang kostspielige Renovierungsarbeiten. Es stellte sich dabei heraus, daß die meisten verwahrlosten Häuser lokalen Politikern gehörten, und die waren sauer auf Rubin wegen ihrer Verluste. 1966 brodelten in Paterson die Rassenunruhen. Carter galt bei der Polizei als gefährlicher Aufwiegler.

Auch die Mafia, die traditionell in New Jersey zu Hause ist, war wütend auf Rubin. (Man weiß spätestens seit Scoreeses Film »Wie ein wilder Stier«, wie die Mafia Boxer unter Druck setzt. Anm. d. Verf.) Die. hatten versucht, Carter für 100.000 Dollar im Jahr zu kaufen, seine Karriere in die Hand zu nehmen und ihm vorzuschreiben, wann er zu gewinnen und wann er zu verlieren habe. Bei den Boxwetten geht's um viel Geld. So war es für viele einflußreiche Leute besser, wenn Carter mal endlich Ruhe gäbe. Und wo ist's ruhiger als im Knast?« Auch Myron Beldock, Carters Anwalt, stimmte dieser Sicht des Falles zu und meinte: »Amerika ist ein komplexes Land. Bei diesem Fall spielen tiefe Leidenschaften, örtliche Politik und Rassendiskriminierung eine große Rolle. Wir hoffen, daß endlich Gerechtigkeit siegen wird.«

Ich wollte Rubin Carter im Gefängnis besuchen. Schnell bekam ich die Erlaubnis der Gefängnisleitung, und auch »Hurricane« willigte ein. An einem regnerischen Montagmorgen fuhr ich nach Trenton. New Jersey. Zehn Meter hohe

graue Mauern, darüber dreifache Rollen Stacheldraht. So sah das Gefängnis von außen aus. Nebenan wird schon ein neues gebaut, mit 990 Zellen und winzigen Schätzen als Fenster. Ich muß im Besuchszimmer warten. Zwei farbige Frauen um die dreißig sitzen vor einer verkratzten Plexiglaswand mit einem kleinen Bullauge, durch das sie ihre Männer sehen können. Sie sprechen durch ein Telefon mit den Gefangenen. Die Kinder spielen unter den Stühlen Versteck und winken ab und zu ihren Vätern hinter der Scheibe. Die winken müde zurück.

Eine halbe Stunde, zweimal die Woche, ist Besuchszeit. Die Farbe an den Wänden ist grau und abgewetzt, kaum noch gelb. Eine riesige Holzkiste steht im schmalen Gang. »Das ist der Sarg für böse Kerle«

scherzt ein Wärter, als er mich abholt und durch die Gittertür ins Innere des Zuchthauses führt. Der große farbige Wärter führt mich durch grüne und gelbe Gänge tiefer ins Labyrinth. In der Bibliothek laufen Männer durch die Reihen. Einige sitzen auch in winzigen Klassenzimmern und lernen Englisch. Sie wollen mit mir reden, fragen, woher ich komme.

Mein Wärter bleibt nahe bei mir und erklärt: »Hier sind über 1.000 Männer. Es ist ein maximum. security prison. Die meisten sind Mörder. Fast jeden Tag finden wir selbstgebastelte Waffen. Oft werden wir angegriffen. Der letzte Wächtermord war vor neun Jahren.« Ich frage ihn, ob er »Hurricane« kennt. Er sagt ja, aber der sei ein harter Fall. Komme nie aus seiner Zelle, beteilige sich nicht an Weiterbildungskursen. Daher bekäme er auch so schnell keine Bewährung. Sein Freund Artis sei da besser. Der sei schon in einem minimum security prison und komme wohl bald raus, wegen guter Führung. Allerdings habe der ja auch zwanzig Jahre weniger Strafe gekriegt.

Ein Gefängnisbeamter, der ausschaut wie einer der green berets, mit Mecki-Haarschnitt und einer Nickelbrille, sagt plötzlich: »Carter hat das Interview abgesagt. Hier ein Brief von ihm. « Ich bin enttäuscht und lese in Carters Brief, daß er alle seine Energien auf das neue Verfahren konzentrieren wolle und nicht genügend Zeit und Neuigkeiten für ein Interview habe. Ein anderes. Mal, vertröstet er; nachder Entscheidung des Gerichts.

Vor dem Gefängnis wird mir übel. Meine innere Ohnmacht vor diesem unmenschlichen Gebäude überkommt mich auch körperlich. Als ich wieder zu mir komme, zwitschern durch ein Fenster der Krankenstation Hunderte von Spatzen aus dem Gefängnishof. Brotkrumen fliegen aus den vergitterten Fensternischen.

Konkret-Sport 1982, S. 76

**Robert Plieth**

# Beleidigung für Augen und Gefühle

**Der Bourgeois war verstört. Mit seinem Bild der "Ringer" holte Courbet 1853 das Proletariat in der Pariser Salon. Diese Regelverletzung bedachte die Kunstkritik einhellig mit dem Prädikat: "Meister der Schule des Häßlichen in seiner vulgären und niedrigen Gestalt."**

Siegreiche Athleten auf dem Treppchen, die Hände an der Naht des Trainingsanzugs, das Gold zwischen Herz und Niere mit durchgedrücktern Rückgrat und starrem Blick ins Irgendwo, während getragenes Trauermarschgetöne für Minuten die Sprechchöre verstummen läßt, so stehen sie da, man könnte glauben, nicht für sich, nein, für die Nation. 1968, als in Mexiko neben dem Australier Peter Norman die schwarzen Amerikaner Tommie Smith und John Carlos standen, stimmte für Momente nichts von alledem. Den Blick gesenkt, kämpften sie nicht mit der Rührung, die so manchen Athleten in solchen Augenblicken befällt, streckten sie ihre schwarzbehandschuhte Hand zur Faust geballt dem Publikum entgegen. Die sie laufen ließen und für die sie laufen sollten, die exceptionellen schwarzen Schweiß mit individuellem sozialem Aufstieg belohnen, wenn er nur für God's own country fließt, fühlten sich angefaßt, spürten, was noch symbolisch in die Luft gereckt war, schon in der eigenen Fresse. Die Ästhetik des Rituals war gestört, erfolglos der Bestechungsversuch geblieben, die Strafe aber - Tommie Smith und John Carlos wurden vorzeitig nach Hause geschickt -ein läppisches Symbol gegenüber der Geste der Bestraften.

Ebenso verstört und aggressiv reagierten schon 1853 die Bürger von Paris gegenüber einer Regelverletzung. Sie betraf nicht direkt ein sportliches Ereignis, vielmehr dessen Darstellung durch den Maler Gustave Courbet. Sein Bild, die *Ringer,* ausgestellt im Pariser Salon von 1853, der als Medienereignis durchaus Länderspielcharakter hatte, lehnte die Kritik einhellig ab und titulierte Courbet als »Meister der Schule des Häßlichen... in seiner vulgären und niedrigen Gestalt«. Den Grafen Nieuwerkerke, den Intendanten der schönen Künste im zweiten Kaiserreich, regte es zu Gedanken an: »Wir setzen uns zum Ziel, alle diejenigen, welche die Bezeichnung Künstler mißbrauchen, von den Volksmassen zu trennen.«

Der angesehene Großkritiker Théophile Gautier bezeichnete das Bild als »einfach verabscheuungswürdig«, Delacroix sparte nicht mit Vorschlägen an den Maler, dem er "Unfähigkeit zur Erfindung« attestierte, desgleichen »Mangel an Handwerk« und ihm letztendlich, weil der Hintergrund die Figuren erschlage, empfahl, »die Leinwand ringsherum um mehr als drei Fuß zu beschneiden«. Daß dieses Werk, dessen ästhetische Bewertung so katastrophal ausfiel, bis heute verfemt blieb und kaum abgebildet wurde, bezeugt nicht nur die Dauerhaftigkeit und Gewalt der Institution Kunstkritik, es regte aber auch den Hamburger Kunsthistoriker Klaus Herding an, nachzuforschen, »ob das abfällige Urteil allein auf ästhetischer Wirkung beruht oder ob sich dahinter ein größerer, sozialer Konfliktstoff verbirgt«.*

Dabei wirkt das Bild kaum rätselhaft oder hintergründig. Erst das Wörtlichnehmen der Darstellung gibt Hinweise. Wie ausgeschnitten heben sich die beiden Kolosse vom Hintergrund ab, in einer Stellung verkeilt, in der nichts mehr geht. Kein spektakulärer Schulterwurf, nicht die dynamische Bewegung athletischer Körper, nicht die Show im Sport also, die das Publikum je nach Veranlagung zum leiden den Nägelknabbern oder zu ekstatischen Draufhalterufen anfeuert. All das, was so ernst doch nicht genommen werden darf, was aber funkelt und sensationell ist, fehlt. Es kann auch gar nicht gemeint sein, denn Courbet hat das Publikum so weit von den Akteuren in die Bildecke verbannt, daß es sich weder zur Schau stellen noch wirklich erleben kann. So wundert es nicht, daß auch dem Bourgeois vor dem Bild kein »Fest für die Augen« geboten wird.

Wer das kaiserliche Hippodrorn, den Schauplatz des Ringkampfs kannte, mußte staunen über den ungepflegten Rasen auf dem Bild, die Bretterbude für das Publikum, eine Kulisse, in die bis heute keine Wettkämpfe vergeben würden, internationale schon gar nicht. Doch gerade dazu sollte das kaiserliche Hippodrom wie das Münchner Olympiastadion dienen, der Selbstdarstellung und Repräsentation des Regimes. Nicht Unfähigkeit oder fehlende Kenntnis bewegen Courbet zu dieser herabsetzenden Darstellung, es ist eine gezielte Regelverletzung, Umkehrung sanktionierter Sehweisen, Anschlag auf das Ritual festlich sonntäglicher Zerstreuung.

Die in den Mittelpunkt gerückten Ringer eignen sich nicht zur Überhöhung als Modellathleten, sind dreckig grau wie Kohlenträger, verweisen immer noch auf ihre Herkunft als bretonische Bauern, einem Stand, aus dem sich zumeist die Akteure solcher Kämpfe rekrutierten. Bis zu diesem Befund genau sehen die Kritiker, was Courbet angerichtet hat, die naheliegende Schlußfolgerung ist ihnen ungenießbar. Courbet hat dem Salonbesucher das Proletariat vor Augen gestellt - kein Thema. Gautier schreibt: »Wir haben in der Salle Montesquieu Blas (den wilden Spanier), Arpin (den unbezwinglichen Savoyer), Rabasson, den »Ozean« und die ganze Bande der Athleten gesehen, und sie erschienen uns fleischfarben wie andere Menschen auch. Courbets Ringer aber haben sich vorher in Ruß und Kohlenstaub gewälzt, wohl um noch besser zupacken zu können. Wie soll man bei hellichtem Tag im Hippodrom, wo der Maler seine Gruppe ansiedelt, derart finstere Schatten, solch düsteres Helldunkel, solche bleifarbene Höhungen, so ein Kellerlicht für möglich halten?... Für einen Realisten wie Courbet sind diese schwarzen Männer... recht verwunderlich.«

Die Kritik der Machart, der Appell an den Geschmack sind die traurigen Instrumente, die der offiziellen Kritik unter der Fuchtel der Zensur zur Verfügung stehen, ihr ideologisches Handwerk zu betreiben. Denn schon zu benennen, was sie kritisieren, käme Aufklärung gleich, riefe den Zensor hervor. Deshalb: Ablehnung ohne ein Wort zuviel, die gute Lüge bleibt objektiv.

Genauer noch als Gautier haben die Karikaturisten Nadar und Gill den Ringern auf den Leib geschaut. Gegenüber der globalen Charakterisierung der Athleten als schmutzig und niedrig enthüllt die Heraushebung der Details, mit denen Courbet die Kontrahenten verschiedenartig ausstattet, den wahren Konflikt. Während der Ringer mit der schwarzen Hose, der so arg in die Zange genommen ist, durchaus noch im akademischen Sinn idealen Vorstellungen eines athletischen Körpers nahekommt, treten dem Rotbehosten knotige Krampfadern aus den gespannten Muskelpaketen - Ausdruck mehr der Verarbeitung des Körpers als gymnastischer Pflege und Fitness. »Wie können sie sich mit ihren Krampfadern nur so fest auf den Beinen halten?« schreibt ironisch der Kritiker Loudon und bagatellisiert den Unterschied, indem er das beobachtete Detail auf beide Gestalten bezieht.

Rot und schwarz, besser Rot gegen Schwarz, der Kampf des Sozialismus mit dem Klerus: Nadar hat verstanden, was er verurteilt. Auf seiner Karikatur stattet er den schwarzen Ringer mit dem Prälatenhut aus, während Gill ihm eine Tonsur verpaßt, um ihn gleichermaßen im klerikalen Lager anzusiedeln. Die antiklerikale Haltung Courbets ging mit seinem sozialistischen Selbstverständnis einher, die Überlegenheit des roten Ringers ist durchaus einzuordnen in das Programm des Malers, der in den Tagen der Commune offen Partei nahm für das Proletariat.

1853 wählt er zur Darstellung des politischen Konflikts die Folie des Sports, dessen Ausübung eigentlich nur Sache des Bürgertums war. Die in dieser Zeit entstehenden Sportclubs nahmen nur wohlsituierte Bürger auf, zumal Arbeitern damals kaum ausreichende Freizeit zu einer vom Erwerbszwang losgelösten körperlichen Tätigkeit blieb. Courbet beschreibt den Riß im gesellschaftlichen Gefüge gerade dort, wo Gleichklang der Gefühle im spielerischen und zweckfreien Kräftemessen vorgeführt werden sollen, im Sport. Nicht umsonst ist das Fairplay die ideologische Wunschvorstellung des englischen Bürgers bis ins Geschäftsleben hinein, der Sport seine symbolische Gestalt. Was die Unterscheidung in wilde und tarifpartnerschaftlich korrekte Streiks in der Klassenauseinandersetzung ist, das wird in der Politisierung des Sports in moralisch korrektem Olympiaboykott und unmoralisches Faustheben der Black-Panther-Athleten dividiert. Die Arena des Sports als Stätte friedlichen Wettstreits ist das Symbol für die Domestizierung der Unterdrückten, die Hoffnung auf klassenübergreifende Harmonie, jede Regelverletzung dagegen bringt den Alltag zurück ins Sonntagsvergnügen.

---

* Die vollständige Argumentation ist nachzulesen in dem Aufsatz von Klaus Herding: »Les Gutteurs détestables« - Stil- und Gesellschaftskritik in Courbets Ringerbild, Jahrbuch der Hamburger Kunsthalle, Band 22

Konkret-Sport 1982, S. 78

**Ewald Lienen**

# Foul und Vorsatz

**Das Medienereignis sind die Einzeltäter. Warum das Fußballgeschäft brutaler wird, ist kein Thema.**

Brutalität in der Bundesliga? Man kann es nicht mehr hören, und außerdem ist das Thema erschöpfend behandelt worden.

Eben nicht. Sicher: Es ist viel darüber geschrieben worden. Aber die Art und Weise und das Ergebnis sind äußerst unbefriedigend. Es ist unseren Medien gelungen, sich dieses Themas zu bemächtigen und es gleichzeitig totzureden. Anstatt nach Ursachen und Änderungsmöglichkeiten zu suchen, wird gezielt an den wichtigsten Punkten vorbeidiskutiert.

Wie funktioniert dieses Spielchen? Wie kann man einen Heidenlärm um eine Sache machen und trotzdem dafür sorgen, daß alles bleibt, wie es ist? Ganz einfach: Man bausche die spektakulären Einzelfälle auf, löse die übertriebenen Vorwürfe anschließend wohlgefällig auf und verschweige durchgängig die alltägliche Brutalität auf dem grünen Rasen und hinter den Kulissen.

Schauen wir uns diesen Mechanismus etwas genauer an: Grundvoraussetzung ist das Verschweigen der täglichen Gewalt der vielen kleinen und größeren Regelwidrigkeiten mit Verletzungsrisiko, der ständigen physischen und psychischen, sprich verbalen Einschüchterungsversuche. Dadurch wird der Eindruck erweckt, daß alles mit rechten Dingen zugeht und gleichzeitig die Möglichkeit geschaffen, sich ausschließlich um die spektakulären Einzelfälle zu kümmern. Als Brutalität gilt nur noch das folgenschwere Foul an einzelnen Spielern, während all die anderen genauso bösartigen und oft noch viel übleren, aber ohne ernste Folgen bleibenden Fouls der Kollegen unerwähnt bleiben.

Wie geht es nun weiter? Ein Spieler, der spektakulär gefoult hat, wird zunächst, vor einem Millionenpublikum als Übeltäter, als Buhmann der Nation abgestempelt. Damit ist das zweite wichtige Ziel erreicht: Brutalität erscheint nicht nur als seltenes Phänomen, sondern auch als individuelles Fehlverhalten. Es steckt System dahinter, nicht das verantwortliche System, sondern Einzelfälle anzugreifen. So saßen denn auch für das zweite Halbjahr 1981 Siegmann und Günther als Sündenböcke stellvertretend auf der Anklagebank.

Stellvertretend für die Bundesliga, deren ständig vorhandene Brutalität das Spiegelbild unserer Ellenbogengesellschaft ist, in der jeder Einzelne für sich allein kämpft. Sie ist gleichzeitig Ausdruck des Leistungsdenkens, so daß die Spieler ihren eigenen finanziellen Erfolg höher einstufen als solidarisches Verhalten und die Gesundheit ihrer Kollegen. Bundesligafußballer konkurrieren ständig um Stammplätze, Prämien, Gehälter und Verträge.

Von der Phase I, die einige Tage anhält, kommen wir zur Phase II, in der insbesondere die Boulevardpresse aus der eigenen Panikmache und Hysterie Kapital schlägt: Drohbriefe, Beleidigungen, Morddrohungen »Bild«-fanatisierter Anhänger und Polizeischutz für die Familie des vermeintlichen Einzeltäters liefern neue Schlagzeilen, bevor die alten abgenutzt sind, und leiten Phase III der Berichterstattung ein: Aus dem rücksichtslosen Treter« - der sich inzwischen bei seinem Opfer entschuldigt hat - wird der »reumütige Sünder«

dem Täter das bemitleidenswerte Opfer einer Hetzkampagne, was ausnahmsweise richtig ist. Genau das war die Absicht: Von den Ursachen ablenken durch eine Scheinjagd auf Einzelne, die dann als »ungerecht« entlarvt wird. Das Ziel ist erreicht: Ohne wesentlichen öffentlichen Widerspruch kann nun das gesagt werden, was man von Anfang an für richtig hielt:

Zugegeben, es war ein Foulspiel, aber können wir dem Spieler wirklich unterstellen, daß er es absichtlich oder vorsätzlich begangen hat? Wir können doch unmöglich behaupten, daß er eine Verletzung tatsächlich gewollt oder auch nur in Kauf genommen hat. Schließlich galt sein Angriff in erster Linie dem Ball. Und Foulspiele im Zweikampf um den Ball passieren in jedem Spiel dutzendfach. Wenn es dabei hin und wieder zu einer schweren Verletzung kommt, so ist dies zwar sehr bedauerlich, aber doch kaum zu vermeiden. Verletzungen lassen sich im Fußballsport einfach nicht ausschalten. Und Unfälle wie dieser können eben immer mal passieren. Angesichts der letzten Folgen müssen wir uns wirklich fragen, ob die Vorwürfe der ersten Stunde nicht etwas verantwortungslos waren. Im übrigen ist diese Spielweise in der Bundesliga doch an der Tagesordnung und wird seit Jahren von vielen Spielern praktiziert, ohne daß es häufig zu schweren Verletzungen gekommen wäre. Und seien wir doch mal ehrlich: So schlimm war die ganze Sache doch nun auch wieder nicht. Ein Allerweltsfoul eben mit bedauerlichen, aber ungewollten Folgen.

Natürlich läuft der Mechanismus in dieser lupenreinen Form »nur« in den unseligen Boulevardblättern unserer Republik ab, für die Sex and Crime nichts weiter ist als eine Möglichkeit, die Auflage zu erhöhen. Daß diese Abfallprodukte unserer »freien« Presse nichts Grundlegendes an der Bundesliga kritisieren, sondern alles beim alten lassen wollen, ist ihre Geschäftsgrundlage: Aufgeklärten und für Ursachen von Brutalität sensibilisierten Lesern können einzelne Fouls oder Verletzungen schwer bis gar nicht als Sensation verkauft werden.

Die Besitzer dieser Gazetten denken natürlich noch einen Schritt weiter: Sie brauchen den unmündigen Bürger nicht nur, damit er ihre Produkte kauft, sondern sie brauchen ihn in erster Linie, um eine generelle Kritik an unserer Gesellschaftsordnung zu verhindern, eine »Ordnung«, die die Existenz der »Bild«-Zeitung ermöglicht und sichert. In diesem Zusammenhang spielen auch die beschriebenen Scheingefechte gegen Brutalität noch eine zweite Rolle: Sie füllen die Blätter und lenken von den wichtigen gesellschaftspolitischen Problemen ab.

Auch wenn das Vermarktungsinteresse an der Brutalität auf dem Rasen nicht so offensichtlich ist, wird auch in vielen anderen Tageszeitungen und Sportmagazinen die tägliche Gewalt übersehen. Eine ernsthafte, über einen längeren Zeitraum stattfindende Problematisierung des Themas gibt es nicht, obwohl durchaus starker öffentlicher Druck auf die Verantwortlichen ausgeübt werden könnte. Im Verlauf einer aktuellen »öffentlichen Diskussion« gibt es auch immer wieder eine ganze Reihe guter Artikel mit brauchbaren Erklärungen und praktizierbaren Vorschlägen, es gibt gutgemeinte, aber an den Ursachen vorbeigehende Appelle, doch sie schlagen nicht durch, bleiben in der Minderheit und dringen nicht ins Bewußtsein der Leute.

Und die Sportjournalisten? Viele dürfen, wollen oder können nicht erkennen, wie brutal und rücksichtslos um sportlichen und damit finanziellen Erfolg gekämpft wird, wie fragwürdig vieles ist, was sich im Stadion und hinter den Kulissen abspielt, wie fragwürdig vor allem ihre eigene Berichterstattung ist. Sie scheinen sich nicht darüber im klaren zu sein, wieweit sie selbst die Brutalität nicht nur tolerieren, sondern durch ihre Leistungsbeurteilungen mitverursachen: Indem Anerkennung von der sportlichen Leistung abhängt, wird der sportlich unterlegene Spieler zum minderwertigen Menschen und folgerichtig dazu verleitet, sich gegen eine drohende Niederlage mit brutalen Mitteln zu wehren. Andererseits wird ein sportlich sehr erfolgreicher Spieler wie zum Beispiel Karl-Heinz Rummenigge zum unantastbaren Helden der Nation, der unter dem Schutz seiner übergroßen Wertigkeit vergleichsweise selten brutalen Angriffen ausgesetzt ist.

Wenn wir wollen, daß Fußball wieder ein schöner, spielbetonter und fairer Sport wird, müssen wir zumindest jene Strukturen innerhalb der Bundesliga abzuändern versuchen, die den bereits bestehenden Existenzkampf noch fördern oder begünstigen. Dazu gehört das Gehaltssystem. Ich denke, wenn die Bezahlung der Spieler angeglichen wird und diese von Spieleinsätzen und damit von der Entscheidung beziehungsweise Leistungsbeurteilung des Trainers unabhängig gemacht werden, und wenn darüberhinaus mehr für die Zukunftssicherung der Spieler getan wird, würde der fehlende wirtschaftliche Druck sportliche und spielerische Kräfte freisetzen. Der Bundesligafußball ist deshalb zu einem brutalen Existenzkampf heruntergekommen, weil sportlicher Ehrgeiz durch teilweise rücksichtslosen finanziellen Ehrgeiz ersetzt worden ist.

Konkret-Sport 1982, S. 80

**Volker Kühn**

# Olympisches

**Wir wollen die Spiele heiter**
**sagen die Ernsthaften.**
**Die Sorge steht ihnen auf der Stirn.**
**Wir wollen die Spiele unpolitisch**
**sagen die Politiker.**
**Der Regierungssprocher erläutert**
**einen entsprechenden Kabinettsbeschluß,**
**der während der Halbzeit**
**im Stadion gefaßt worden war.**
**Dabei sein Ist alles**
**fordern die Rekordinhaber.**
**Die Favoriten für Gold, Silber und Bronze**
**machen sich diese Forderung zu eigen.**
**Wir wollen Amateure,**
**sagt der Funktionär**
**und nimmt Gelegenheit,**
**für die großzügige Sporthilfe**
**zu danken.**

**Ich finde keine Worte mehr,**
**stöhnte Trainer S.,**
**als er von dem Doping-Zwischenfall erfuhr**
**und verlangte noch einem Kognak.**
**Sport erhält jung, gestand das Springer-As von London -**
**Silber und Bronze 1908 -,**
**als die Sprache aufs Amateur-Statut kam,**
**und rieb sich die rheumatische Lende.**

**Ehrlich**
**Sportsfreunde**
**Ich komme da**
**nicht mehr mit.**

**Selbst Müller 11 fährt einen Markenwagen,**
**und seine Frau soll heimlich still und leise**
**dreimal die Woche Ihre Buntwäsche reinweichen.**
**Ganz zu schweigen von Beckendorfer,**
**der neuerdings nur noch politisch bolzt,**
**wie gewöhnlich gut unterrichtete Kreise berichten.**

**Er tritt den Elfmeter ausschließlich zu Nutz und Frommen**
**des konservativen Fortschritts,**
**wenn es sowas gibt.**
**Hat er gesagt.**
**Der Sport ist eben auch nicht mehr**
**was er mal war.**
**Die Moral der Sportler hat,**
**so hört man,**
**in den letzten Jahren**
**erhebliche Tiefschläge**
**einstecken Museen.**
**Mark Spitz soll Umgang mit Delphinen haben,**
**und die charmante Volleyballerina Kim Zung Bokh, Korea,**
**soll sich in der Damenriege als Hahn im Korb fühlen.**
**Solange sie sich der Sexkontrolle entzieht,**
**bleibt die Vermutung,**
**Kim sei in Wahrheit ein Mann,**
**nichts als eine Vermutung.**

**Die Tatsache,**
**daß sich Collett und Matthews**
**zu dem Zeitpunkt,**
**da die Welt sie ehren wollte,**
**Witze erzählt haben,**
**ist politisch zu werten,**
**sagte der Verbandspräsident.**
**Daraufhin sah man von der Ehrung ab.**
**Und was sagen die Sportler?**
**Sie hüllen sich in Schweigen.**
**Schließlich ist vor, während**
**und unmittelbar noch der Disziplin**
**die Unterhaltung mit dem Ausübenden**
**strengstens untersagt.**

**Obwohl -**
**Kiesmüller soll versucht haben,**
**seinen Rivalen**
**während der 3 x 100 m-Staffel**
**politisch zu agitieren,**
**um so die Kampfmoral seines Gegners**
**systematisch zu untergraben.**
**Kiesmüller ging als erster durchs Ziel.**
**Er brach alle Rekorde,**

**strafte alle Prophezeiungen Lügen,**
**setzte den ganzen Büchmann außer Kraft:**
**SCHWEIGEN IST SILBER**
**REDEN IST GOLD.**
**Kiesmüller ist der Größte,**
**Gott sei's geklagt.**
**Möglicherweise**
**hat er von Sigismund Beutemeier gelernt,**
**der Anno 52 beim Hürdenlauf zu Helsinki**
**seinem Kontrahenten Mark Bull**
**kurz vor dem Ziel**
**eine politische Losung zuzischelte.**
**Medaillen-Anwärter Bull**
**strauchelte daraufhin**
**und brach vor der letzten Hürde zusammen,**
**wie man weiß.**
**Seine Kampfmoral wer gleich null.**
**Er will gehört haben,**
**wie man ihm**
**LIEBER TOT ALS ROT**
**zugerufen hat.**
**Der Slogan traf ihn**
**wie ein Keulenschlag**
**mitten im Hindernissprung.**
**Mark Bull entstammt,**
**wie man hört,**
**dem berühmten Apatschen-Geschlecht.**
**Er hat eine indianische Großmutter**
**Im Stammbaum.**

**Die Sportler aber hüllen sich in Schweigen**
**wie Smith und Carlos,**
**die Schnellsten der Schnellen,**
**die braunen Bomber von Mexiko,**
**die auf dem Sieger-Podest unvermittelt**
**und einfach so mir-nichts-dir-nichts**
**die Black-Panther-Faust**
**in den heiteren Himmel reckten.**
**Woraufhin sie natürlich**
**nicht mehr die Schnellsten waren.**
**Man verwies sie vom Platz**
**beziehungsweise auf die Position**
**»ferner liefen«**

**beziehungsweise auf das Beispiel,**
**das der Turnvater Jahn uns gab.**
**Brachte er doch das Kunststück fertig,**
**bei der Siegerehrung**
**einen tiefen deutschen Diener zu machen**
**und gleichzeitig erhobenen Hauptes,**
**blauäugigen Blicks**
**die Fahne dort oben zu streicheln.**
**Mit getragenem Ernst,**
**wie es sich gehört,**
**und allem Anschein nach**
**inzwischen**
**verlernt hat.**

**Wir wollen die Spiele heiter,**
**sagte der Funktionär,**
**und machte ein düsteres Gesicht.**
**Dem Ernst der Lage angemessen.**
**Das Volk**
**auf den Rängen**
**lachte sich tot.**

**Man spricht**
**von einem**
**vermeidbaren**
**Unfall.**

Konkret-Sport 1982, S. 82

**Wolfhard Klein**

# Der DFB - Ein Einziger Strafraum

**Ein Blick zurück ist ein Blick nach vorn: Ein Volk, ein Reich, ein Fußballbund**

Im Januar 1900 wurde der deutsche Fußballbund in Leipzig gegründet. Anwesend waren 38 Delegierte, die für 86 Vereine sprachen. Gründungslosung: »Man setzte Deutschland nur in den Sattel, reiten wird es schon können.« Die Gründung war eigentlich gar nicht vorgesehen, sondern nur die Einsetzung einer elfköpfigen Gründungskommission. Es gab Delegierte ohne Gründungsvollmacht, Delegierte mit eingeschränkter Vollmacht. Abgestimmt wurde trotzdem. Ein Lehrstück in Verbandsdemokratie. Mit 64 zu 22 Stimmen wurde der DFB aus der Taufe gehoben. Peinlichkeiten gab es schon in der Gründungssitzung: Mit einem Antrag sollte durchgesetzt werden, daß die Fußballer aus Prag als »nicht reichsdeutsch« keine Mitglieder werden sollten. Zu Ende ging die Gründungsversammlung mit einem Besäufnis oder vornehmer: mit einem Commers. Der DFB feiert heute noch gerne.

Der DFB stand, so ein Funktionär 1913, »bei seiner Gründung in der patriotisch-völkischen Tradition der jungen Deutschen Spielbewegung und mühte sich, alles Angelsächsische und Undeutsche fernzuhalten und das deutsche Fußballspiel zu einer zuchtvollen Schule männlicher Charakterbildung und kämpferischen Siegeswillens zu machen«.

Im ersten Fünf-Jahres-Bericht des Essener Sportvereins, der 1899 gegründet wurde, heißt es über die schwierige Anfangszeit des Fußballs: »Groß und voll gerechten Ruhms steht Essen in der Geschichte der modernen Welt da. Zumeist wohl in enger Verbindung mit dem Namen Krupp. Und doch ist gerade für die Arbeiterstadt Essen eine außergeschäftliche Betätigung der Kräfte von besonderer Wichtigkeit. Wir meinen eine körperliche Betätigung und Spiel. Turnen und Sport zur Erhaltung des in Staub, Rauch, hitzegeschwängerter Luft der Arbeitsstätten und der dumpfen Bureauatmosphäre erschöpften und mißbrauchten Organismus. Leider aber hat man für alle Bestrebungen auf vorgenannten Gebieten leiblicher Ausbildung in Essen noch recht wenig Verständnis. Ja, man legt sogar allen derartigen Bestrebungen einen möglichst schweren, großen Hemmschuh an. Warum?«

Die Zurückhaltung der Essener Herren mit dem Geld war aus Sicht der braven Fußballgründungsväter tatsächlich völlig unverständlich, war doch die Richtung, in die sie wollten, schon eindeutig festgelegt. Der Groschen fiel dann aber schnell, die Obrigkeit wußte recht bald den neuen Sport zu nutzen. Kriegsminister Falkenhayn war, schon 1913, Mitautor im Fußballjahrbuch: »Neben der Ausbildung von Kraft und Gewandtheit beim einzelnen Spieler schätze ich bei ihrem Sport als besonderen Vorzug die Erziehung zur selbstlosen Opferwilligkeit des Einzelnen und zur Zurückstellung des persönlichen Ehrgeizes im Interesse des gemeinschaftlichen Erfolges und ebenso die Unterwerfung unter die Anordnung des Parteiführers, des Schiedsrichters, der Vereinsleitung und in größeren Verhältnissen des Bundesvorstandes. Das sind Disziplin fördernde Eigenschaften, deren eifrige Weiterpflege von ihrer Seite dem Heereseinsatz zum Vorteil gereichen werden.« Was sie ja dann auch bald taten. Der Kronprinz zog an einem Strang mit seinem Minister, stiftete 1918 zwei Pokale und bezeichnete Fußball als geeignete vormilitärische Übung.

Der DFB siedelte nach Berlin um. Die Funktionäre orientierten sich nach oben. In Berlin, so ein Funktionär, »ließ sich die immer wichtiger werdende Fühlungsnahme mit staatlichen Behörden in bestem Maß verwirklichen«. Zum ersten Mal war man wer und war dabei. Viele Fußballer im Heereseinsatz und die Funktionäre bei der Reichsführung.

In den zwanziger Jahren floß dann auch das Geld von Krupp, von Siemens, Continental und anderen Firmen. Und bei der Feier des 25-jährigen Bestehens des DFB, 1925 in Leipzig, waren Reichspräsident von Hindenburg und Außenminister Stresemann selbstverständlich unter den Gratulanten. Fußball hatte sich durchgesetzt, das Fußballverbot an Schulen war aufgehoben, die Lustbarkeitssteuer weggefallen, die großen Städte bauten Stadien, und die Sportartikelindustrie witterte ein Geschäft. Sie verbilligte 15.000 Paar Jugendfußballschuhe und 7.000 Bälle.

Bis heute hatte der Deutsche Fußballbund, im Januar wird er 82 Jahre alt, - nur fünf Präsidenten. Präsident von 1925 bis 1945 war Felix Linnemann, von Beruf Kriminalrat und als solcher im 3. Reich in der SS. Über die Liquidation des bürgerlichen Sports, bei der der Deutsche Fußballbund als Fachamt Fußball in die Sporteinheitsorganisation der Nazis überführt wurde - wie das damals und bei Funktionären des DFB auch nach dem Krieg noch hieß - und zwar bei Wahrung der personellen Kontinuität, schreibt Linnemann in einer DFB-Broschüre 1950: »Manches Hemmnis fiel, die zentrale Macht wurde gestärkt.« Im 3. Reich und auch danach: Diktatoren, ob Hitler oder Videla, sind für maßgebliche Funktionäre des DFB die wahren Förderer des Sports. Wer sich nicht anpaßt, landet im KZ. Den DFB-Funktionären ist das nicht passiert.

Nur 28 Minuten dauerte die Sitzung, in der Linnemann 1933 von den Funktionären des DFB ermächtigt wurde, »alle sachlichen und personellen Maßnahmen zur Eingliederung des Fußballsports in das Programm des Reichssportkommissars und die Umgestaltung des DFB vorzunehmen. Für sein Wohlverhalten wurde der DFB belohnt. Erfahrene DFB-Funktionäre wurden Gaufachleiter, die Zentralisierung in Gaue und Gauklassenmannschaften entsprach den Wünschen des

Fußballbundes. Karl Koppehel, damals Reichsschiedsrichterobmann, war 1950/51 Mitglied des Geschäftsführenden Vorstandes des deutschen Fußballbundes. Er schrieb 1954 in einer vom DFB herausgegebenen Geschichte des Deutschen Fußballsports über jene Zeit: »Viele Schranken und Hemmnisse für die Entwicklung des Fußballsports fielen, weil das jetzt herrschende politische System sie hinwegräumte.« 1954 hatte dieser DFB-Funktionär die Vernichtung des Arbeitersports und des jüdischen Sports schon verdrängt. Kein Wort darüber, daß als Jugendlicher nur Fußball spielen konnte, wer gleichzeitig der Hitlerjugend angehörte. Im 3. Reich schwamm der DFB in brauner Soße. Als alles vorbei war, gab es keine kritische Aufarbeitung, sondern Würdigungen. Dr. Georg Xandry in Köhlers illustriertem Fußballkalender 1951: »Zum Glück des DFB und damit des Deutschen Fußballs überhaupt gab es in personeller Hinsicht sowohl in der Spitze als auch in den Gauen nur wenig Veränderung. « Weder personell noch ideologisch gab es Brüche. Weder auf dem Weg des DFB von Weimar ins 3. Reich, noch beim Schritt vom 3. Reich in die neue, die Bundesrepublik. Nationalspieler und SS-Mann Rudi Grammlich saß nach dem 2. Weltkrieg im DFB-Vorstand, auch Guido von Mengden gehörte zu den Funktionären, die ihre Karriere im bundesrepublikanischen Sport fortsetzen konnten. Unter Hitler hatte von Mengden die Nationalspieler »vor ihrem Gewissen in den Ehrenstand des politischen Soldaten des 3. Reiches« erhoben. Daß der Nationaltrainer des braunen Fußball, Sepp Herberger, Nationaltrainer im bundesdeutschen Fußball wurde, sagt nichts über Herbergers Gesinnung, entspricht aber der dem DFB eigenen Logik der Kontinuität.

Peco Bauwens, erster Nachkriegspräsident des DFB, schon 19 10 Nationalspieler, nach dem 1. Weltkrieg internationaler Schiedsrichter, schrieb im »Spiegel« 1949: »Wir haben draußen wieder viel gut zu machen, die anderen aber auch einiges an uns.« Bauwens Vergangenheitsbewältigung liest sich so: »Das Kaiserreich gehört der Geschichte an, die Weimarer Republik mußte dem tausendjährigen Reich weichen, dieses sank in Trümmer, aber der pralle Lederball rollte. « Das war 1954. Der braune Ball war prall geworden.

In der Gründungsgeschichte des Essener Sportvereins aus dem Jahre 1904 heißt es: »Wir wollen eins nicht unerwähnt lassen, das völkische Empfinden und das diesem Empfinden entsprechende Handeln. Beides schließt den sportlichen Verkehr mit anderen Völkern nicht aus. Dagegen halten wir es für ein selbstverständliches Gebot vaterländischer Denkungsweise, daß überall da, wo das Deutschtum um die Erhaltung seiner Eigenheit schwer zu kämpfen hat, wir auf Seiten unserer Landsleute stehen, ganz gleich, ob die eine oder andere ihrer Handlungen nicht ganz einwandfrei ist. Völkischen Interessen haben sich sportliche Rücksichten unter allen Umständen unterzuordnen.« Dieser Satz könnte jüngeren Datums sein. Der alte Geist der Funktionäre ist auch der neue. Als es im 3. Reich mit dem Fußball zu Ende ging, zuletzt wurde in siebener Mannschaften zwei mal dreißig Minuten lang gespielt, stand der DFB nicht vor dem Nichts. Die Leute, die den DFB in der Weimarer Republik und unter Hitler repräsentiert hatten, schufen den neuen DFB im alten Geist. Dr. Xandry schreibt 1951: »(Es) wuchs mit dem Jahr 1949 unter der wegweisenden Führung von Dr. Bauwens der neue, im Grunde aber alte DFB wieder empor. In ihm beseelte der gleiche Geist, der gleiche Wille, das gleiche Streben die Männer, die heute dem Fußball organisatorisch den Weg weisen.«

Die Siegermächte wollten die Wiedereinführung der alten Vereinsstrukturen unterbinden. Sie wollten den Spielbetrieb in die Hände der Kommunen legen. Sportler und vor allem Funktionäre schafften es, den Fußball wieder in die eigenen Hände zu bekommen. Die Neugründung des DFB fand ohne die Genehmigung der Siegermächte statt, 1949. 1950 war der Fußballverband ' bereits wieder hoffähig: 13.000 Vereine, 54.000 Mannschaften, 1,4 Millionen Mitglieder. Mit dem Sieg bei der Weltmeisterschaft 1954 »war man wieder wer.« Seinen Erfolg erklärt sich der DFB in einer Broschüre zum sechzigjährigen Bestehen so: »Es gibt kein besseres, notwendigeres, billigeres, wirksameres und sittlicheres Mittel als sportliche Betätigung, um die durch Kriege, Kriegsfolgen und die Zeitverhältnisse gewaltig gestiegene körperliche, geistig-seelische, moralische und soziale Not der Jugend zu mildern.« Der Aufstieg des Deutschen Fußballbundes zum mächtigsten Fachverband im Deutschen Sportbund war unaufhaltsam. Hermann Neuberger, der heutige DFB-Präsident, gilt als Königsmacher der Sportbundpräsidenten Kregel und Weyer. Die Fußballfunktionäre schritten bei ihren Bundestagen zur Wiederwahl der Vorstandsmitglieder. Der ehemalige Präsident, Neuberger-Vorgänger Gösmann, klagte bitter darüber, daß Nationalspieler bei der Nationalhymne nicht mitsingen und begrüßte Ex-Bundestrainer Herberger beim DFB-Bundestag 1969 als »Altbundeskanzler«.

Die Süddeutsche Zeitung schreibt: »Vor allem auf Funktionärsebene wurde besonderer Wert auf das zackige Zusammenschlagen der Hacken gelegt, vor dem Kaiser und seinen Generälen, vor dem Führer und seinem Reichssportführer, vor noch jedem Innenminister, den jede Republik für den Sport zuständig sein ließ. DFB-Führer begreifen ihre Organisation als Selbstzweck, Hochleistungssport als Askese-Schule, als ideales Feld von Einübung von Befehl und Gehorsam.« Der DFB ist so etwas wie ein Staat im Staat. Sein Geld kassiert er aus Einnahmen der Länderspiele und aus Abgaben der Profivereine. Er ist der zweitgrößte Fußballverband der Welt, besitzt Grundstücke, Häuser und Einfluß. Er verfügt über eine eigene Sportgerichtsbarkeit, verhängt Sperren über Lizenzspieler, die Berufsverboten gleichkommen, toleriert mit Ablösesummen modernen Menschenhandel, kann Forderungen, etwa bei Stadienbauten für die Lizenzvergabe durchdrücken, und seine Proficlubs sind immer noch Gemeinnützige Vereine und keine Aktiengesellschaften.

Die Funktionäre, so die Süddeutsche Zeitung, reisen durch die Lande wie die Herrscher aus dem Morgenland. DFB-Präsident Neuberger behauptet, Spieler seien zu ersetzen, Funktionäre nicht, und da muß was dran sein, denn zum Länderspielaufgebot des DFB gehören nicht selten Begleitdelegationen, die doppelt so stark sind wie die Kader der Aktiven. Willi Schulz, ehemaliger Nationalspieler, über die Funktionäre: »Wenn wir auf der Bude lagen, turnten die auf Barhockern, manchmal noch was Besserem rum.«

Der Funktionär schlechthin ist DFB-Präsident Hermann Neuberger. Schon der Vater gründete einen Fußballverein. Der Lehrersohn Neuberger über sich selbst: »Kann sein, daß ich autoritär bin.« DFB-Bedienstete laut »Capital« über Neubergers Führungsstil: »Diktatur und lückenlose Überwachung aller Mitarbeiter. « Die »Welt« über Neubergers Werdegang: »Das Internat, eine braungefärbte Erziehungsanstalt mit gehörigem Drill, hatte die Grundlage geliefert, um einen zuverlässigen Hauptmann im Generalstab abzugeben. Hauptmann Neuberger war Ende 44 einer der jüngsten seiner Zunft in ganz Deutschland.« Und er war der jüngste Fußballpräsident der Welt, im Saarland 1950. Neuberger ist Multifunktionär, Spielbankdirektor, Lotto-Toto-Präsident, war Aufsichtsratsvorsitzender der Saarbrücker Volksbank, Werbechef einer Brauerei und auch mal Journalist. Diese Karriere ging allerdings über Nacht zu Ende, als Neuberger 1952 im »Saarbrücker Sportecho« die Schlagzeile formulierte: »Erfreuliche Nachricht, die Saar-Klubs kehren nach Deutschland zurück.«

Daß Neuberger im Fußballbund das Handtuch wirft, ist nicht abzusehen. Er ist nicht nur DFB-Präsident, sondern auch zweiter Mann der Weltfußballorganisation FIFA, ein Mann mit Durchsetzungsvermögen, dem es gelang, 1974 neun Weltmeisterschaftsstadien teils neu zu bauen, teils aufwendig renovieren zu lassen. Auf Kosten der Steuerzahler. Neuberger gilt als Chef der Saar-Seilschaft, der laut »Spiegel« keinen seiner Freunde verkommen läßt und der laut »Capital« von sich sagt: »Zum Sport gehört ein bißchen Demokratur. «

Auch so etwas ist nicht neu im DFB, das war schon mal da. Es ist überhaupt wenig neu im DFB. Die Verwaltung des Fußballs hat, schaut man sich alte und neue Dokumente an, etwas Statisches. Schiedsrichterärger ist Schnee von gestern. Die Essener Fußballväter schrieben: »Am 10. August 1901 sahen wir uns gezwungen, beim Verbandsvorstand Protest einzulegen gegen die Art und Weise, in der der Schiedsrichter am 4. August desselben Jahres im Spiel gegen den Duisburger Spielverein sein Amt ausgeübt hat.« Sowas ist auch heute noch Fußballalltag. Und auch Probleme, die Bundestrainer Jupp Derwall etwa mit Bernd Schuster hat, wenn er sagt, Nationalspieler müssen charakterlich einwandfreie Kerle sein und nach außen hin den DFB, Verbände, Vereine, Mannschaften und Land würdig vertreten, dann findet sich dazu bereits eine entsprechende Passage im Dokument aus Essen: »Die Grundsätze, nach denen bisher der Verein geleitet worden ist, und die in dem Bestreben gipfeln, bei Aufnahme nicht in erster Linie auf die Spieltüchtigkeit, sondern auf ordentliches Betragen und anständige Gesinnung des Aufnahmesuchenden zu sehen, dürfte als zweckmäßig anzusehen und auch für die Folge zu beachten sein. « Sie werden beachtet. Heute wie 1899.

Ein Blick zurück bedeutet beim DFB ein Blick nach vorn. Dazu ein letztes Beispiel. Bei der Fußballweltmeisterschaft in Argentinien besuchte der NS-Oberst Rudel die Deutsche Nationalmannschaft im Trainingslager. DFB-Präsident Neuberger dazu: »Ich hoffe doch nicht, daß man ihm seine Kampffliegertätigkeit im zweiten Weltkrieg vorwerfen will. Ein anderer Sportfunktionär hatte sich schon mal zu Rudel geäußert. Guido von Mengden, Stabsleiter der NS-Sportorganisation, höchster Hauptamtlicher Funktionär des "Deutschen Sports in den Jahren 1936 bis 1945. Wieder Sportfunktionär von 1954 bis 1963. Mengden begann seine Funktionärskarriere im Deutschen Fußballbund. Er war Pressewart in den entscheidenden Jahren 1933 und 1934. Mengden schrieb 1943 über Rudel im Sportdienst: »Mit fanatischem Eifer ringt die Heimat um die größte Arbeitsleistung und um eine der Front würdige Haltung. In unseren Soldaten aber hat sich der Heroismus des Einzelkämpfers zu mystischer Größe gesteigert. Wenn alle Weltrekordtabellen längst vergessen sind, werden in den Heldenliedern unseres Volkes die Taten eines so einzigartigen Mannes, wie Oberst Rudel es ist, weiterleben. « Mengden war ein guter Prophet und sicher ein untadeliger Sportsmann. Die Affäre Rudel war nur ein Tupfer im skandalösen Verhalten des DFB bei der Vorbereitung und Durchführung der Fußballweltmeisterschaft in Argentinien. Mit der Militärjunta hat DFB-Chef Neuberger als Organisator der Weltmeisterschaft hervorragend kooperiert. Über konkrete Hilfe für politisch Unterdrückte in Argentinien durch den Deutschen Fußballbund ist nichts bekannt. Der DFB versteht sich selbst als unpolitischer Verband. Zum Rudelbesuch sagte der Pressesprecher des Fußballbundes Gerhardt das habe mit Politik nichts zu tun.

Es gibt Zufälle und Zwangsläufigkeiten. Daß zu den Gründungsmitgliedern des Essener Sportvereins Fritz und Max Gerhardt gehörten, und daß eine Namensgleichheit mit dem Pressesprecher des DFB besteht, mag so ein Zufall sein.

Konkret-Sport 1982, S. 86

**Ludwig Fels**

# Mein Fan

Der Fan macht vor Spielbeginn wie fast jeder andere auf zünftig, knallt sich ein paar Bier und Heißmacher rein und runter, knackt ein Paar Würstchen im Stehimbiß, dann eilt er heimzu, fürs Zuschaun gestärkt, lupft daheim das Guiness Buch der Rekorde aus dem Regal und ein Altes Testament in Blindenschrift dazu, tippt tänzelnd mit dem linken kleinen Zeh die An-Taste des Fernsehers, stemmt die Pfunde Papier eisern hoch und lang über seinem Kopf, während er hirnchenwild dem Aufschrei der Volksmassen im Stadium des Stadions entgegenfiebert, voll aufgedreht die Lautstärke. Was er bedauert: daß seine Zimmerleuchte kein Flutlicht spendet. Bei Halbzeit hockt er sich sportlich in den Sessel.

Der Fan, den ich meine, liebt Körper über alles, vor allem mit dem Kopf, nur nicht in seiner unmittelbaren Nähe, oft träumt er von nackten, haarigen Kriegern auf blutweichem Rasen, hat keine Probleme mit der Ästhetik und der anatomischen Beschaffenheit trainingsgereifter Genitalapparate; für ihn ist Sport, was männlich wirkt. Mitunter bedrückt es ihn, aber nur ganz geringfügig, daß es noch keine Psychobuilding-Center gibt, kein Fitnessprogramm zur Entwicklung eines athletischen Gehirns. Muskeln sind ja nicht so seine Stärke. Wenn es so etwas wie Schweißspray gäbe, würde er es sofort besorgen und sich damit odorieren, tierisch riechen, einen harten Duft verströmen. Auch würde er gern mal eine Fernbedienung zum Lenken der Fußbälle konstruieren, mit der die Zuschauer imstande wären, ins Spielgeschehen eingreifend ihren Tatendrang nutzbringend abzubauen.

Mein Fan streßt sich. Extra einen Turnerdress hat er sich gekauft, um nicht gar so zivil zu wirken in seiner Freizeit. Marathon ist eines seiner Lieblingswörter. Sonntags, wenn er aus der Stadt ins nächste Dorf auf den Fußballplatz fährt, trägt er seinen Trainingsanzug mit betont sportlicher Note, fachsimpelt hinterm Sägemehlstreifen mit Einheimischen über die Unverdorbenheit der Laienbolzer. Zudem sind die Brotzeiten auf dem Land auch nicht zu verachten.

Er, der Fan, ist in lichten Augenblicken weder so beknackt noch so krawallgeil, um zum Wochenende ins Stadion zu pilgern, wo man unterwegs die Luft vor lauter Autos nicht mehr sieht. Außerdem ist er sowieso eher ein ängstlicher Typ, der sich die Arena nur über einen gehörigen Sicherheitsabstand hinweg zu vergöttern traut. Da bläst er lieber im eigenen Heim die Trillerpfeife - wie der Weltmeister der Schiedsrichter. Sobald die Kamera den Flug des Balls verfolgt, bekommen die Sanitäter im Abseits Lampenfieber. Die Spieler spielen sich auf, gestandene Mannsbilder kreischen wie minderjährige Jungfern, wenn ihre Idole im Einsatz sind, und ähnlich juchzen die Funktionäre, die sich an der gemachten Kasse happy zählen, ihrem Verein eine gewisse nutzbare Kuhhaftigkeit nicht absprechen wollen, auch wenn nicht jeder Wunsch in Erfüllung geht, zum Beispiel der, die Beine des Teams für Strumpfhosenwerbung herzunehmen, denn zigarettenrauchend und Flachmänner kippend kann man sie unmöglich auf dem Spielfeld herumrennen lassen, obwohl gerade diese Produkte den größten Kaufreiz auf die in der Mehrzahl genußhaft veranlagten Konsumenten ausüben würden.

Oh, diese Heroen, denkt der Fan, wenn beide Mannschaften schneidig den Rasen rasiern, ach, wie sie allesamt stoppeln, wenn der Libero stürmt und am Tor der Torwart wartet, und überhaupt vergißt einer vor soviel Elan und Kampfgeist um die Trophäe des Pokals relativ glatt die bevorstehenden Weltmeisterschaften im Kriegführen, in der die eine besonders bekannte Supermacht glaubhaft versichert, daß dank des gezielten Einsatzes eines ultramodernen Waffensystems, das neutronalisierend wirke, die Beschädigung der olympischen Flamme ausgeschlossen sei. Welcher Fan denkt da noch an einen Wettstreit der Totalkiller, Kürnummer: Hürdenlauf über Brennstäbe und Tieftauchen im Salzbergwerk oder Spazierengehen im Entsorgungspark ohne Geigerzähler, und lacht nicht , der Fan, nein. Sind vielleicht die so genannten Internationalen Turniere ein Vorhutgeplänkel oder wie oder was und warum nicht ausgetragen von Folterkrüppeln?

Sport-Droge gegen Gewalt, schreibt der Fan sich hinter die verkümmerten Bizeps, aber zum Abspecken reizt sie doch, und zu muskulösen Meditationen in Turnhallen.

Der Fan pfeift sich was ein, hängt forsch rum im Sessel, verwechselt angedröhnt Eckbälle und Elfmeter, manchmal den Strafraum mit der Ehrentribüne. Zwischen Voll und Zu trainiert er im Geiste für ein Seepferdchenrennen unter Wasser, gibt den Startschuß mit der Tintenspritzpistole. Jedesmal, wenn er eine neue Flasche wegsteckt, artistisch schluckt und niedlich rülpst, fühlt er Kräfte in sich wachsen und preßt seinen Bauch hart ans Rückgrat.

Er schreitet zum Angriff. Der Fan. Trotz seines angeborenen Miniskusminimums begibt er sich in Gefahr, sagen wir in ein ausverkauftes Stadion, wo lauter Brauereikrüppel und Mofamachos nur drauflauern, ihn mit Schreien und Schlägen zu traktieren, und sogar in der Glotze sieht er sich jetzt schon, Gesicht auf die Aschenbahn gewalzt, mit allerlei Büchsen, Dosen und schwarzverrotzten Wimpeln garniert, bierüberströmt, blutbesudelt, geiferbefleckt, jui, ein Schäferhund frißt ihm den halben Arsch ab, plötzlich lebt er in einer Welt, wie sie jeder hat, ein Polizist verlangt seine Eintrittskarte, kaut auf einem Gummiknüppel und sagt, nach dem Spiel fände im Beisein des Verteidigungsministers der bundesrepublikanischen Bundeswehr Deutschland ein öffentlicher Fahneneid statt. Da wird dageblieben, klar?

Unser Fan (jeder gibt ihm sein Gesicht, leiht ihm sein Geschlecht) ist ein typischer Profi, bildet sich am Sportteil, hat zwar auch schon was von Politik gehört, merkt aber nie, daß in Militärdiktaturen die Bevölkerung weitaus fußballbegeisterter ist als beispielsweise in sozial ausgeglichenen Systemen, weiß nur, daß die kapitalste Weltmacht den Fußballsport als Nachkriegsattraktion importiert hat. In ganz aufgeweckten Sekunden gelingt es unserm Fan, sich Raketenrallyes auf Atommüllhalden vorzustellen; daß seine Phantasie mit Entsetzen Sport treibt, ist wohl eindeutig bewiesen. Ein Match zwischen Eskimos und Pygmäen ist sein harmlosester Wunschtraum dagegen. Der Abpfiff des Schiris sägt ihm noch durchs Gekrös, da springt er schon zur eigenen Körperertüchtigung in die Kneipe zum Kickern, spielt ernst, ohne Ball, und allein.

Konkret-Sport 1982, S. 87

**Harald Irnberger**

# I Bin Net Dei Jugo

**Amateur-Sport: Alois Rohrmoser, Skifabrikant, Marke Atomic, stellt die Bretter und einen Angestellten-Vertrag. Ein Portrait des Rennläufers Robert Zoller**

Zum Zwecke der Demonstration streift er den Socken hinunter. Ein geschwollener rechter Knöchel und ein darübergestülpter Gummistrumpf werden sichtbar. »Beim Laufn hon i mi vaton und bin umgekippt.« Bänderzerrung? »Jo, i woaß net recht, obs nur des is. A paar Fadn kunntn schon obgrissn sein. Oba am Montag nochan fohr i zum Trainingskurs noch Hintertux. Laufn ko i no nit, oba vielleicht ko i fohrn, wonn i in die Schuha dreinsteh. Und amoal muaßt jo wieda ofongan, sunst hoaßts, der will sie nur druckn. 1 moan, die andern hom eh scho de Wochn mit die Zeitläuf ogfongan und de sein wichtig, weil do gehts drum, werin Vald'Is~redabeiis. Unddesiswichtig, daß ma glei vom Ofong on dabei is.«

Für den 21jährigen Skirennläufer Robert Zoller aus Mühlbach am Hochkönig im Salzburgischen geht es aber auch um Banaleres als einen Startplatz in Österreichs Ski-Nationalteam beim Weltcup-Saisonauftakt in Frankreich. Während der nächsten drei Traingswochen geht er »ned stempeln«. Dafür kann er anschließend drei Wochen länger die monatliche Arbeitslosenunterstützung von 2400 Schilling beziehen und ist drei Wochen länger krankenversichert.

Zusätzliche Einkünfte stehen erst an, wenn die Rennsaison läuft und er durch eventuelle Erfolgsprämien seine 100 000-Schilling-Jahresgage aufbessern kann, die ihm der Skifabrikant Alois Rohrmoser aus dem benachbarten Wagrain für einen Ein-Jahresvertrag zahlt, der Robert Zoller verpflichtet, auf Rohrmosers Atomic-Skiern zur besseren Verkaufbarkeit dieser Skimarke beizutragen.

Für den Rennläufer sind diese 100 000 Schilling »eine nicht unbedingt zufriedenstellende Summe - aber letzt's Jahr hon i noch an schlechteren Vertrag ghobt«.

Zwischen diesen beiden Vertragsabschlüssen lagen Zollers erste Europacupsiege, sowie ein beachtlicher 16. Platz beim Weltcupslalom in St. Anton. Nun liegt er in der Weltrangliste im Slalom auf dem 42. und im Riesentorlauf auf dem 49. Platz. Was bedeutet: er gehört in Osterreich zumindest zum besten Dutzend der sogenannten Techniker unter den Skirennläufern. Mit seinen 21 Jahren ist Robert Zoller allerdings nicht mehr der allerjüngste in seinem Gewerbe, und so wird er mit ein paar Weltcup-Spitzenplätzen bis zum nächsten Frühjahr entweder zu den Gagenmillionären gehören, oder ohne spektakuläre Erfolge weiterfretten für eine Summe, die zum Leben zu klein und zum Sterben zu groß ist.

Deshalb hat der Rennläufer auch nur ein Interesse: Die Leistungsfähigkeit seines Körpers: »Donn kennt ma sein Körper, kennt ma si selbst und macht si nix vor.«

Wiewohl er in diesem Jahr bereits einmal wegen einer Rippenprellung einen dreiwöchigen Trainingskurs auslassen mußte, hat er »die Form von da letztn Saison mitumanehman können und a guate Aufbauphase gehobt - i bin sehr optimistisch«.

Nicht nur wegen seines Optimismus ist der »Arbeitslose« Robert Zoller für seine Arbeitgeber, den Österreichischen Skiverband (ÖSV) und »Atomic« ein Wunsch-Arbeitnehmer: Da ist einmal der Drang nach vorne und oben, und zum anderen die widerspruchslose Fügsamkeit, wenn die Konzernspitze einseitig einschneidende Maßnahmen setzt, wie das der ÖSV letztes Jahr tat, als er seinen jungen Rennläufern das bis dahin für Trainings-, Reise- und Renntage ausbekahlte 30-Schilling-Tagegeld strich. »Die Windkanaltests und die Materialtests werden immer teurer und offenbar gehts nit so rosig, finanziell - do muaß holt wos anderes zruckstehn.«

Nach seinen Problemen befragt, fällt Robert Zoller nur ein, daß er beim Rechtsschwung gerne auf dem Innenski steht und mit dem Oberkörper etwas zu aufrecht fährt.

Als der Zoller Robert letztens wieder einmal in einer sommerlichen Trainingspause ein paar Discotheken besuchte - »trinken tua i eh nix, wal noch zwa Bier bin i schon onblosen« - und anschließend von seinem Bruder dazu animiert wurde, mit »auf Salzburg eini auf a Hendl« zu fahren, endete das mit einem lautstarken frühmorgendlichen Auftritt vor dem Mühlbacher Einfamilienhaus der Zöllers: Der Vater, selbst einmal mäßig erfolgreicher Skispringer und dann nach einem Arbeitsunfall, der dem Bergmann ein Bein kostete, Versehrtenskimeister, setzte den jüngsten seiner fünf Söhne vor die Tür. »Da Vota is holt ehrgeizig und möcht bei mir richtig mochn, wos er bei sich folsch gmocht hot«, analysiert der junge Rennläufer solche Zwischenspiele: »Oba wenn er nochan kimmt und soagt, mia kriagan eh olles umasonst und er hot si seine Schi noch sölba kaufn miassn, nochan reichts mir a amoi.«

Bei allem Respekt vor älteren Personen hat der Zoller Robert längst mitbekommen: »Des is a Gschäft, do wirst glei drauf aufmerksam gmocht«. Kommt ein Rennläufer während eines Trainingskurses etwa nicht mit dem vorgeschriebenen Trainingsanzug eines ganz bestimmten Sportbekleidungsfabrikanten zum Abendessen, tritt sogleich der Trainer auf den Plan und erinnert an die Bekleidungsorder, »weil de Firma jo, wos dafür zohln muaß, daß mir des Zeug tragn«.

Die erste Lektion für Rennläufer ist der Transport der Skier im Zielraum- Die verwendete Skimarke muß rundum sichtbar sein. »Umasonst kriagst nix mehr - des is halt a Lebensunterhalt, schon bald a Beruf. Wennst do dazuakimmst, so mit 15 Johr, , do merkst no nix von dem, weil da host nur den Drang, daß d' mitfohrn kannst. Dann siachst erst, was do dahintersteckt. Oba aussteigen will koana, weil zu wOs host denn dann trainiert?«

Nachdem er seine ersten Schul-Rennen gewonnen hatte, holte der Skivereins-Obmann, Roberts Vater, den 10jährigen in den örtlichen Skiverein , der den Buben zu Rennen in der Umgebung schickte. Mit 11 ist er Mitglied, des Schüler-Landeskaders, mit 12 Schüler-Landesmeister. Gleichzeitig ' ~. ließ der »schulische Erfolg a bissl nach«. Es muß ein Sonderarrangement getroffen werden, damit der Bub die letzte Pflichtschulklasse in der eben gegründeten -'ansonsten nur mit Hauptschulanfängern gefüllten - Skihauptschule in Bad Gastein absolvieren kann. Anschließend wird er Lehrling in einem Sportartikelgeschäft: »1 hab immer an Beruf lernen wolln, aber eigentlich wor des immer a Nebensach, eine Stütze - a Reserve halt. «

Robert Zoller wird österreichischer Jugendmeister im Slalom und Riesentorlauf (Abfahrt hon, i nia mögn - des wor nüa imma zu brutal«), in den ÖSV-Kader aufgenommen und erhält seinen ersten Atomic-Vertrag. Jahresgage damals: 8000 Schilling.

Die neun Monate zwischen dem Ende der Lehrzeit und dem Antritt eines elfmonatigen Bundesheer-Gastspiels überbrückt er als Atomic-Angestellter: »Aber des wor mehr pro forma.« Wirklich gearbeitet hat er für seinen Fabrikanten nur als Rennläufer.

Sieht man von einem Beinbruch - noch als Schüler - ab, so hat der Zoller Robert keine spektakulären Arbeitsunfälle vorzuweisen. Er hat es mit den vielen Kleinigkeiten in Sachen Körperschäden, die ihn immer wieder behindern. Doch auch da mag er nur über die effizienteste Form der Behandlung und nicht über Ursache und längerfristige Auswirkung nachdenken: »Wenn a Lehrbua in ana Schlosserei dauernd die schweren Blecha tragen muaß, hot er noch a paar Johr a Haltungsschäden.«

Daß seine Altersgenossen die Nächte durchzechen können, während er allenfalls bei einer Limonade seine auf wenige Jahresabschnitte beschränkten Disco-Besuche absolviert, stört Robert Zoller nicht: »Man versäumt nix, und i hab immer schon gwußt, wos i ziuan Con - man hot holt schon früher a Richtuni als die anderen. «

Nur wenn er im Sommer bei 25 Grad Hitze über die Laufbahn getrieben wird, denkt er manchmal daran, den Job hinzuschmeißen. »Aber do bist dann eh so erschöpft, daß d' zamm brichst und wennst di wieder derfangt hast, dann denkst a nimmer ans Aufhören«.

Nun ist er zwar ständig in der Nationalmannschaft, doch dort »is Ehrgeiz Trumpf. Des is ka Gemeinschaftshaufen.« Da reicht schon die Bitte, etwas herzureichen für den abschlägigen Bescheid: »I bin ned dei Jugo.«

Es wäre voreilig, das landläufige Klischee vom »Sporttrottel« zu bemühen. Diese jungen Leute, die die Hälfte des Jahres zwischen Europa, Amerika und Japan von einem Rennen zum anderen reisen, können sich besser, - und in mehreren Sprachen - ausdrücken als jeder Durchschnittsbürger. Sie treten mit routinierter Sicherheit in der Öffentlichkeit auf und realisieren bald, wer was warum von ihnen will. Sie wissen aber vor allem, daß sie dorthin wollen, wo in dieser Gesellschaft oben ist - und daß sie das nur durch möglichst schnelle Talfahrten schaffen. So haben sie die Oberflächlichkeit zum Überlebens- und Leistungsprinzip perfektioniert.

Wer den sogenannten Amateurbetrieb mit halbwegs heilen Gliedern übersteht, kann immerhin noch versuchen, bei den Parallelslaloms der Profis in Amerika Geld zu machen. Doch dafür braucht man eine sechsstellige Schilling-Summe als Startkapital, wenn man eine realistische Chance haben will. Während die Champions von Rennen zu Rennen fliegen, müssen sich die Domestiken zu viert in ein Auto quetschen und dann zwei, drei Tage bis zum nächsten Rennort rasen, weil ihnen das Geld für ein Flugticket fehlt.

Dort müssen sie dann nach zermürbender Autofahrt gleich zum Qualifikationsrennen antreten, um überhaupt gegen die inzwischen ausgeruhten Profi-Stars wie Hans Hinterseer oder Andre Arnold fahren zu dürfen. »Wennst ned zerst do dei Geld gmocht hast, mochst es drüben in Amerika a ned.« Wie es für ihn weitergehen soll, kann Robert Zoller im Wirtshaus ein Fan mit der Sachkenntnis eines Kiebitz genau erklären: »Loß di ned einihetzn heuer in die Weltmeisterschaften - du muaßt in zwa Johr bei da Olympiade gwinnen!«

Konkret-Sport 1982, S. 89

**Christel Dormagen**

# "Heimat aus Gottes Hand"

**ist vielleicht tatsächlich der letzte Film von Louis Trenker (89). Christel Dormagen traf den Mythos der Berge und ließ sich erzählen über Alpinismus, Goethe, Religiosität, Messner, Hitler...**

*Vorher am Telefon:* »Herr Trenker gibt keine Interviews. Für welche Zeitung schreiben Sie denn? Die Journalisten schreiben immer so Schlechtes.«

*In München:* Eine junge Frau öffnet: »Herr Trenker war grade beim Arzt. Können Sie etwas später wiederkommen? Er ist noch ein bißchen betäubt.«

Ein Interview sollte es werden: Was hat ein alter Mythos der Kulturindustrie, was hat die tausendfach bekannte Plaudertasche, was hat der Luis Trenker überhaupt noch mit Sport zu tun? Wer im Frühjahr, nachdem der letzte Schnee geschmolzen ist, gesehen hat, wie die Berge zu Tal gefahren werden, kann immerhin auf die Idee verfallen, den winterlichen Massensport mit doppelter Sorge zu betrachten: die Sorge um Natur und Kultur gleichermaßen. Alpinismus in Form von halsbrecherischen Abfahrten, geruhsamen Bergwanderungen oder riskantem Gipfelklettern ist als Sportphänomen so alt noch nicht. Etwas über diesen Bruch - vom Bergkampf als Lebensform hin zum industriellen Sport - hätte ich gern erfahren - von jemandem, der beide Seiten miterlebt hat.

Ich hatte auch die nötigen Bohrfragen, die politischen Widerhaken, auf meinem Zettel; den immer praktischen Nazi-Vorwurf griffbereit; die Stichwörter: Hochleistungssport, Leni Riefenstahl, Alpenzerstörung, Reinhold Messner, Nationalismus im Sinn, Aber es kam anders ...

*Während des Gesprächs:* »Lauter Pillen«, sagt Martina betrübt, die junge Freundin / Verwandte / Sekretärin / Helferin, mit ländlichem Dialekt und von ländlicher Schönheit. Er sagt später: »Ich bin ganz gesund, ich brauche nichts«.

*Martina* ist für alles zuständig ... »Ein Schnupftuch? ... Du hast doch ein Schnupftuch ... die Zitronen hast du selber gekauft ... Schreib hier eine Widmung rein ... Carla schreibt man mit C ... An dem Tag kannst du nicht ... « Später kommt sie vom Einkaufen zurück und sagt bestimmt: »Jetzt ist Feierabend«.

Es kommt also anders. Trenker reagiert auf Fragen, die nicht aus seinen Büchern hergeleitet werden und auch nicht aus der Zustimmung zu seinem Leben, wie ein Automat, der mit Falschgeld bedient wird - nämlich gar nicht. Der als brillanter Erzähler Gerühmte nörgelt an der Fragestellung herum, spinnt sich langsam zu einer allgemein bekannten Anekdote hin, läuft allmählich warm und klappt bei der falschen Nachfrage zusammen: »Mit Ihnen kann man nicht reden, Sie Verstehen aber auch gar nichts« - vom Monologisieren.

Ich bin bald ausgebootet, laß mein widerständiges Fragen in dem Maße sein, wie seine Rede sich beschleunigt. Gelegentlich drifte ich regelrecht ab und erfahre, was er gesagt hat, erst beim Abhören des Bandes.

Eins zu Null für Luis Trenker. *Mein* Interview ist gescheitert. An dessen Stelle ist eine unvorhersehbare Person in Erscheinung getreten.

***

»Nehmen Sie auch einen Lebkuchen. Die schickt mir immer ein Architekt aus Nürnberg. Gestern war eine Sendung von mir im ZDF. Ein Riesenrummel, in der Westfalenhalle. Freitag war ich in Mailand, und am Abend vorher habe ich einen Vortrag in Stuttgart gehabt. - Kriegen Sie das ARD? - Vorgestern eine Buchpremiere. Übermorgen bin ich in Baden-Baden.

»Wo waren wir stehengeblieben. Ach, die Geschichte da. Sie haben mir dann den zweiten Preis gegeben für den ethisch schönsten Film, weil er ein stark soziales Thema behandelt hat. Irgendwo hab ich das alles geschrieben.« (Er steht auf, sucht am Bücherregal, und ich habe Zeit, mich umzusehen.)

*Die Wohnung* ist freundlich unmodern und nicht reich. Die Bücherwand enthält offenbar nur Trenker-Bücher. An den Wänden sonst lauter Ölbilder, die ich übersehen hätte als Karstadt-Wohnzimmereinrichtung, Typ Berglandschaft, wenn nicht der verwitterte Bergier meist er selber gewesen wäre. So schaue ich ihn doppelt während der Unterhaltung. An der Wand ist er jünger ...

»Jedenfalls, die Italiener haben uns sehr menschlich behandelt, bis dann, leider Gottes, die Faschisten kamen, da ging es uns schlecht. Ich bin durch den Faschismus von Südtirol weggekommen und dachte, kein Mensch in Deutschland und Europa weiß, wie schön unser Südtirol ist. Ich werd einen Film machen. Ich hab dann diesen Riesenerfolg gehabt. Mein erster selbständiger Film war der Kampf ums Matterhorn'. Da hat der Hohenberg, ein Jude, der ein ganz feiner Kerl war, ein vornehmer Mann, zu mir gesagt: Hier haben Sie einen schönen Stoff. - Der Film kam heraus und hat die Goldene Palme ... «

Die erste Kassette ist zuende. Ich versuche vergeblich zu wechseln. Er hört schlagartig auf zu reden. Mitten im Satz - mediengehorsam. Er ist aufgeregt - besorgt, nicht um mich, die technikdumme Frau, sondern um sich und seine womöglich verlorenen Wörter: »Was machen wir nun. Geht's nicht. Dann müssen wir ja unten im Geschäft eine neue Kassette kaufen«.

***

»Und dann kam der Tonfilm. Ich hab ‚Berge in Flammen' geschrieben, das Erlebnis aus dem Ersten Weltkrieg. Das war ein absoluter Antikriegsfilm, der zwar im Krieg spielt, aber die Freundschaft über alles hält. Und dann Hollywood. Da war Hitler schon da - 31, 32 : Sie fragten mich: What do you say about Hitler? - Ich bin Südtiroler, und die Judenfrage, die kenne ich nicht. Die Deutschen sind jetzt in einer fürchterlichen Lage. Natürlich bin ich kein Judengegner, aber vielleicht waren die doch schon zu mächtig geworden. Ich beschloß, den Rebell' zu drehen, der die Not der Unterdrückung zeigt. Mir ist der Andreas-Hofer-Aufstand eingefallen; und ich hab mir gedacht: den Hitler werde ich tarnen durch Napoleon.« (Ich frage - den Monolog immer noch verkennend - ob die Tarnung erkennbar war.) »Die Amerikaner haben verstanden, die Deutschen absolut nicht.

Goebbels, Göring und Hitler waren zur Uraufführung im Ufapalast im Zoo. Goebbels schrieb in sein Tagebuch: Wir waren zutiefst ergriffen, das ist der große Entwurf zu einem modernen Thema des Films.« (Ich bewundere still die Zitiertüchtigkeit und sage laut: dann muß die Tarnung ja perfekt gewesen sein) ».la, damals war Hitler noch nicht Napoleon.« (Aber Sie haben es schon gewußt, beharre ich. Waren Sie nicht enttäuscht über das große Echo aus dem falschen Grund?) »Nein, ich war enttäuscht, ja, ja, das werd ich Ihnen gleich erzählen. Ich war dann bei den Nationalsozialisten gut angesehen, bis Kritiken aus dem Ausland kamen. Ich wurde dazu befragt. - Für die kann ich nichts. Die schreiben die andern.

Es folgte Der Kaiser von Kalifornien', da hat Goebbels schon gestänkert ... « ... (und immer so weiter ... Ich frage, schon in Trance, ob er noch immer Lust hat, Filme zu drehen, und spiele im Kopf derweil - »Auf der Mauer auf der Lauer« mit seinen Werken:

Berg des Schicksals 1931

Kameraden der B ...;

... ge in Flammen;

Meine ... ;

B & H(eimat);

Helden der ... e;

Bergwelt - Wunderwelt;

Der ... ruft;

Duell in den / Glocken über den (...);

Goldene ... Welt 1981.

»Ich habe grade einen dokumentarischen Film über Südtirol gemacht: Heimat aus Gottes Hand'. Der hat wieder den Goldenen Globus bekommen, immerhin unter 170 Filmen. Bittschön, Martina, gib mir mal das Buch, das jetzt herausgekommen ist.

Ich habe zu viel geschrieben in der letzten Zeit und zu wenig Sport getrieben ... Skilaufen, Laufen und Wandern ... Ich hab mich sehr geplagt mit dem Buch und war immer dagegen, weil es ja Bergbücher genug gibt. Schauen Sie, wie schön es ist. Hier kommt auch dieser sogenannte, von mir hundertprozentig abgelehnte Massentourismus.« (Da kriegte ich also - gratis und vorweg - die erwünschte Gesinnung geliefert, aber weiter geht's) »Wir brauchen den Fremdenverkehr, die Leute wollen auch verdienen. Und so hat es sich entwickelt ... « (ich gebe mir nochmal einen Ruck und frage nach dem Neuen Bergsteigen' - dem wissenschaftlich hochtechnisierten einerseits und dem ebenso wissenschaftlich neonatürlichen andrerseits.) »Das ist kein Bergsteigen mehr. Das ist Sensation und Werbung. Den Messner hab ich sehr angegriffen, weil er nur immer Rucksäcke verkauft und das, wofür er raufsteigt. Der ist schon als junger Bub bei mir gewesen. Ein netter Kerl, intelligent, bescheiden; und dann ist er über die Stränge geschlagen ...

Was sie jetzt machen, ist Akrobatismus geworden« (nachts kann man noch steigen, werfe ich ein), »ja, und mit dem Kopf nach unten. Das machen sie schon. Aber das ist Zirkus. Der Alpinismus ist im tiefsten Grund eine religiöse Sache. Wer ein religiöses Empfinden hat, betrachtet die Berge mit Ehrfurcht. Goethe ha drei Ehrfurchten gekannt: die Ehrfurcht vor dem Schöpfer, die Ehrfurcht vor dem Mitmenschen und die vor dem Armen. Das ist durch das moderne Bergsteigen fast verlorengegangen ... «

*(Im Flugzeug* zurück nach Berlin lese ich im mitgegebenen Büchlein »Abendgespräche mit Luis Trenker«, 1980: ... »In Paris hat man die großartigste Kritik ... soll ich sie Ihnen vorlesen. .: ich bin der einzige deutsche Regisseur, der dreimal auf der Biennale ... Hitler und Goebbels haben die Sessel gegen die Wand geknallt ... Goethe hat über die drei Ehrfurchten geschrieben« ... )

»... Das Wichtigste ist doch immer die Bescheidenheit, die Demut. Ich habe in diesem Buch einen Satz geschrieben, zufällig habe ich es grade in der Hand ... Ach, und die Kritik vom Verlorenen Sohn, die muß ich Ihnen aber noch ... ich könnte Ihnen das Buch auch leihen ... ich find's gleich ... Du, Martina ... hast Du es ... ich bin ein Depp ... mach einen Strich dran, dann finde ich die Stelle wieder ... das ist sie ja gar nicht ... pfeifen wir drauf ... die schönste Kritik in meinem Leben ... Schau, da hab ich sie ... « (Er liest, hört gar nicht mehr zu, sucht und liest, findet immer andere Lobesstellen - ich knipse ihn derweilen -) » ... aus Venezuela schrieb mir damals der Schriftsteller ... Manche Leute sagen ja, ich war Nazi, da lesen Sie noch schnell« (Martina hat gesagt, er soll Schluß machen), »was der Goebbels über mich ... «

Nach dem Feierabend-Verdikt von Martina fragt er: »Fliegen Sie heute noch nach Berlin?« - »Nein, ich bleibe bei Freunden?« - »Na, dann grüßen Sie sie von mir.« (Dieser Satz verschlägt mir endgültig die Sprache. In seiner Senilität/Größensucht/Liebenswürdigkeit und nichts von alledem.)

*Am nächsten Tag* komme ich nach Hause und - abends im Fernsehen - ist dem außer Atem gebrachten Hasen der allgegenwärtige Igel schon wieder voraus: Luis Trenker im Gespräch mit J. Fuchsberger. Sätze wie ein endloses Déjàvu reden mich in Schlaf... »ich hab gleich einen ganz großen Erfolg ... bin dann zu Hitler gerufen ... großartige Leistung ... « (dazwischen Fuchsberger, im O-Ton eigene Gesinnungsaufputzung produzierend: »und dann wurde Luis Trenker mit *Berufsverbot* belegt«) »... und da war die Liebe noch ein Begriff und die Treue ... Matterhorn ... mit 80 war ich noch oben ... «

Spiegel spiegeln sich in Spiegeln ...

***

Ach - und in all seiner Triumph-Verwaltungs-Panik ist »der Luis« - mit s, wie alle sagen - doch nicht so einfach lächerlich zu machen. Er geht zu Herzen. Da sitzt mir ein schöner Mann gegenüber, der ist 89 Jahre alt und gibt an wie eine Tute Mücken - das tue ich übrigens auch gern, wenn auch versteckter. Ein alter Herr, der routiniert sein Leben vorführt, in Zweit-, Dritt- und Viertaufgüssen, aber mit Leuchteaugen, als wär ich die erste, der er's erzählt. Jemand, der gemacht hat und immer noch macht, was ihm Spaß bringt - lauter Lüste gelebt.

Klar - ist ihm das eigene Leben längst zu einer Sammlung von Höhepunkts-Geschichten geronnen - »Alles gut gegangen« heißen seine Memoiren.

Klar - ist es einfach, sein eigenes Links-Image zu stärken im triumphierenden Auseinandernehmen all jener fürchterlichen Widersprüchlichkeiten. Sagen würde das aber nur was über ein Kritiker.

Klar - gibt er der Schwäche nach, sich nicht nur fürs Bergsteigen, das Filmen und Schreiben zuständig zu fühlen, sondern auch für die menschlichen Tugenden, den Sinn des Lebens und den Niedergang der modernen Welt schlechthin, - wenn er gebeten wird, und er läßt sich gern bitten. Oder tut's auch schon ungebeten.

Klar - besteht sein zweites Leben in der unermüdlichen Nachlaßverwaltung seines ersten.

Klar - redet er sich um Kopf und Kragen, wenn ihn schnelle Richtigdenker als Nazi einkassieren wollen, und macht sich ebenso prompt zum Antifaschisten; verzettelt sich in tausendundeinem »handfesten Beweis«, in Gutachten über sich selbst, in Rechtfertigungen und nachgeheferten Absichtsbeglaubigungen (»Warum ich den »Rebell« ... das Buch xy ... etc. schrieb«).

Klar - hat er es lieber mit geistigen Dingen zu tun als mit dem, was inzwischen aus der guten alten Körperertüchtigung geworden ist.

Aber drunter weg hat er mir schon gefallen, der Luis Trenker. Und ich wünsche ihm weiter ein gutes Neunzigstes ...

Konkret-Sport 1982, S. 92

**Hermann Peter Piwitt**

# Mein Idol

**"Sage mir, wer dein Idol ist, und ich sage dir, wer du bist. Ob das auch f□ r heimliche, offene, ernsthafte, feuchte, vergangene, jugendliche, □ uk□ nftige und f□ r Schw□ rmereien an und f□ r sich gilt, k□ nnen wir getrost den Hobb□ - und Profi-Ps□ cholo □ berlassen...**

**Über Denise Biellmann**

Warum tragen Tennis- und Hockeyspielerinnen Röcke statt Hosen? Weil das Sportarten für besserer Leute Kinder sind? Warum tragen besserer Leute Kinder Kleidungsstücke, die erfunden wurden, damit ein Mann schneller zur Sache kommen kann?

Fragen eines schreibenden Kulturarbeiters, der jeden Samstag ab 18.05 Uhr vor der Scheibe sitzt.

Erinnerungen an Klassenreisen: »Sich austoben lassen, die Jungs! Und zum Abendbrot Kaba, der Plantagentrank'. Und dann: Ruhe im Pyjama!« Aber wieso hatte Juskowiak, sobald er - den Ball am Fuß - aufs gegnerische Tor zutobte, jenen legendären Hammer in der Hose, den sogar die von den oberen Stehplätzen am Rothenbaum beschwören wollten? »Hammer-Juskowiak«. Den Trieb sich wegsportiern? Vielleicht kraft Glaube und Schönheit?

Mutters Doktorbuch: Reigentanzende junge Mädchen, nackt im Luftbad, das rechte Bein angewinkelt, den scheuen Fuß gestreckt, als suchte er eben zwischen rohen Eiern einen neuen Stand. Hier stimmte alles, wie's die »Sitte« von damals gern hatte: Die Geschlechtsmerkmale voll im Angebot. Und die Sublimierung: der keusche in den Bewegungsvorgang gekehrte Blick, der jedes beim Betrachter aufkommende Begehren verdammte zum Anschlag gegen alles, was rein, gesund und schön war.

Wie sauber bleiben, wenn es um Sport geht? Was drückt sich im Geist Ernst Hubertys in der Hose weg, wenn er den Sportgymnastinnen von heute »Charme« und »Anmut« attestiert? Sie biegen die Körper zurück, drücken die Brust raus, spreizen die Beine; sie fallen auf die Knie vor Anbetung und Demut. Sie laufen auf Zehenspitzen, als gelte es den satten Schlaf eines Haremsbesitzers nicht zu stören. Sie wälzen sich auf der Matte, daß sich ihre Backen aus dem Gummizug am Schenkel wulsten. Sie sind ganz Hingabe, Verzückung, Wollust. Und all das, natürlich, Dressur. Wer dressiert sie nach Maßgabe welchen Begriffs von Weiblichkeit?

Und gibt es deutlichere Fickangebote als die bei Bodenturnen und Sportgymnastik? Ja, auf St. Pauli. Und beim Eislauf. Denise Biellmann. Schöne blonde Göttin meiner kleinen Tode. Wie klein, unbedeutend, schmutzig wir sind, sobald sie das Eis betritt, auf Schlittschuhen, die die Beine noch länger machen. Diese göttlichen blonden Stelzen. Dieses knappe Kinderröckchen am samtlila Trikot, unschuldig und doch zu nichts anderem gut, als uns entgeisterte Blicke zu gönnen auf einen wahrhaft kostbaren, blühenden Arsch im Höschen. Diese raffinierte Aufzäumung einer shetlandponyhaften Unschuld bis hin zu dem kleinen Nackenflaum unter den hochgesteckten Haaren, der dich schon hinfällig macht, während du noch wartest auf ihren größten Moment: Sie greift mit dem Arm hinter sich. Sie ergreift mit der Hand das Heck des einen Schlittschuhs und zieht das schöne lange Bein langsam hinter ihrem Rücken bis über den Kopf. Und nun erst, in diesem Augenblick, auf dem Höhepunkt der Dressur, wo sie selbst erstarrt, scheint ob des Halsbrecherischen des nach ihr selbst benannten Pirouettenunternehmens, trittst du hinter sie und schiebst diesem hochgezüchteten, teuren, blonden, von sich selbst entzückten, seins- und immobiliensicheren helvetischen Fleisch den gigantischsten Lümmel deiner kleinen Geschichte von hinten durch die reißende Faser.

Literatur: War sie je mehr als die Rache des kleinen Mannes? Und Leistungssport je etwas anderes als der nie geklärte Konflikt zwischen Sex und Krieg?

Wie schön und freundlich anzuschauen dagegen, wenn Frauen fußballspielen. Da sind sie ganz bei sich und unter sich. Aber in den Sportsendungen kommen sie nicht vor, und Breitner findet sie »unästhetisch«. Wie unästhetisch wären seine Waden, wäre da nicht das Geld, das er damit verdiente!

Und wie human, freundlich und gedankenvoll war das Sportstudio des ZDF, als noch Sissy de Maas und Joan Haanappel es moderierten. Daß Sport nicht Krieg sein muß, - für eine kleine Weile, eh die Herren es abwürgten, wurde es da wieder vorstellbar.

Konkret-Sport 1982, S. 93

**Franz Josef Degenhardt**

# Mein Idol

**"Sage mir, wer dein Idol ist, und ich sage dir, wer du bist. Ob das auch für heimliche, offene, ernsthafte, feuchte, vergangene, jugendliche, zukünftige und für Schwärmereien an und für sich gilt, können wir getrost den Hobby- und Profi-Psychologen überlassen...**

**Über Etzen Küppers**

Für alle, die wirklich wissen, was Fußball sein kann, ich meine, was ein Fußballer sein könnte, fing er an, für die gibt es eine aufsteigende Linie: Fritz Walter, Franz Beckenbauer vor Kosmos, Pele. Darüber kommt nur noch der Himmel. Ich sage, »Und Etzen Küppers«. Die gleiche Beziehung zum Ball, oder besser des Balles zu ihm, wie bei dem Pfälzer. Der blieb bei ihm, der Ball, wie und solange wie er wollte. Aber Etzen forderte es nicht heraus, indem er zum Beispiel einen Handstand drückte und das Leder mit den Hacken stoppte oder weiterschlug. Sicher, das konnte Etzen auch. Im Training hat er es manchmal gezeigt; tat das aber nie im Spiel, weil er es nicht nötig hatte. Traumsicheres Stellungsspiel, ohne hinzugucken den Ball in die Lücke, direkt vor den Fuß des Stürmers aus jeder Position. Aber nicht diese Nonchalance, die dann zu Selbsttoren führt, wie bei dem Münchener (Drei!). Etzen Küppers hat nie einen Ball ins eigene Tor gelenkt. Wie der schwarze Brasilianer schlängelte er sich mit nie geahnten Körpertäuschungen vors Tor, aus dem Fußgelenk und den unmöglichsten Stellungen heraus schoß er ins Tor - doch nur, wenn es nötig war. Lieber brachte er - anders als Pele, die anderen ins Spiel.

Etzen Küppers. Du brauchtest den Namen nur zu nennen, dann glänzten alle Augen. Schon als er noch in der C-Jugend spielte, kamen die Kenner aus der Gegend, oft von weit her, um ihn spielen zu sehen. B-Jugend, A-Jugend, wo er dabei war, brachte er seine Mannschaft an die Spitze. Detmar Cramer in seiner Zeit als Bundesjugendtrainer war paarmal auf dem Platz, hingerissen vom hohen Spiel des Jungen. Aber er nahm ihn nicht in die westdeutsche Auswahlmannschaft auf. Weil Etzen Küppers zu zart war, zu klein. Muß man sich vorstellen, sagt dieser Gernegroß Cramer, dieser Napoleon spielende Hampelmann. Der hat sich nie mehr in unsere Stadt getraut.

Und dann, als der Junge in die erste kam, mit 17 und Sondererlaubnis vom DFB. Schon nach der ersten Saison stiegen wir aus der zweiten in die erste Kreisklasse. Das entscheidende Spiel gegen Haspe, Manne, Du warst dabei, vier zu null im Rückstand und dann in der zweiten Halbzeit die Ausgleichstore! Etzen kommt - heute würde man sagen aus der Tiefe des Raumes, also aus dem eigenen Strafraum - geht, was sage ich, spaziert über den ganzen Platz, Ball am Bein, Körpertäuschung, versetzt die gesamte Läuferreihe, zwei Haken, die Verteidigung, umspielt den Torwart, schreitet mit dem Ball ins Tor. Und dann aus Rechtsaußen - Position Nummer zwei ins kurze, jawohl ins kurze Eck. Das dritte ist ja oft besprochen worden. Heute wäre es das Tor des Jahres: Fallrückzieher aus dreißig Meter Entfernung und spitzen Winkel ins obere rechte Eck. Nummer vier dann der fliegende Kopfball in die Flanke von Jütten Rudi.

Jetzt fragt ihr so - und warum hat man nie etwas von diesem Mann gehört außerhalb dieser Gegend? Der müßte doch Weltstar...

Jawohl - aber das ist ja die Crux: Etzen Küppers ist nicht größer als ein Meter vierundfünfzig, nicht älter als 22 Jahre geworden. Und wenn du mich fragst - beides hängt sogar zusammen. Dabei hat jeder hier darauf geachtet, daß ihm nichts passiert. Vielleicht war das sogar falsch. Das fing doch schon an in der Lehrwerkstatt. Die Kurzen damals kriegten eine einfache Kiste vor die Werkbank geschoben. Darauf standen sie. Etzen Küppers stellten sie eine Fußbank aus Mahagonie hin, gepolstert. Beim Feilen durfte er Handschuhe tragen. In der Amaturenabteilung bei uns, später - wehe wenn er mal mit anfassen sollte, Aggregat aufheben. »Wenn ich dat nochmal sehe, Etzen, daß Du da mit anpacks; Herrgottnochmal denk doch an das Spiel am Sonntag«. Oder wenn er in der Kneipe saß. Nach zwei Bieren schon kamen sie an: Etzen laß das, Sonntag haben wir ein schweres Spiel. Ne, ne, der war kein Liliputaner, so nicht. Da war alles proportioniert. Nur alles kleiner, kürzer als bei den anderen, zerbrechlicher. Das ist es ja. Deshalb paßten ja alle so auf ihn auf. Und was der gegessen hat, um stämmiger zu werden! Hatte doch den Freitisch im Prinz von Preußen. Nichts genutzt. Dann fuhr der alte Müller-Balzenbeck mit ihm zu einem Spezialisten in die Schweiz, und der wollte ihm die Knochen brechen, Stücke dazwischenschrauben oder was weiß ich. Der Spezialist kann von Glück sagen, daß der alte Müller-Balzenbeck ihm selbst nicht die Knochen gebrochen hat.

Es war nichts zu machen. Etzen Küppers wuchs nicht weiter. Und das war bitter. Die anderen, die er jederzeit an die Wand spielte, zogen an ihm vorüber: Coco Schneider zum VFL Bochum, Jütten Rudi nach Herta und der lange Rüßmann sogar auf Schalke.

Was aus ihm geworden ist? Manne, erzähl Du.

Mir tut das weh. Es steht heute ja noch immer ein frischer Blumenstrauß unter seinem Foto im Vereinslokal. Also ich will es euch sagen: Sie mußten ihn nach Aplerbeck bringen. Da haben wir ihn mal besucht, Fänä Spormann und ich, lag da schon nicht mehr bei den ganz schlimmen Fällen, die den ganzen Tag toben. Ein Wärter brachte ihn nach draußen. Wir sind

durch den Park spazieren gegangen, haben erzählt von den letzten Spielen, gesagt, wie er uns fehlte, und wie alle auf ihn warteten. In eine Kutsche, achtspännig, bringen wir dich nach Hause, haben wir geflunkert, paß auf, bald ist es soweit. Er gab uns nicht mal die Hand, als wir uns verabschiedeten. »Arschlöcher seid ihr alle« - das ist das einzige, was er gesagt hat. Zwei Monate später war Etzen Küppers tot - der größte Fußballer aller Zeiten.

Konkret-Sport 1982, S. 93

**Hans-Ulrich Klose**

# Mein Idol

**"Sage mir, wer dein Idol ist, und ich sage dir, wer du bist. Ob das auch für heimliche, offene, ernsthafte, feuchte, vergangene, jugendliche, zukünftige und für Schwärmereien an und für sich gilt, können wir getrost den Hobby- und Profi-Psychologen überlassen...**

**Über Björn Borg**

Ich weiß, was Sie denken: Tennis ist ein schrecklich feiner Sport(?), vor allem schrecklich teuer, nicht nur die Ausrüstung, auch die Beiträge im Club - es heißt immer Club, nie Verein. Weswegen unsereiner auch Schwierigkeiten hat, sich zu seinem Sport zu bekennen. Das geht nie ohne Vorbemerkung; etwa so: früher habe ich auch Fußball gespielt, ganz früher sogar in einem Verein, aber irgendwann ging's nicht mehr, man wird schließlich älter...

Wie ich solche Erklärungen hasse. Als wäre ich sportlich schon auf Golf gekommen! Nein, nein, nichts dergleichen. Ich sage Ihnen, der Sie offenbar nichts davon verstehen: Tennis ist nicht nur teuer, sondern richtiger Sport. Und wer einmal damit angefangen hat - in echt, meine ich -, der schert sich nicht mehr um die gesellschaftliche Relevanz; der ist in und drin und kommt davon nicht mehr los. Nicht nur im Spiel, sondern auch, wenn andere spielen! Und damit bin ich endlich bei Björn Borg.

Sie wissen, wen ich meine: den Mann aus Schweden, der heute in Monte Carlo lebt - wegen der Steuern - und der so unglaublich gut Tennis spielt. Seine Rückhand zum Beispiel, diese beidhändig geschlagene, überrissene Rückhand, die so vernichtend und präzise trifft, cross hinter's Netz, unerreichbar für den Gegner - armer Jimmy!

Wer das sieht und nachempfindet, weil er es selber versucht hat, der weiß, was Sache ist. Und dann fängt das Grübeln an. Einmal einen solchen Passierschlag anbringen, präzise und zweckmäßig und frei von jenem gut Teil an Zufälligkeit, auf das unsereiner angewiesen ist, wenn er das Spiel machen will. Ich sage Ihnen, das treibt mich um. Kein Scherz, manchmal träume ich davon. Und solche Träume sind immer eine Mischung aus Triumph und Alp: So mußte der Schlag kommen, so hätte er eigentlich kommen müssen, so muß er morgen kommen, wenn ich gegen Walter spiele. Und dann sehe ich mich in Erwartung des Aufschlages; ich fühle den Griff in der Hand, ich schwitze, der Schläger rutscht weg, der Ball ins Aus - aus der Traum.

Ob der Borg auch solche Träume hat? Nach Niederlagen, zum Beispiel nach dem 81er Wimbledon-Finale, als er gegen MacEnroe - ausgerechnet MacEnroe - verloren hat? Da hat er nicht gut ausgesehen, stimmt. Da fehlte jene unwiderstehliche Entschlossenheit, die ihn sonst auszeichnet. Hätte er gespielt, wie er normal zu spielen pflegt ... nein, dann hatte er nie verloren. Einer wie Björn Borg., - das spürt man doch, oder? -, der ist nicht zu schlagen, wenn er normal spielt. Wenn der verliert, dann nicht, weil der Gegner besser ist, sondern weil er selbst schlecht - Verzeihung, weil er nicht normal gespielt hat. Bei einem wie Borg gibt es nur uneigentliche Niederlagen, die eigentlich Siege sind.

Sie bezweifeln das, weil er, wenig später, in Flushing Meadows wieder verloren hat; wieder gegen diesen MacEnroe? Warten Sie ab: beim nächsten Mal wird er's dem schon zeigen. So wie ich es Walter zeigen werde, wenn der mir wieder seinen eklig angeschnittenen Aufschlag serviert. Ich weiß, wie's geht. Sehen *Sie* sich doch den Borg an, wie der schlägt. Oder stellen Sie sich vor, wie er den Ball hätte schlagen können. Der ist sein Geld wert. Und Tennis auch.

Konkret-Sport 1982, S. 94

**Hermann L. Gremliza**

# Mein Idol

**"Sage mir, wer dein Idol ist, und ich sage dir, wer du bist. Ob das auch für heimliche, offene, ernsthafte, feuchte, vergangene, jugendliche, zukünftige und für Schwärmereien an und für sich gilt, können wir getrost den Hobby- und Profi-Psychologen überlassen...**

**Über Robert Schlienz**

On revient toujours

à ses premiers amours

Meine erste Liebe war Robert. Für ihn trug ich ein rotes Trikot mit weißem Kragen und weißen Bördchen, die zweiten Farben des Vereins. Für ihn ließ ich den linken Ärmel leer an der Seite herunterbaumeln, wenn ich den eiernden, weil mehrfach gestopften Lederball über die hubbeligen Wiesen am Dorfrand trieb, bis dort kein Gras mehr wuchs. Für ihn war ich der »Schlienz« von Gerlingen.

Der richtige Schlienz wohnte auf der anderen Seite der Stadt, in Cannstatt, wo er ein Sportartikelgeschäft betrieb. Dort hatte mir mein Vater das Trikot gekauft, das in den zweiten Farben; die ersten, weiß mit rotem Brustring, waren nicht vorrätig in meiner Größe. Es sollte noch dreißig Jahre dauern, bis mir ein pedantischer Mensch den Kindertraum vom Trikot mit Brustring erfüllte, in Größe 56, wenn sie wissen, was ich meine.

Näher als damals, getrennt bloß durch den Ladentisch, bin ich Robert Schlienz nur noch gekommen, wenn er sonntags zum Schuß ausholte und ich meinem Vordermann in der Untertürkheimer Kurve in den Hintern trat. Ich beneidete meinen Vater, um seine »persönliche Beziehung«, weil er noch Roberts Vater hatte spielen sehen, den sie »Schlankele« riefen, als Torwart beim FV Zuffenhausen.

Bevor Robert Schlienz den Unfall hatte, mit dessen Folgen ich mich auf Gerlingens Wiesen solidarisierte, war er Mittelstürmer und Torschützenkönig der süddeutschen Oberliga gewesen. 46 Tore in einer Saison. Doch als ich ihn kennenlernte, trug er den linken Ärmel schon hochgewickelt bis zum Oberarmstumpf und auf dem Rücken die Nummer 5; damals hieß das Mittelläufer.

Tatsächlich war Robert Schlienz, zwanzig Jahre vor der Einführung diese Berufs in den deutschen Fußball, der erste Libero. Er spielte wie heute Bruno Pezzey von der Eintracht, nur noch besser: Schlienz roch die Gasse, in die der Ball gespielt werden würde, kurvte den gegnerischen Außenstürmer aus, schickte den Mittelstürmer mit einer Körpertäuschung auf den halben Weg zum Werkstor von Daimler, jede Kopfballabwehr fand den eigenen Mann. Schlienz am Ball hieß: Szenenapplaus.

Und wenn es schlecht stand um den VFB, den Verein für Bewegungsspiele von 1893, wenn ein Unentschieden drohte oder gar eine Niederlage, dann ging Robert in den letzten fünfzehn Minuten nach vorn und riß das ganze Spiel herum. Mit dem Ball am Fuß übers ganze Feld, immer in leichter Schräglage, um das auf der linken Seite fehlende Gewicht auszugleichen, foppend, täuschend, dribbelnd, köpfend, schießend. Er machte den VFB Stuttgart zum Deutschen Meister, 1950 und 1952, und zweimal zum Pokalsieger. Gewiß, auch Karl Bögelein, der Keeper, Kalli Barufka, unser erster Import von Ruhr-Adel, Rolf Blessing und der beinharte Rechtsverteidiger Retter hatten was dazugetan. Aber Robert Schlienz hatte vollendet. Ohne ihn ist der VFB Stuttgart nie wieder was geworden: nicht mit den Nationalspielern Waldner und Geiger, nicht mit den Importen Gilbert Gress und Bo Larsson, nicht mit den Förster-Brüdern und mit Hansi Müller auch nicht.

An Schlienz lernte ich den Bundestrainer Sepp Herberger hassen, lange bevor ich ihn verachten lernte. Wie er sich wand, wie er siebenundzwanzig Ausreden erfand, um dies Fußballgenie nicht in die bundesdeutsche Auswahl nehmen zu müssen, und wie er erst dann, als seine Pfälzer Kumpel ein Bein nicht mehr vor das andere kriegten, sich beugte, Robert Schlienz kurz vor dessen Abschied vom Fußball doch noch ein paarmal »berief« (Robert war auch dann noch der beste Mann auf dem Platz), daran fühlte ich damals, was ich heute an Derwall nur noch begreife: den professionellen Kretinismus des Deutschen Fußball-Bundesgartenzwergs.

Robert Schlienz hatte den VFB zu meinem Verein gemacht. Lange nachdem ich das Musterländle (ohne Wert) geflohen hatte, hing ich seinetwegen den Weißen mit dem roten Brustring an, und manchmal gab es einen, den Rolf Blessing erst und zuletzt den Hermann Ohlicher, der mir die Treue erleichterte. Bis Gerhard Meyer-Vorfelder kam, der Mann aus der Staatskanzlei des Hans Filbinger, und den VFB nach seinem und seines Marinerichters Bilde formte. Der, wenn er nicht gerade als (inzwischen) Kultusminister von Baden-Württemberg ein Berufsverbot gegen einen Lehrer verhängt, als Analphabet und Vereinspräsident in der Stadionzeitung Sätze schreibt wie: »Der herunterkrachende Erwartungshorizont wird uns schon nicht erschlagen«. Oder: »Ich wünsche mir beinahe, Trainer und Vereinsführung wären Rindviecher, denn

dann würde der VFB von der alten Volksweisheit begünstigt, wonach das Glück ein Rindvieh ist und sich gerne zu seinesgleichen gestellt.«

Das aktuelle Volk von Baden-Württemberg wählt zwar solch reaktionäre Seggel, die alte Volkswahrheit aber widersetzt sich: Trotz idealer Voraussetzungen - Meyer-Vorfelder und Trainer Sundermann - sucht das Glück nicht ihresgleichen, und der VFB kämpft gegen den Abstieg.

Verzeih, Robert, aber zum ersten Mal wünsch ich mir beinahe...

Konkret-Sport 1982, S. 95

**Horst Herrmann**

# Mein Idol

**"Sage mir, wer dein Idol ist, und ich sage dir, wer du bist. Ob das auch für heimliche, offene, ernsthafte, feuchte, vergangene, jugendliche, zukünftige und für Schwärmereien an und für sich gilt, können wir getrost den Hobby- und Profi-Psychologen überlassen...**

**Über Hansi Müller**

Soweit das einem bundesdeutschen Wissenschaftler überhaupt möglich ist, schwärme ich seit langem für Hansi Müller vom VfB Stuttgart. Er ist zwar nicht gerade mein Idol. So weit lasse ich ihn nun doch nicht kommen. Doch spielt er Fußball - und der läßt sich nun einmal ganz besonders gut auch passiv spielen, von mir, am TV, Samstag für Samstag. Das ist mein Wort zum Sonntag.

Außerdem spielt er, falls er nicht gerade verletzt ist, für die einzige Schwabenmannschaft in der Bundesliga, was einem Schwaben, der wie ich beruflich ins feindliche Preußen verschlagen worden ist, nicht wenig bedeutet. Gewinnt Hansis Verein gar, was neuerdings recht selten vorkommt, hänge ich, sehr zum Leidwesen meiner Frau, ein Handtuch mit den VfB-Farben aus dem Fenster des Arbeitszimmers. Und die Münsterländer Nachbarn sehens mit Erstaunen.

Hansi sieht auch noch blendend aus, was ich, mit Bauch und mit Glatze, nur mit Neidgefühlen feststellen kann. Leider werde ich nie mit ihm konkurrieren können. Er ist mir um Längen voraus.

Das hängt, was mich betrifft, vielleicht auch mit der Tatsache zusammen, daß ich während meiner ganzen Schulzeit nur ein einziges Mal die Kletterstange hochgekommen bin, von meinen Übungen an so schrecklich sportiven Geräten wie Reck und Barren ganz zu schweigen. Meine Turnlehrer verzweifelten jedenfalls an dem »nassen Sack«. Als ich es satt hatte, mich Jahr für Jahr mit einem »Mangelhaft« im Sport zieren zu lassen, dem nicht einmal das geringste »Plus« angefügt werden konnte, habe ich mich amtsärztlich von dem Ganzen »befreien« lassen. Und aus war es mit der Ertüchtigung. Künftig hatte ich Bälle einzufetten, mit denen jene, die schon damals junge Hansis waren, ihren Fußball spielten. Ich aber schaute, in sicherer Entfernung, zu.

Klügere mögen meine Projektionen interpretieren. Ich für meinen Teil freue mich bereits auf den nächsten Samstag.

Konkret-Sport 1982, S. 95

**Horst Königstein**

# Mein Idol

**"Sage mir, wer dein Idol ist, und ich sage dir, wer du bist. Ob das auch für heimliche, offene, ernsthafte, feuchte, vergangene, jugendliche, zukünftige und für Schwärmereien an und für sich gilt, können wir getrost den Hobby- und Profi-Psychologen überlassen...**

**Über Steve Reeves**

Schreckliche Erinnerungen an die 50er Jahre: der Geruch nach Linoleum und kaltem Schweiß in Turnhallen, deren Folterinstrumente 'Kinder' des Führers ertüchtigt hatten. Da war eine Feuerwehrleiter, die hörte niemals auf - und am Fuß stand ein kriegsversehrter Sportlehrer, dessen halbe Lunge pfiff und der den Dunst unversehrter reichsdeutscher Größe verbreitete. »Königstein, Memme«, hustete er. Ich hing irgendwo zwischen Himmel und Erde, die Jungs aus der Klasse lachten sich halbtot, ich wollte sterben. SPORT!!! Mein Vater spielte Fußball; »Deutschland gegen ... «, Fritz Walter in der Kneipe »Gröpelinger Krug« - ich habe nur betreten auf meine Spreiz-, Knick-, Senk-, Plattfüße geguckt. »Sport teilgenommen«, später: »durch Attest befreit« - das Stigma des Nachkriegskindes, schlecht ernährt und Hühnerbrust. Wenigstens einmal waren die schlechten Zeiten für was gut.

Aufgewachsen im Werftarbeiter-Viertel Bremen-Gröpelingen. Gesetz der Straße, Kampf, Wettbewerb, Rock'n'Roll. Wer da nicht mitkommt, entschließt sich zum besessenen Lernen. Das hab ich gemacht. Und mich heimlich in all die Größe, Kraft und Schönheit reinfanatisiert, die die Helden aus Schwabs »Sagen des Klassischen Altertums« besetzten. Im Kino hat sich das Mitte der 50er Jahre erfüllt. Aus Italien kamen »Antikfilme« mit fleischbepackten Bodybuildern. Mein erstes Idol ('Sportidol' kann man da wohl sagen) war STEVE REEVES. Steve Reeves als Herkules - löst locker alle mythischen Aufgaben, sieht blendend aus, kriegt zum Schluß auch die Jungfrau (wenngleich er mindestens einmal in die Fänge meist schwarzhaariger Mätressen oder Zauberinnen geraten mußte - diese Weiber wurden gerechterweise vom Schwert oder Blitz getroffen).

Steve Reeves also war mein Idol. Das war auch die Zeit meines ersten heftigen Verliebtseins (12 oder so). Sie hieß Brigitte und hatte als einziges Mädchen in der Klasse schon einen wundervollen Busen. Ich wollte mit ihr immer ins Kino. Brigitte aber hatte sich einen drei Jahre älteren Jungen ausgeguckt - und der ausgerechnet hatte sich zuhause eine kleine Folterkammer eingerichtet, in der er nach Steve-Reeves-Vorbild seine Muskeln trainierte. Ich war verzweifelt - aber für Brigitte tat ich alles. Weil Brigittes Eltern die Sache mit dem Body-Builder gerochen hatten (und - nicht ganz unbegründet - fleischliche Exzesse mit dieser Bekanntschaft zusammendachten), war ich plötzlich sehr nützlich. Denn da kam regelmäßig der brave Horst, holte die Tochter »zum Kino«ab, und alles schien bestens geregelt. Doch kaum waren wir um die Straßenecke rum, stand da schon der Body-Builder, Brigitte sank ihm an die Brust und gönnerhaft/notwendigerweise wurde ich ins Kino mitgenommen. Eine unendlich traurige Dreierkonstallation saß auf dem Rasiersitz: Brigitte, den Muskeln verfallen, der großartige Freund und das Alibi. Was sahen wir: natürlich Filme mit Steve Reeves.

Wenn ich jetzt diese muffigen Erinnerungen rekapituliere, deren pubertäre Geilheit kaum noch wiederzuerwecken ist, dann spüre ich nur eins noch genau: in der Magengegend ein ganz wehes Kneifen und in der Nase den Geruch von frischer Minze, von Wrigleys Spearmint. Denn wann immer der Body-Builder seine Posen vorführte, kaute er provozierend auf einem Wrigley rum. Jetzt fällt mir noch etwas ein: der Junge war ziemlich kleingewachsen.

Konkret-Sport 1982, S. 96

**Annette Humpe**

# Mein Idol

**"Sage mir, wer dein Idol ist, und ich sage dir, wer du bist. Ob das auch für heimliche, offene, ernsthafte, feuchte, vergangene, jugendliche, zukünftige und für Schwärmereien an und für sich gilt, können wir getrost den Hobby- und Profi-Psychologen überlassen...**

**Über Hans-Jürgen Bäumler**

Mit neun Jahren wollte ich zum Ballett - wegen der Spitzenschuhe und dem Tüllrock. Aber die Eltern schickten mich zum Blockflötenunterricht bei den Anthroposophen und holten einen Klavierlehrer. Auf dem nächsten Geburtstagstisch lagen Eisenrollschuhe (verstellbar von Größe 32 bis 40) von Oma. Annegret, meine beste Freundin, fuhr schon ein neueres Modell mit Gummirädern. Statt Flöte und Klavier übte ich nun mit Annegret rückwärtslaufen auf einem Parkplatz.

Die erste Bekanntschaft mit Hans-Jürgen Bäumler machte ich bei der Europameisterschaft im Paarlauf 1958. Weil die Eltern Fernsehen für Schund hielten (das kam erst fünf Jahre später ins Haus) mußte ich ab und zu bei Annegret übernachten. Schwärmend saßen wir vor dem Gerät, wenn Hans-Jürgen und Marika um Gold oder Titel liefen - manchmal sogar noch nach 21 Uhr. Wir dachten an unsere eigenen Pirouetten und Achten und waren sicher, daß Marika nur wegen Hans-Jürgen so schön lief. Wenn er Annegret und mich so wirbeln, hochschleudern, auffangen und drehen würde, hätten wir das auch gekonnt. Blond waren wir auch.

Jetzt übten Annegret und ich Paarlauf: Abwechselnd waren wir Hans-Jürgen oder Marika. Mit elf zeigten wir an der Hauptverkehrskreuzung Hagen-Dortmund-Wetter dem einkaufenden Kleinstadtpublikum unser Repertoire. Bewundernde Blicke waren selten, häufiger die Bemerkung: »Ein Bürgersteig ist keine Rollschuhbahn! « (Herdecke war eben kein Ort für Künstler.)

Zu dieser Zeit lief das russische Paar Protopopow gegen Hans-Jürgen und Marika um die Weltmeisterschaft 1962. Jeder erinnert sich bestimmt an ihren unglücklichen Sturz - Annegret und ich trauerten eine Woche. Währenddessen wurde uns klar, wenn uns einer vor Flöte, Klavier oder Schule retten konnte, dann nur Hans-Jürgen. Irgendwann mußte er doch einfach mal über diese Kreuzung nach Dortmund fahren; dort gab es schließlich die Eissporthalle. Kein Zweifel, Hans-Jürgen würde uns sehen, besonders natürlich mich, würde den weißen Mercedes anhalten und sagen: »Ab jetzt lauf ich nur noch mit Dir! «

Zig-Nachmittage lang schepperten die Rollschuhe über den Bürgersteig an der Kreuzung »Dortmund 19 km«. Ich dachte an Hans-Jürgen - aber nichts geschah, außer, daß ich älter wurde. Der Traum verblaßte, und langsam verdrängte das Klavier wieder die Rollschuhe. Hitparaden im Radio wurden wichtiger: Around and around, You really got me, Please please me.

Mit der Liebe zu Hans-Jürgen war es dann endgültig aus, als er anfing zu singen: »Aber mein Herz ist alleine«. Da hatte ich bereits neue Idole, bessere: Kinks, Rolling Stones, Beatles. Bald danach verkrachte ich mich auch mit Annegret. Den Rest gab mir dann der Film: »Die große Kür«. Das war das Ende.

Mein Idol Hans-Jürgen wurde für mich so uninteressant wie Ludwig Erhard.

Konkret-Sport 1982, S. 96

**Luc Jochimsen**

# Mein Idol

**"Sage mir, wer dein Idol ist, und ich sage dir, wer du bist. Ob das auch f□ r heimliche, offene, ernsthafte, feuchte, vergangene, jugendliche, □ uk□ nftige und f□ r Schw□ rmereien an und f□ r sich gilt, k□ nnen wir getrost den Hobb□ - und Profi-Ps□ cholc □ berlassen...**

**Über Ihren Jockey**

Wehe, ich hätte meinen Klassenkameradinnen, Freunden oder Eltern etwas davon erzählt, wie ich schwärmte für diesen Mann, o-beinig, in der papageienbunten Seidenkluft, vielleicht 1,50 in groß, genau 48 kg schwer (das Gewicht wurde jeden Sonntag mehrmals laut vorgemessen), mit dem langen dünnen Hals über einem mit Goldnadel zusammengehaltenem Schal, mit dem Greisengesicht unter der runden schwarzen Schirmkappe, der immer mit verschränkten Armen im Vorführring wartete, zuversichtlich lächelnd, der dann, Zügel und Peitsche sortierend, zum Aufgalopp ritt und der dann ein Rennen nach dem anderen gewann ... in Frankfurt am Main-Niederrad, in den 50iger Jahren.

Hat nie das Derby gewonnen. War ausserhalb von Frankfurt auch nicht besonders erfolgreich. Dort aber - da war er mein absolutes Idol. Machte mich übrigens früh wirtschaftlich unabhängig. Mein bescheidenes Schülerinnen-Taschengeld als Einsatz, habe ich gewettet: Sieg-Einlauf-Platz. Und mehr gewonnen als verloren. Offiziell war das für Jugendliche meines Alters natürlich verboten. Aber die alten Herrn in den Wetthäuschen kannten mich schon. Wir hatten abgemacht, daß ich die Wettgeschäfte im Auftrag meines Vaters tätigte. Ansonsten nötigte ihnen meine kaltblütige Wettkunst Respekt ab - davon war ich jedenfalls überzeugt.

Kurz: mein Sport-Idol war ein Provinz-Jockey - und ich war so gut wie jeden Renn-Sonntag auf dem Rennplatz. Und an Trainingsmorgenden auch. Damals hatten wir noch Schicht-Unterricht in Frankfurts Schulen. Eine Woche vormittags, eine Woche nachmittags. So konnte ich mein Jungmädchendasein wenigstens jede zweite Woche nach »ihm« ausrichten. Ich ritt dann früh morgens mit raus zum Training. Ich hatte schließlich ein eigenes Pferd. Das heißt, Pferd ist vielleicht ein zu großes Wort. Es war eine Art Panje, ein Kriegsbeute-Kleinpferd aus dem Karst, das wir seit Kriegsende im Stall neben den Speditionspferden der Firma hatten, r die mein Vater arbeitete.

Und mit diesem Pferd bereitete ich mich auf ein Reiterleben vor. Es war nur noch nicht entschieden: ob zu Pferd im Zirkus oder auf der Rennbahn. Im Zirkus nahmen sie Mädchen auf - auf der Rennbahn nicht. Das war das große Problem. Jockey-Lehrling konnten Mädchen nicht werden. Das war Gesetz, geschrieben oder ungeschrieben, verfassungswidrig, aber ehern. Als junge, von amerikanischer Re-Education geprägte, Demokratin war ich davon überzeugt, daß es schlicht eine Frage der Zeit sein würde - und so lange ging ich - zur Erleichterung meiner Mutter - eben weiter aufs Gymnasium.

Dann ereignete sich der erste Sturz. Ein Sturz beim Siegen. Es war ein Kopf-an-Kopf-Sieg, aber der Richterspruch war gefallen und eindeutig, da brach das Pferd zusammen, das Idol stürzte. Im Rasen war ein Loch nicht gut genug festgeklopft worden... Die Saison hatte gerade erst begonnen, wochenlang Rennen ohne den Star, den Favoriten-Jockey. Manchmal sah ich ihn in der 3. Reihe der Tribüne, beide Arme in Gips. Schal und langweilig wirkte der ganze Rennbetrieb. Es fehlte ihm einfach der Glanz des Heroen. Dann die Ankündigungen im Sportteil der Frankfurter Zeitungen: Er kommt wieder, welch ein comeback? Fotos von Trainingsrunden, Prognosen für die ersten Ritte, Interviews.

In einem dieser Frage-und-Antwort-Spiele war auch die Rede davon, daß möglicherweise in Zukunft die Jockeylaufbahn auch für Frauen geöffnet werden würde oder könnte oder möglicherweise sogar sollte. Sagte mein Idol ganz klipp und klar: »Wenn Sie mich fragen, das ist nichts für eine Frau - eine Frau gehört in die Familie, ins Haus, nicht auf die Rennbahn, nicht in den Sattel jedenfalls - auf den Tribünen, ja, das ist etwas anderes, was wären unsere Rennen ohne die schönen Frauen, die uns anspornen und lächelnd zuwinken, ohne ihre Eleganz?«

Das war dann der zweite Sturz. Er war endgültig.

Konkret-Sport 1982, S. 97

**Günter Wallraff, Günter Mielke**

# Mein Idol

**"Sage mir, wer dein Idol ist, und ich sage dir, wer du bist. Ob das auch für heimliche, offene, ernsthafte, feuchte, vergangene, jugendliche, zukünftige und für Schwärmereien an und für sich gilt, können wir getrost den Hobby- und Profi-Psychologen überlassen...**

***WALLRAFF.*** Marathonlauf, sagt man, ist nicht nur Talentsache, sondern vom Hintergrund her eine »Macke«. Oder wie würdest du es ausdrücken?

**MIELKE:** Talent ist so eine Sache. Die Frage des läuferischen Talents dreht sich um die Funktionen, die jeder einzelne entweder genetisch mitbekommen hat oder die sich durch Entwicklung eingestellt haben. Wenn man zum Beispiel vor der Pubertät gezielte Reize setzt, kann man von der Wahrscheinlichkeit ausgehen, daß der Reiz einen bestimmten Erfolg hat. Wenn dann noch bestimmte genetische Veranlagungen hinzukommen, ist die Wahrscheinlichkeit sehr groß, daß daraus mehr wird als nur Talent.

***WALLRAFF.*** Und die Motivation selbst? Woher kam bei dir die Motivation, als du noch nicht der erfolgreiche Läufer warst?

**MIELKE:** Ich glaube, ich beschreite bewußt oder unbewußt einen Weg, der am schnellsten zum Erfolg führt.

***WALLRAFF.*** *Aber* du würdest auch laufen, wenn du keinen Erfolg hättest?

**MIELKE**: Ich glaube nicht. Ich denke zu sehr erfolgsbezogen. Aber ich kann mich daran erinnern, daß ich früher sehr streitlustig und aggressiv war. Das hat sich durch das Laufen gänzlich verloren.

***WALLRAFF:*** Wie alt warst du, als du anfingst zu laufen?

***MIELKE.*** Zwölf Jahre.

***WALLRAFF:*** Und du hast alles gemacht? Auch Waldläufe etc? Und hat es Spaß gemacht?

**MIELKE:** Wenn du Erfolg hast, ist es ja keine Arbeit. Und ich hatte ziemlich schnell Erfolg.

***WALLRAFF.*** Wann hast du aufgehört?

**MIELKE:** Da war ich 22 Jahre alt und Dritter bei den deutschen Meisterschaften über 10.000 Meter. Ich war nicht mehr motiviert.

***WALLRAFF:*** *Wie* lange hast du Pause gemacht?

**MIELKE**: Etwa drei Jahre Wettkampfpause.

***WALLRAFF.*** Und wie kamst du erneut zum Laufen?

**MIELKE:** Zufällig. Ich habe hier in Köln eine Begabtensonderprüfung zur Aufnahme für die PH gemacht. Zur Vorbereitung darauf bin ich 5.000 Meter gelaufen, und zwar mit 18:34, also mehr als vier Minuten langsamer als meine ehemalige Bestzeit. Darüber habe ich mich dermaßen geärgert, daß ich sofort angefangen habe zu trainieren, um wieder schneller zu werden.

***WALLRAFF:*** Obwohl du den Lauf bei der Prüfung gewonnen hattest?

***MIELKE:*** Ja. Ich bin dann drei Tage hintereinander 5.000 Meter gelaufen und jeden Tag eine Minute schneller geworden. So habe ich festgestellt, daß die alten Möglichkeiten noch da waren. Nach einigen körperlichen Schwierigkeiten fing ich wieder richtig an und gehörte dann sehr schnell zu den Spitzenläufern. Manfred Steffen hat in seinem Buch über Marathon-Training einen Begriff benutzt, mit dem ich dieses Phänomen beschrieben habe: Biochemisches Erinnerungsvermögen des Körpers. Ich glaube, daß ganz bestimmte biochemische Ketten im Körper gebildet werden, die später dann bei bestimmten Reizen wieder abgerufen werden können.

***WALLRAFF:*** Nun sind Unterbrechungen ja wahrscheinlich wichtig.

***MIELKE:*** Wenn man sich die früheren deutschen Jungmeister ansieht - die sind fast alle in der Versenkung verschwunden. Ich glaube, irgendwo liegt da das Problem der psychischen Belastbarkeit. Wenn man sich jahrelang physisch und psychisch derartig belasten muß, sei es durch eigene oder äußere Motivation, dann hält man das nicht lange durch.

***WALLRAFF:*** Das müßte durch spielerische Übungen unterbrochen werden und nicht nur Leistungsdrill sein. Immer im Training zu sein zermürbt ja unwahrscheinlich.

***MIELKE.*** Beim Langstreckenlauf ist es wieder ganz anders. Als Sprinter kannst du ja von heute auf morgen Spitzenklasse sein. Beim Langstreckenlauf dauert es mindestens vier Jahre. Diese Durststrecke zu überstehen bedeutet schon sehr viel Persönlichkeit und psychische Stärke. Bei mir war es so, daß ich irgendwann gespürt habe, daß ich noch andere

Möglichkeiten habe. Als ich dann das erste Mal Marathon lief, bin ich gleich 2'21 gelaufen. Das war mein erster ernsthafter Lauf 1971 in Essen. Das psychologische Moment war dabei unheimlich stark: Ich hatte diesen schwierigen Lauf mit einer guten Zeit gewonnen.

***WALLRAFF.*** Warst du danach nicht völlig erschöpft?

***MIELKE:*** Ich habe bisher noch keinen Marathon-Sieger gesehen, der zusammengebrochen ist. Ich habe schon den 2., 3., 4., oder 5. gesehen, der zusammengebrochen ist, aber nie den Sieger.

***WALLRAFF:*** Interessant: Wie trainierst du?

***MIELKE:*** Im großen und ganzen hat sich mein Training nicht sehr verändert. Ich bin immer noch 5.-10.000-Meter-Läufer. Ich kann mir nicht ständig zuviel und zu lange Strecken beim Training vornehmen. Das belastet mich psychisch zu sehr. Es muß immer überschaubar sein. Ich suche mir bestimmte Strecken aus, die ich immer wieder laufe, weil bekannte Strecken am einfachsten sind. Ich versuche auch immer, möglichst schnell zu laufen.

***WALLRAFF.*** Wie sieht dein Tagespensum aus?

***MIELKE:*** Ich laufe während der Wettkampfzeit täglich zweimal: morgens und mittags. Um sechs Uhr vor der Schule sieben Kilometer, aber nicht im Winter. Dann wieder mittags nach der Schule.

***WALLRAFF:*** Wie man trainiert, hängt das mit dem Alter zusammen?

***MIELKE:*** Ich glaube, da kommen wir an grundsätzliche Probleme. Es gibt die sogenannten motorischen Grundeigenschaften: Kraft, Schnelligkeit und Ausdauer. Und dazu kommt meistens mindestens noch eine andere Größe hinzu, die man Beweglichkeit nennt. Ganz allgemein läßt sich feststellen, daß je älter der Mensch wird, er immer mehr an diesen motorischen Grundeigenschaften einbüßt. Wenn wir die Läufer mit zunehmendem Alter betrachten, ist von den motorischen Grundeigenschaften nur noch die eine da, nämlich Ausdauer.

***WALLRAFF.*** Und die kann sich sogar noch verbessern.

***MIELKE:*** Ja, obwohl, es gibt Ausnahmen. Der Jesse Owens ist in verhältnismäßig hohem Alter und nur, weil man ihn dazu überredet hat, eine phantastische Zeit über 100 yards gelaufen. - Es ist für die meisten nicht eine Frage des Alters, sondern der beruflichen Situation. Ich bin als Lehrer in der glücklichen Lage, mir meine Zeit weitgehend einteilen zu können, und ich kann meinen Beruf zum Beispiel in den Ferien unter sportliche Belange unterordnen, um mich regelmäßig in Hochform zu bringen, in einem regelmäßigen Rhythmus.

***WALLRAFF:*** Das heißt, dann trainierst du statt zweimal dreimal am Tag?

***MIELKE.*** Nein, davon bin ich ab. Das bringt nichts. Das lohnt sich nicht über einen kurzen Zeitraum, daran kannst du den Körper nur in sehr langer Zeit gewöhnen. Aber wer hat die Zeit? Wenn wir wüßten, mit welchen Reizen wir welche Wirkung erzielen können und nicht nur von Theorien ausgehen würden! Als Weltrekordler benötige ich eine total andere Energiebereitschaft als für einen Langstreckenlauf. Alle meine Jahresbestzeiten im Marathonlauf waren nach einer langen, langen Pause.

***WALLRAFF.*** Wie stehst du diese langandauernde Einsamkeit bei einem Wettkampf durch? Wie gehst du an einen Wettkampf ran? Du weißt ja nie, ob und wie du am Ziel ankommst?

***MIELKE:*** Doch. Ich habe meinen Lauf vorher programmiert. Unter normalen Umstände komme ich an. Die Frage ist nur, wann werden die Zeiten sein, in denen es dir schlecht geht.

***WALLRAFF:*** Du hattest ja nicht immer nur mit deinen Gegnern zu kämpfen, sondern auch mit den Funktionären.

***MIELKE.*** Motivation kann ja auch eine Motivation des Widerstands sein, kann Haß sein. Das kann sehr stark sein. Da brauche ich mir nur gewisse Funktionäre vorzustellen! Als ich bei der Olympiade 1972 alles auf eine Karte setzte beim 10.000-Meter-Lauf, bei 3.000 Meter schon an der Bestzeit heran war und bei 5.000 Meter wegen zu großer Sauerstoffschuld aufgeben mußte, drohten mir die Sport-Funktionäre, mich aus dem olympischen Dorf auszuschließen, weil ich den Mannschaftsinteressen geschadet hätte. Ich sollte mich entschuldigen. Ich stehe auf dem Standpunkt, Marathonlauf ist kein Mannschaftssport, sondern Einzelwettkampf. Ich laufe auch nicht für Deutschland, sondern für mich selber.

***WALLRAFF:*** Was hältst du von den neuerdings auch durchgeführten Ultra-Langstreckenläufen? Zum Beispiel 100 Kilometer auf der Bahn oder sogar 24-Stunden-Läufe? (Da steht die Weltbestzeit, glaube ich, bei 260 Kilometer, G.W.)

***MIELKE:*** Für mich wäre das nichts. Aber wer sich da verwirklichen muß, warum nicht. Ich könnte mir höchstens vorstellen, auf Laufe hinzutrainieren, wie sie jetzt in den USA im Gespräch sind; so eine Art Tour de France für Läufer, von der Ostküste zur Westküste oder von Norden nach Süden.

***WALLRAFF:*** *Wo* siehst du die Leistungsgrenzen im Marathonlauf in den kommenden Jahrzehnten?

***MIELKE.*** Ich kann mir schon vorstellen, daß irgendwann die Schallgrenze von unter zwei Stunden durchbrochen wird. Bei noch mehr Trainingskilometern pro Woche und noch härteren und schnelleren Trainingseinheiten.